Ein

Lebenslauf

und sein

Ergebniß für die allgemeine Bildung

von

Dr. J. M. Leupoldt.

Erlangen.
Verlag von Andreas Deichert.
1868.

58 — Bg.

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von Junge & Sohn.

Vorrede.

Nachdem ich in mein siebenzigstes Lebensjahr eingetreten war, drängte sich mir mehr als je das Bedürfniß eines möglichst klaren und eindringlichen Rückblicks in mein bisheriges Leben auf, der jedoch mehr und mehr auch der Zeit überhaupt gelten mußte, welcher dasselbe angehörte. Daran schloß sich aber weiter in beiderlei Beziehung von selbst auch ein entsprechender Ausblick in die Zukunft an, soweit ein solcher überhaupt möglich ist.

Von so Manchem, was sich mir dabei ergab und was ich zum Theil auch durch Aufzeichnung zunächst lediglich für mich selbst klarer zu stellen und fest zu halten suchte, durfte ich hoffen, daß es auch Andern gute Dienste leisten könnte, wenn ich Mittheilung davon machen würde. Dieß zu thun, erschien mir aber zugleich selbst um so mehr als Pflicht, in einem je schwereren Kampfe die moderne Bildung begriffen ist, der mit unwiderstehlicher Gewalt auf durchgreifendste, Segen oder Fluch für alle Verhältnisse bedingende, Entscheidung hindrängt, und je mehr es gilt, behufs des glücklichen Ausgangs, so lange es noch Zeit ist, von allen Seiten kräftig zusammenzuwirken.

Warum sich's dabei hauptsächlich handelt, das ist zwar an sich Sache eben so allgemeinen als dringenden Interesses; aber darüber herrscht bei Vielen noch große Unklarheit uud mancherlei Täuschung, dazu verhalten sich noch Viele allzu indifferent, und darauf nach Bedürfniß einzugehen, setzt bei Vielen selbst unter sonst günstigeren Um-

ständen mehr voraus, als sie aufzubieten ohne Weiteres bereit und geneigt sind. Denn Bildung ist zwar heutzutage allgemeiner als je das Losungswort. Das Verlangen einerseits, mehr und mehr namentlich auch durch Lectüre an ihr Theil zu nehmen, und das Bestreben andrerseits, ihr von allen Seiten Nahrung zuzuführen und ihr Wachsthum zu fördern, gehören mehr als je zur Tagesordnung. Allein von der einen Seite macht sich dabei leicht namentlich auch das Verlangen nach behaglicher Unterhaltung in zu günstigem Verhältnisse geltend, und was von der andern Seite darüber hinaus als geistige Nahrungsmittel geboten wird, ist vielfach nicht blos mehr gering- als reichhaltig, entspricht dem eigentlichen Zweck und wahren Bedürfnisse selbst mehr nur scheinbar als wirklich, oder ermangelt wenigstens des zur lebendigen Aneignung nöthigen geistigen Ferments zu sehr, sondern ist nicht selten auch selbst mehr schädlicher als heilsamer Art und Wirkung.

Allerdings bedarf die allgemeine Bildung namentlich auch mancher Kenntnisse blos als solcher. Allein theils kann ihr möglichst solide und gründliche nicht sowohl der blose Dilettantismus eines vielfach auch sonst nur allzu bedenklichen Literatenthums gewähren, das sich dieses Geschäfts gleichwohl bereits großentheils bemächtigt hat, sondern dazu ist vielmehr unmittelbare Handreichung von Seiten gediegener specieller Fachbildung erforderlich, die aber freilich ebenfalls nur in dem Maaße gewähren kann, was und wie es Noth thut, in welchem sie zugleich selbst schon von ächter allgemein-menschlicher Bildung lebendig durchdrungen und getragen ist — theils resultirt Bildung überhaupt nicht ohne Weiteres nur aus Bereicherung mit Kenntnissen, an denen man ja so gut, wie an Geld, reich und doch zugleich ungebildet sein kann.

Wahre Bildung gilt, über bloses Wissen, auch über alle Intelligenz überhaupt, selbst mit Einschluß wahrer voller Wissenschaft, hinaus, auch allen andern Seiten, Gebieten, Fähigkeiten und Interessen des Geistes. Auch muß sie — mehr Sache des Seins als des Habens — anstatt aus mehr nur äußerlicher Aneignung zu resultiren, vielmehr hauptsächlich aus der tiefinnerlichsten Einheit des Geistes erwachsen und auf harmonische Entwickelung und Ausgestaltung der ganzen Persönlichkeit ausgehen. Auch das jedoch nicht auf subjectives Gerathewohl oder beliebig nach diesem oder jenem Maaßstabe oder zumal von verschiedenen sich gegenseitig widerstreitenden, ja wohl möglichst ausschließenden, Standpunkten aus, als vielmehr nur nach Einem objectiv gegebenen höchsten

und allgemein giltigen Ideale, das sich gleichwohl nach Verschiedenheit der Individualitäten und Gaben, der Lebensstellung und des Lebensganges in den manchfaltigsten Modificationen ausprägt.

In Folge solcher Erwägungen gedachte ich Anfangs demjenigen, was ich etwa von den Ergebnissen meines Lebens mittheilen würde, namentlich auch dadurch leichteren Eingang und zweckmäßigere Wirksamkeit zu sichern, daß ich hie und da bis auf einen gewissen Grad auch auf die Art und Weise einginge, wie es mir als Frucht der Wirklichkeit meiner Zeit und meines eigenen Lebens erwuchs. Bei näherer Betrachtung fand ich mich jedoch gleichwohl bewogen, von solch' einer blos theilweisen Auswahl wieder abzustehen. Indem ich aber weiter erwog, daß, soweit Lectüre eigentlicher Bildung förderlich sein kann und muß, dieß in vorzüglichem Grade von vollständigeren treuen, doch sich zugleich auf ein gewisses Maaß beschränkenden, Biographieen mit ihrer unmittelbarer von Persönlichkeit auf Persönlichkeit wirkenden objectiven Wirklichkeit gilt, so entschloß ich mich, trotz mancherlei Bedenkens und Widerstrebens, mit dem ursprünglich nur beabsichtigten Inhalte dieser Schrift wenigstens eine vollständigere autobiographische Skizze in am meisten geeignet scheinender Weise zu verbinden.

Uebrigens hätte es ja dem fraglichen Lebenslaufe wohl selbst ohne den bezeichneten Zusammenhang und Endzweck nicht an aller Motivirung gefehlt. Gewähren ja doch möglichst treue Biographieen schon blos wegen der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit menschlicher Individualitäten und Schicksale immerhin ein gewisses Interesse. Zudem macht sich jede Zeit an einzelnen in ihr Lebenden so besonders geltend, daß sie dadurch auch für Andere erst vollends wirksam wird. Die Zeit aber, welcher mein Leben angehört, war und ist unstreitig eine der bedeutsamsten und, wie jede, ist auch sie zugleich Frucht ihrer Vergangenheit und Keim ihrer Zukunft. Dabei war mein besonderer Beruf und Wirkungskreis während eines halben Jahrhunderts derjenige eines Lehrers einer deutschen Universität, also einer Bildungsstätte höchsten Ranges, deren jede auch entsprechendes Interesse in Anspruch nehmen darf, und galt mein Beruf vorzugsweise wissenschaftlichen Gebieten, welche an sich der allgemeinen Bildung besonders viel gewähren können und müssen, welchen sie sich in der letzten Zeit auch mit ganz besonderem Vertrauen zuwendete, welche jedoch gleichzeitig vielfach mehr zu ihrem Schaden mißbraucht als zu ihrem Besten gehörig verwerthet wurden. Ferner

erstreckte sich mein Leben in Stadien des irdischen Menschenlebens, die Viele gar nicht oder wenigstens nicht unter gleich günstigen Verhältnissen erreichen, unter welchen sie eben doch vorzugsweise erst geeignet sind, ähnlich möglichst reife Frucht zu gewähren, wie diese bei Pflanzen erst mehr oder weniger spät nach ihrer Blüthezeit zu erfolgen pflegt. Und wenn auch endlich mein Leben nicht eben reich an wechselvollen äußeren Ereignissen, sondern ein mehr innerliches ist, so gestattet doch gerade ein solches auch mehr Anwendung auf Andere, als äußere Verhältnisse, und bedarf unsere Zeit insbesondere der Richtung nach innen um so mehr, je überwiegender sie nach außen gekehrt ist.

Der Titel dieser Schrift hebt ihre Beziehung zur allgemeinen Bildung vorzugsweise hervor, deren Interessen sie denn auch vorherrschend im Auge hat. Sie soll und kann jedoch auch specielleren Fachinteressen zu Statten kommen. Möge nur in beiderlei Beziehung auch Gott seinen Segen dazu geben!

Erlangen, Ende August 1867.

J. M. Leupoldt.

Inhalt.

1.

Abstammung — Zeit und Ort der Geburt — Jugendjahre in der Heimath.

(1794—1809.)

Die Bevölkerung des Fichtelgebirges war ältesten Zeugnissen der Geschichte zufolge eine rein deutsche. Zwar wurde sie zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert mit slawischen Elementen versetzt, diese jedoch von den deutschen jedenfalls mehr assimilirt, als das Umgekehrte der Fall war.

Kaspar Bruschius bezeichnet die Bevölkerung des Fichtelgebirges gegen Ende des 16. Jahrhunderts als „ein zwar fast grobes, hartes und starkes Volk, das Hitz und Frost in aller Müh und Arbeit wohl leiden und vertragen mag", zugleich aber auch als „ein fromm, getreu und freundlich Volk, das allerdings vor Allem zum Kriege und zu harter Bauernarbeit tauglich, jedoch gleichwohl auch gelehrter und geschickter Leute nicht gar beraubt sei, davon es auch bei andern und weit gelegenen Landen Ehr und Ruhm habe." Ungefähr ein Jahrhundert später gibt Pachelbel den Fichtelbergern das Zeugniß, daß, „obwohl ihre Sitten und Sprache ziemlich grob herauskommen, sie doch von allerlei Weltsachen vernünftig und gescheit genug zu räsoniren wissen und überhaupt so klug, nachdenklich und listig seien, daß man sich wundern müsse, was sie für judicia fällen, wenn sie treuherzig werden." Und abermals nach einem Jahrhundert gestehen ihnen Goldfuß und Bischoff zu, daß sie „in ihren Bewegungen und Handlungen zwar langsam und bedächtig seien, dieselben aber mannhaft und gesund mit Kraft und Ausdauer vollbringen und dabei unermüdeten Fleiß, Genügsamkeit, Spar-

samkeit, Treue, Aufrichtigkeit, Biederkeit, sowie liebenswürdige Gutmüthigkeit und klaren Verstand an den Tag legen, bei anscheinender Einfalt witzig seien und nicht leicht eine Antwort schuldig bleiben."

Innerhalb dieser Bevölkerung kommt der Familiennamen Leupold oder Leupolt oder Leupoldt allem Anscheine nach längst ziemlich häufig vor. Auch Ortsnamen knüpfen im Fichtelgebirge und in seiner Nachbarschaft daran an, wie Leupoldsdorf, Leupoldsgrün, Leupoldstein. Letzteres erwarb jedoch der Bischof von Bamberg Otto II. bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts von den Landgrafen Leupold oder Leupolt, die übrigens in nächster Nähe davon Besitzungen wenigstens noch im 15. Jahrhundert hatten und im 13. und 14. Jahrhundert wiederholt Bischöfe von Bamberg lieferten. Was nun meine eigene Abstammung anlangt, so bin ich zwar, wie sich demnächst ergeben wird, auch ein hochgeborner Fichtelberger, mein Wissen davon reicht aber nicht über meinen Großvater väterlicher Seits zurück und darnach geht es, von der Ortslage abgesehen, eben nicht sonderlich hoch her. Denn dieser mein Großvater war ein Bürger und Schneidermeister in Weissenstadt von sehr bescheidenen Verhältnissen. Mit einer zahlreichen Familie gesegnet, stand er jedoch gleichwohl als munterer, witziger und muthiger Mann in einem gewissen Ansehen und erreichte ein ziemlich hohes Alter. Meine Großmutter von dieser Seite war dagegen schon vor meiner Geburt gestorben, hatte aber den Ruf einer wackeren Gattin, Mutter und Hausfrau hinterlassen *).

Meine Großeltern mütterlicher Seits waren geboren, lebten und starben in Bischofsgrün, einem Pfarrdorfe in einer ringsum und besonders gegen Süden, Osten und Norden weithin umwaldeten freundlichen Oase, die vom nordwestlichen Fuße des Ochsenkopfes in das enge Thal des noch ganz jungen Main abfällt, von welchem sie mit den zer-

*) Nur möglicher Mißdeutung vorzubeugen, will ich nicht unbemerkt lassen, daß ich im Laufe der 20er Jahre durch die Zusendung einer, angeblich das Leupoldtische Familienwappen darstellenden, Zeichnung von Seiten eines mir nicht weiter bekannt gewordenen, soviel ich mich erinnere, bei der Regierung in Bayreuth bediensteten Mannes überrascht wurde, welche im Schilde drei Hahnenköpfe und über dem Helme einen vierten mit ausgebreiteten Flügeln zeigt. Da ich gerade ein Petschaft brauchte, so ließ ich mir ein solches unbedenklich darnach stechen, jedoch in den Schild über dem unteren Hahnenkopf und zwischen den beiden oberen auch noch ein von einer Schlange umwundenes Kreuz einfügen.

streuten Höfen von Birnstengel am südwestlichen Fuße des Schneeberges wieder aufsteigt. Diese Großeltern waren lange vor meiner Geburt kurze Zeit hinter einander noch in den besten Jahren gestorben. Vom diesseitigen Großvater Namens Kraus hörte ich nur als von einem munteren Fuhrmanne erzählen. Ein Bruder meiner Mutter machte aber namentlich auch durch seine Erzählungen von seinen ausgedehnten Wanderungen als Webergeselle, auf welchen er einmal in Holland auch unter „Seelenverkäufer" gerathen sei, einen lebhaften und für ihn sehr vortheilhaften Eindruck auf mich.

Mein Vater hatte ebenfalls das Schneiderhandwerk erlernt, seine Wanderschaft erstreckte sich jedoch nur wenig über den nordöstlichen Theil des Fürstenthums Bayreuth hinaus. Gleichwohl nahm er bereits in einem Alter von ungefähr 25 Jahren den ersten Rang unter den Meistern seines Faches in Weißenstadt und der Umgegend ein. Dabei war er aber ein schlichter, stiller und fleißiger Mann, lebte äußerst eingezogen, mäßig und nüchtern, besuchte selten ein Wirthshaus, dagegen um so regelmäßiger die Kirche. Doch folgte er auch dabei mehr nur schlicht und recht der glücklicher Weise noch vorhaltenden älteren Sitte, war in aller Stille seelenvergnügt, machte gelegentlich kurz und gut eine witzige Bemerkung, konnte jedoch jeweilig auch in eine rasch vorübergehende Zornaufwallung versetzt werden. Späterhin gab er sein Handwerk auf, lebte aber noch längere Zeit hernach gesund, zufrieden und stille dahin und starb in einem Alter von 84 Jahren.

Meine Mutter hatte, frühzeitig Doppelwaise geworden, bald ein gutes Fortkommen als Köchin in Bayreuth, Hof und bei adeligen Familien des Voigtlandes gefunden, bevor sie meinen Vater heirathete. Sie war hübsch, von sehr lebhafter Gemüthsart und Einbildungskraft. Letztere hatte von Jugend auf in der Waldeinsamkeit ihres Geburtsortes mit seinen Bergleuten, Eisen- und Glashütten-Arbeitern, Köhlern und Pechsiedern reichliche Nahrung erhalten. So kam es denn auch, daß sie uns Kindern gar mancherlei Sagen zu erzählen wußte vom Waldmännlein und Waldfräulein, von im Gebirge verborgenen Schätzen und gewissen Zeitpunkten, in welchen, wie an einzelnen Sonn- und Feiertagen während des Geläutes zum Gottesdienste, der Zugang zu ihnen sich öffnete und sich reichlich damit versehen konnte, wer das Glück hatte, Ort und Zeit zu treffen, und die Furcht überwand, bei zu langem Verweilen in den Berg eingeschlossen zu werden. Da war namentlich auch von Erzkundigen Venedigern die Rede, die früher im Gebirge herumgestrichen seien und Schätzen nachgespürt, auch wohl

einen Hirten bedeutet hätten: der Stein, den er seinem Viehe nachwerfe, sei mehr werth als dieses. Auch wie schauerlich sich die nächtlicher Weile durch die Luft brausende wilde Jagd ausnehme, wurde erzählt, sowie von den Weissagungen der Sibylle Weiß, die auf der hohen Haide begraben liege, wo sich einst statt des einsamen Waldes eine Stadt erheben werde, größer als Nürnberg; deßgleichen vom unheimlichen, Geister bannenden Feilenhauer u. dgl. m. Selbst von Geister- und Gespensterspuck wußte sie zu sagen, der nicht blos Andern, namentlich auch Bergleuten in ihren Schachten, begegnet sei, sondern den sie auch selbst in einem an den Kirchhof anstoßenden Voigtländischen Schlosse erlebt habe. So war sie eine vorzügliche Repräsentantin des damals noch regeren Phantasie- und Gemüthslebens der dortigen Bewohnerschaft des Gebirges überhaupt und ihres weiblichen Theiles insbesondere, dem jedoch auch andere Seiten des Geistes entsprachen. Auf solchem Grund und Boden wächst freilich in demselben Verhältnisse viel und schlimmer Aberglaube, in welchem die zu Leitern des Volkes Berufenen ihn nicht für besseren Anbau überhaupt und gesunden religiösen Glaubens insbesondere benützen. Und dennoch ist selbst alsdann das von solcher geistiger Disposition begünstigte poetische Element des Volkslebens leicht noch viel mehr werth, als dessen unbedingte Bekämpfung zu Gunsten einer gewissen utilitarischen Aufklärerei. Wenn auch wir Weissenstädter Knaben am Vorabende des Walpurgistages uns weidlich mit Peitschenknallen anstrengten, so hatte der Aberglaube an die Blocksbergfeier der Hexen blutwenig damit zu schaffen, sondern war es vorzüglich Sache, in Ermangelung eines Besseren, darin explodirender Volkslust und Volkspoesie. Meine Mutter hatte übrigens auch eine gute, ziemlich geübte Stimme. Und während sie am frühen Morgen ihren ersten Tagesgeschäften im Hause nachging, sang sie dazu häufig mit lauter Stimme irgend ein gutes Lied. Sie starb jedoch in guten Jahren, nachdem ihre Gesundheit namentlich durch den Brand vollends gelitten hatte, der ganz Weissenstadt und so denn auch das Haus meiner Eltern einäscherte.

Diesen Eltern wurde ich als erstes Kind am 11. November 1794 Morgens 2 Uhr, somit in einem bedeutungsvollen Stadium der französischen Revolution, geboren und nach damaliger Sitte der Volksschicht, welcher meine Eltern angehörten, möglichst bald in der Kirche getauft, wobei ein Verwandter meiner Mutter aus dem alten, unmit-

telbar an Bischofsgrün angrenzenden, Birnstengel mein Taufpathe war, von welchem ich die Vornamen Johann Michael erhielt.

Mein Geburtsort, Weissenstadt, früher Weissenkirchen genannt, ist der höchstgelegene Ort gleichen Umfangs in dem so ziemlich die Mitte von Deutschland bezeichnenden Fichtelgebirge, von welchem der Main, die Saale, Eger und Naab ziemlich genau nach den vier Weltgegenden ausgehen. Weissenstadt, mehr als 1900′ über dem adriatischen Meere und halbwegs an der Strasse zwischen Bayreuth und Eger gelegen, grenzte damals gegen Südwesten noch an einen großen Weiher oder kleinen See, dessen Boden jedoch schon einige Jahrzehnte nach meiner Geburt bis auf die mitten hindurch fließende Eger trocken gelegt und hauptsächlich in Wiesen umgewandelt wurde. In früheren Zeiten öffnete sich mitten in einer Strasse des Städtchens der Schacht eines berühmten Krystallbergwerkes, dessen Stollen in das Egerthal auslief, das sich südöstlich unterhalb des Städtchens erstreckt. Wegen des besonders im 16. Jahrhundert in nächster Nähe blühenden Zinnbergbaues war es Sitz eines eigenen Zinnergerichts, sowie daselbst schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein Zeidlergericht bestand, indem man sich in den benachbarten Wäldern sehr mit Bienenpflege und Honigbau beschäftigte. Davon existirten freilich zur Zeit meiner Geburt nur noch geringe Spuren. Auch daran hatte namentlich schon der dreißigjährige Krieg seine zerstörende Macht geübt.

Ebenso umragten damals das Städtchen auf den nächsten, eine halbe bis ganze Stunde entfernten, Waldeshöhen schon längst nur noch Ruinen von alten Burgen. Gegen Süden, am Nordabhange des Schneeberg's die des Rudolphsteins; gegen Nordwesten, auf der später zu einem der freundlichsten Punkte des ganzen Fichtelgebirgs ausgestatteten Waldeshöhe, die des Waldsteins oder des rothen Schlosses, mit einem noch wohlerhaltenen Bärenfange zwischen den Ruinen und der Saalquelle; weiter nördlich diejenige des Epprechtsteins. Auch im Städtchen selbst waren südöstlich nahe an der Stadtmauer noch Reste eines alten Hirschbergischen Schlößchens bemerkbar.

Dagegen tönte damals noch aus Entfernungen von halben und ganzen Stunden, besonders von Osten, Südosten und Westen her, das Gepoche von Eisenhämmern und das Pfeifen des Gebläses von Hochöfen bei entsprechendem Winde in das Städtchen herein.

Ich habe mich immer auch dafür zu Dank verpflichtet gefühlt, daß mir, dem aus dem tieferen Quellgrunde des Volkes Stammenden, von Jugend auf durch das heimathliche Gebirg ein großartigerer Eindruck

der Natur, wenn auch zugleich einer ziemlich strengen und wilden, zu Theil wurde und daß ich meine erste Jugend, anstatt in einer größeren Stadt, mehr auf dem Lande verleben durfte.

Der Wallgraben um den Ort meiner Geburt war nur noch theilweise mit Wasser gefüllt und seine Ringmauer hie nnd da bereits ziemlich defect geworden. Die vier bescheidenen Hauptstraßen kreuzten sich auf der Höhe des Marktes, auf welchem die Kirche und das Rathhaus mit angebauten Fleischbänken und Brauhause standen. Ueber den Thoren erhoben sich Thorhäuser. Das höchste von diesen, das sich als frühere Amtswohnung des Stadtschreibers zweistöckig über dem Thore nach Wunsiedel und Eger erhob und das theils in die Stadt hinein theils vollends nach Osten in's Freie hinaus eine weite Aussicht gewährte, wurde wenige Jahre nach meiner Geburt Eigenthum meiner Eltern. Vorher hatten sie so ziemlich in der Mitte zwischen dem Markte und diesem Thore in der nördlichen Häuserreihe der Straße zur Miethe gewohnt. Als im Laufe des dritten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts ganz Weissenstadt ein Raub der Flammen geworden war, durften die Thorhäuser nicht wieder aufgebaut werden und verschwanden auch Rathhaus, Fleischbänke und Brauhaus von ihrem alten Platze am Markt.

Einzelne Züge aus dem Weissenstädter Leben in meinen dort verlebten Jugendjahren werde ich später mittheilen. Aeltere Geschichtchen, die man von den Weissenstädtern, zum Theil aber noch übereinstimmender von der Bewohnerschaft anderer Orte, erzählte, würden bei ihnen in früherer Zeit einen Humor voraussetzen, von dem ich nur noch wenig mehr bemerkte. Was davon am ausschließlichsten auf sie gemünzt war, betrifft einen Wallfischfang im Weissenstädter See, dessen Resultat jedoch die Habhaftwerdung eines Backtrogs gewesen sein soll, den die Wellen des Sees von einem am Ufer gelegenen Hause hinweggespült gehabt hätten. Nach meinen eigenen Wahrnehmungen galt von den Weissenstädtern so ziemlich, was oben über den Charakter der Fichtelgebirger überhaupt beigebracht wurde. Wenige Jahre vor meiner Geburt preußisch geworden, waren sie dieß alsbald mit Leib und Seele.

Mit der östlichen und südlichen Grenznachbarschaft, Böhmen und Oberpfalz, hatte Weissenstadt in meiner Jugend sehr wenig Berührung. Von der Oberpfalz trennten es vor wie nach nicht blos die Hauptböhen des Fichtelgebirges, sondern Oberpfalz und Böhmen einerseits und das Bayreuther Oberland andrerseits waren sich auch in politischer und kirchlicher Hinsicht möglichst fremd. So stiefmütterlich jedoch auch die Oberpfalz von der Natur behandelt ist, so trugen doch von Zeit zu

Zeit Weiber von dort Weizenmehl zum Verkauf nach Weissenstadt herüber. Zugleich brachteu sie aber auch allerlei abergläubische Schutz- und Heilmittel gegen allerlei Uebel, besonders des Viehes, mit. Und von Böhmen, namentlich vom Egerlande, gingen zu gewissen Zeiten Wallfahrtzüge nach Marienweiher zwischen Hof und Culmbach und zurück durch Weissenstadt, die der Weissenstädter Jugend insbesondere auch durch die eigenthümliche Wendische Tracht der Wallfahrer und dadurch interessant waren, daß sich diese häufig erbitten ließen, kleine Heiligenbilder herzuschenken.

Meine am weitesten in die ersten Kinderjahre zurück reichenden Erinnerungen betreffen theils eigene Situationen, die das noch schlummernde Bewußtsein durch besonders lebhafte Empfindung, theils fremde, die es durch mittels Ueberraschung verstärkte Eindrücke zuerst wachriefen. Ich entnehme ihnen hier jedoch nur die Mahnung für Eltern und alle mit Kindern in nähere Berührung Kommenden, doch ja nicht zu glauben, daß, was vor Kindern von einem gewissen Alter wörtlich geäußert wird oder sonst geschieht, wirkungslos an ihnen vorübergehe. Sie sind vielmehr viel früher, als man anzunehmen geneigt ist, für Gutes und Schlimmes empfänglich und ein behufs weiterer Entwickelung geeigneter Boden, leider rücksichtlich des letzteren meistens noch mehr als rücksichtlich des ersteren.

Es war bereits eine ernste ereignißreiche Zeit, in die meine Jugend fiel. Die französische Revolution und Republik gingen in das Napoleonische Kaiserreich über, dessen siegreichen Waffen bald fast ganz Europa zur Beute wurde. Gar bald stürzte dieser jugendkecken Macht gegenüber insbesondere das altehrwürdige deutsche Reich in sich zusammen. Und dennoch fiel auch noch in meine Jünglingsjahre eine neue mächtige Erhebung Deutschlands und der Sturz Napoleons, sowie der französischen Herrschaft.

Aber von den frühesten deßfallsigen Weltbegebenheiten haben wir Weissenstädter Knaben den Ernst allerdings vorerst nicht sonderlich erfahren. Uns erwuchs vielmehr aus dem blutigen Ernste naher und ferner Kriege vorerst nur die hohe Knabenlust, selbst Soldaten und Krieg zu spielen. Doch geschah dies nicht immer so ganz harmlos. Unter Einmischung einzelner älterer Bursche und namentlich eines gar absonderlichen Badergesellen setzten sich die zwei Parteien, die sich zeitweise einander gegenüberstellten und namentlich auch die alte Stadtmauer theils von außen angriffen, theils von innen vertheidigten, einander oft ziem-

lich hart mit Steinen und Prügeln zu. Ich habe noch heute Narben auch von solchen Kämpfen aufzuweisen. Aber auch der wirkliche Krieg trat uns bald etwas näher. Zuerst, soviel ich mich erinnere, in dem traurigen Rückzuge der Oesterreicher nach der unglücklichen Schlacht bei Ulm im Herbste 1805. Wenn ich nicht sehr irre, so waren es die einige Tausend Mann, meistens Reiterei, die allein von den 25,000 Mann, mit welchen sich Erzherzog Ferdinand von Ulm nach Böhmen durchzuschlagen suchte, übrig geblieben waren, welche im traurigsten Zustande mit unaufhaltsamer Eile größtentheils in einer schaurigen Nacht durch Weissenstadt der böhmischen Grenze zuzogen. Deutlich erinnere ich mich insbesondere eines Husaren, der um Mitternacht Einlaß bei meinen Eltern begehrte und erlangte, um sich schnell die Stiefel von den Füßen schneiden zu lassen, die höchst schmerzhaft darin festgeschwollen waren.

Noch viel mehr zu Herzen ging uns vollends, was uns nach Jahr und Tag von der Schlacht von Jena berührte. Dieß um so mehr, als unsere Preußische Vaterlandsliebe erst das Jahr vorher durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise im Fichtelgebirge und namentlich im Alexanderbad auf's Höchste gesteigert worden war.

Welches Leben und welcher Glanz war damit eine Zeitlang in dieses sonst so stille und schlichte Gebirge gekommen! Welcher Jubel belebte da bei einem Besuche des Königlichen Paares auf dem Waldstein diese damals übrigens noch so einsame Waldeshöhe. Und die schönen Feste im Alexanderbad! Wie war ich selbst hoch entzückt beim Anblicke eines Fackelaufzugs der Berg- und Hüttenleute des Fichtelgebirges daselbst in einer köstlichen Herbstnacht, obwohl mich das böse Gewissen dabei verfolgte, meiner Mutter drei Stunden weit dahin entlaufen zu sein, und obwohl ich bereits verzweifelt hatte, meinen Vater, der mit der Landwehr dorthin ausgezogen war, aus dem Menschengewühle in der Nacht herauszufinden! Ueber Alles gewann vollends die schlichte Leutseligkeit des Herrscherpaares und ganz besonders der lieblichen Königin die Herzen der Gebirgsbewohner.

Und schon nach Jahr und Tag vernahmen wir das Dröhnen des groben Geschützes von der für Preußen so unglücklichen Schlacht von Jena her. Und nicht lange dauerte es, so kamen einzelne versprengte preußische Soldaten von dort zu den Ihrigen nach Weissenstadt und erregten mit ihren Erzählungen eben so heftigen Groll gegen die siegreichen Franzosen als tiefe Trauer über das Unglück der preußischen Armee.

Als daher einige Tage darauf sich das Gerücht verbreitete, daß eine kleine Abtheilung Franzosen von Hof her gegen Weissenstadt im Anzug sei, so bildete sich rasch eine allgemeine Aufregung im Städtchen. Bald sammelte sich eine Menge Menschen in der Straße, auf der die verhaßten Franzosen hereinkommen mußten, und die am meisten Aufgeregten zogen ihnen vor das Thor hinaus entgegen und dann mit ihnen wieder ein. Der kleine Zug von Wagen, von einem Officier und einer Anzahl Soldaten begleitet, war aber kaum die Hälfte der Straße gegen den Markt hergekommen, von dem aus ich selbst ihm entgegensah, so entrissen urplötzlich tollkühne Burschen einem Theile der Soldaten Flinten und Säbel und fielen sie selbst damit an. Die so Angegriffenen stoben auseinander, wurden aber in die verschiedenen Gassen der Stadt verfolgt und mehrere so hart angegriffen und verwundet, daß Einer, der ganz in meiner Nähe mit einem Säbel zu Boden geschlagen wurde, später an seinen Wunden starb. Besonnenere mahnten eindringlich von dem unbesonnenen Beginnen ab und brachten den Officier und die übrigen Soldaten in Sicherheit. Aber nun folgte auch der Schrecken wegen der Rache, die Weissenstadt treffen würde. Daß das Städtchen demnächst geplündert und bis auf den Grund niedergebrannt werden würde, galt für ausgemachte Sache. Ich half meinen Eltern treulich, ihre beweglichen Habseligkeiten in aller Eile einpacken und flüchten. Glücklicherweise kam's nicht so schlimm. Einige von den minder schuldigen Angreifern wurden eingezogen und dem gewöhnlichen Gerichte übergeben; die schuldigsten flüchteten und die ganze Sache ging über alle Erwartung glimpflich ab. Bei den hierauf folgenden jahrelangen Einquartirungen wurde man mit den Franzosen zum Theil nur allzu vertraut.

Doch mehr als solche Berührungen mit diesem für Deutschland so traurigen Kriege lehrten mich andere Verhältnisse frühzeitig den Ernst des Lebens kennen.

Zu diesen kann ich aber keineswegs rechnen, was später und anderwärts allerdings der Frische und Harmlosigkeit oft mehr als billig Abbruch gethan hat, nämlich einen besonders frühzeitigen, anhaltenden und anstrengenden Schulbesuch. Mir gewährte die Schule so viel Freude, daß ich es vielmehr höchst schmerzlich empfand, soviel von ihr zurückgehalten zu werden Nur davon jetzt Einiges; auf die Schule überhaupt komme ich später zurück.

Als ich einen kleinen Bruder bekam, war ich selbst meiner Glieder gerade so weit mächtig geworden, daß ich mit meinen Kameraden hätte

in die Wette springen und klettern, spielen und balgen und Alles mitmachen können, worum sich's in der Art sonst noch handelt. An Lust hätt' es wahrlich nicht gefehlt. Aber die armen Weissenstädter und mit ihnen auch meine Eltern waren schon durch die rauhe und karge Natur ihrer Gebirgsgegend auf emsige und rüstige Arbeit angewiesen. Ganz besonders darauf bedacht war aber namentlich mein Vater, daß alle Zeit und Kraft nützlich verwendet wurde. Und so mußte denn auch ich meine jungen Kräfte alsbald möglichst nur nützlicher Beschäftigung widmen nnd dieß vor Allem dadurch, daß ich einen großen Theil des Tages den Wärter meines kleinen Bruders machen mußte.

Als auch dieser sich leiblich auf den eignen Füßen forthelfen konnte, kam's für mich, bloß äußerlich betrachtet, nur noch schlimmer. Damals gab es noch wenig Maschinen und eine große Zahl von Menschen war im Fichtelgebirge mit Spinnen von Baumwolle mittels einer sehr einfachen Vorrichtung beschäftigt. Auch ich mußte dasselbe alsbald lernen und fast die ganze von der Schule freigelassene Zeit dazu verwenden. Vorher hatte ich mit meinem kleinen Bruder doch theils mehr im Freien sein, theils Besuche in der Nachbarschaft machen können; jetzt aber mußte ich gar viele Zeit im Zimmer am Baumwollenrade versitzen. Es war daher kein geringer Genuß für mich, wenn eine gewisse Quantität gesponnen war und ich sie dem anderthalb Stunden entfernt wohnenden Fabrikanten in Röslau überbringen durfte. Nicht sowohl weil es wenigstens zum Theil mein Werk war, das um so höher geschätzt und bezahlt wurde, je feiner es gesponnen war; sondern weil ich dann einmal einen ganzen halben Tag beweglich in freier Luft zubringen durfte.

Dem Sitzen am Baumwollenrade gegenüber war es mir ferner eine höchst erwünschte Erholung, wenn mir Beschäftigungen und zum Theil auch anstrengende Arbeit anvertraut wurden, mit denen mehr Bewegung im Freien verbunden war. Mit dem größten Vergnügen unterzog ich mit jeder Feldarbeit, der meine Kräfte nur immer gewachsen waren, half Futter für den kleinen Viehstand auf Feld und Wiese oder aus dem Walde besorgen, trieb oder führte das Vieh auf die Waide und besorgte mancherlei ähnliche Geschäfte. Ganz besonders erwünscht war es mir, wenn mir an schönen Sommertagen die Besorgung der Leinwand auf der Bleiche unten an der Eger überlassen wurde. Denn da galt's sogleich halbe Tage im Freien zuzubringen und wurde die Zwischenzeit, welche das Begießen der zu bleichenden Leinwand übrig ließ, zum Baden und Fischen benützt.

Leider wurde ich aber weiterhin solcher Beschäftigung zu Gunsten einer neuen Art sitzender Lebensweise wieder mehr entzogen.

Mein Vater war nämlich, wie gesagt, bald erster Meister seiner Profession in Weissenstadt. Als solcher hatte er sämmtliche Honoratioren der Stadt und Umgegend zu Kunden; aber auch großen Andrang von Bürgern der Stadt und von den Bauern der umliegenden Dörfer. Nicht selten häufte sich die Arbeit so an, daß sie auch einen großen Theil der Nächte hindurch fortgesetzt werden mußte und es oft an Gehülfen fehlte. Das bestimmte denn meinen Vater dazu, auch mich zeitweise schon von meinem neunten bis zehnten Jahre an in Anspruch zu nehmen. Ich zeigte mich um so anstelliger und machte um so raschere Fortschritte im Schneiderhandwerk, als damit namentlich etwas verbunden war, was mir gegen das Baumwollspinnen vortheilhaft erschien. Damals arbeitete nämlich ein Weissenstädter Schneider keineswegs immer in seiner Wohnung, sondern wurde häufig in die Wohnungen seiner Kunden auf die sog. Störe entboten, um die nöthigen Kleidungsstücke da zu verfertigen und, solange dieß dauerte, im Hause des Kunden zu wohnen, zu essen und zu schlafen. Nach Weissenstadt gehörte damals wenigstens ein Dutzend Dörfer und Hammerwerke. Morgens vor Tagesanbruch nach einem solchen aufzubrechen, bald nach diesem, bald nach jenem, oft unmittelbar von einem zum andern zu wandern, mit so verschiedenen Lokalitäten und Menschen in Berührung zu kommen, und dann dazwischen einmal wohl tief in der Nacht nach Hause zurückzukehren, das hatte manchen Reiz für mich.

Doch hatte die Sache auch noch besondere Schattenseiten. Hier nur einen Beleg dazu. Wenn der Tod zeitweise besonders fleißig erntete und ungewöhnlich viele Leichen- und Trauerkleider nothwendig machte, da gings zwar auch von Ort zu Ort; aber nicht blos vorzugsweise in Häuser, in welchen Leichen und wohl auch noch Kranke lagen, sondern es fügte sich mitunter auch, daß ich in solchen Orten und Häusern, wohl gerade in der unfreundlichsten Jahreszeit, in welcher des Nachts die Zimmerbeleuchtung häufig noch lediglich von einem brennenden Spane gewährt wurde, der an einem auf dem Fußboden stehenden, vier bis fünf Fuß hohen, sehr primitiven Leuchter steckte — daß ich da oft halbe Tage und über Nacht allein bleiben und etwas fertig machen mußte, während mein Vater und seine übrigen Gehülfen schon wieder wo anders hin geeilt waren, wo man ihrer bedurfte.

Auch das ist ja aber „ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.“

Bei alledem war auch meine frühere Jugend doch nicht so freudenarm, als es dem Bisherigen zu Folge scheinen könnte. Schon das Vorstehende liefert einzelne Beispiele davon. Es gab aber auch noch mehr Gelegenheiten zur Jugendlust, besonders in den letzten Jahren, die ich in der Heimath zubrachte, nachdem meine Eltern angefangen hatten, dem Wunsche halb und halb zu willfahren, mich studiren zu lassen und mich vor der Hand jedenfalls der Weissenstädter Schule ungetheilter als vorher überließen, die jedoch nicht so gar viel Zeit und Mühe in Anspruch nahm. Vorerst Einiges von dem Leben dieser Zeit außer der Schule.

Je mehr ich bis dahin Beschäftigungen hatte obliegen müssen, die mit Stubensitzen verbunden waren, desto mächtiger zog mich die freie Natur an. Diesem Zuge öfter zu folgen, machte glücklicher Weise auch der Umstand möglich, dabei Nützliches mit dem Angenehmen zu verbinden. Dieß gerade vorzüglich in der besseren Jahreszeit. In der Nähe von Weissenstadt waren damals die Wälder noch in viel besserem Zustande, als späterhin, wo sie in den Zeiten des Krieges und der fremden Occupation gewaltig devastirt wurden. Sie waren auch in entsprechendem Maaße reich, wie an Wild, so auch an eßbaren Beeren und Schwämmen. Da gab es denn für uns Kinder einzeln und in Gesellschaft häufig herrliche Waldpartien.

Zwar waren beliebte Schwämme, Heidel- und Preißelbeeren auch schon in den näheren Wäldern reichlich genug zu finden. Nach Himbeeren aber galt es oft, auch weiter und namentlich den ganzen Schneeberg hinan zu gehen. Auch Isländisches Moos und Arnica montana wurden gelegentlich gesammelt und nach Wunsiedel in die Apotheke oder an den Materialisten verkauft.

Wie lebhaft es übrigens auch herging, wenn dergleichen Partien in Gesellschaft gemacht wurden; so waren mir doch Einbildungskraft und Gemüth oft besonders erregt, wenn ich mich allein mehr oder weniger weit in den Wald vertieft hatte. Das eintönige sanftere Säuseln oder das kräftigere Rauschen der vom Winde bewegten Baumwipfel über mir, die an Beerengesträuchen, Moosen, Schwämmen und Waldblumen mehr oder weniger reiche Vegetation des Bodens unter mir, dazu wohl die Nähe einer Burgruine, die der Einbildungskraft um so mehr zu thun gab, in je größerem Umfange sich nur hie und da geringe Mauerreste in Verbindung mit mächtigen Felsmassen bemerklich machten, und endlich das Dreinspielen von Vogelstimmen, hie und da das Erscheinen nicht blos von Rehen, sondern auch von Hirschen oder

anderem Wilde, der so geräuschvolle als unbeholfene Aufflug von Birk- oder Auerhühnern oder das unheimliche Hingleiten einer Natter — das Alles regte mich nicht selten gar wunderbar an.

Prosaischer zwar, doch auch nicht wenig genußreich, ging's beim Fischen, Krebsen und Baden her. Auch machte unser See uns Knaben späterhin zum Theil zu kühnen und verwegenen Schwimmern.

Zur besonders reichen Quelle von Unterhaltung und Lust wurde er aber vollends alle zwei Jahre, wenn er im Herbste abgelassen und gefischt wurde. Zum völligen Ablauf des Wassers bis auf die durchfließende Eger bedurfte es aber einer Anzahl von Wochen. Und von diesen lieferte fast jeder Tag interessante Neuigkeiten, indem jeder Schuh des Grundes, der wasserfrei wurde, uns weiter vordringen und Funde von Schilf, Muscheln, Krebsen, kleinen Fischen und mancherlei machen ließ, was manchfach verwendet wurde.

Und wenn nun endlich gar der große Tag des Fischens erschien, die Menschen aus der ganzen Umgegend wie zu einem großen Feste herbeiströmten, und zuletzt vollends, wenn die große Hauptfischerei vorüber und es Jedem, der Lust und Muth hatte, erlaubt war, auf eigene Rechnung nachzufischen!

Die Vegetation in und um Weissenstadt erhob sich damals noch weniger weit über Fichten, Tannen, Fohren, Buchen, Erlen und Haselnußstauden hinaus, als heutzutage. Um so größer war aber der Jubel, wenn im Frühlinge die einzige Roßkastanie in einem geschützten und schützenden Hofe blühte, die Weissenstadt, wie es scheint, je besessen. Auch war es kein kleines Ereigniß, wenn es die einigen Kirschbäume eine Stunde nordwestlich vom Städtchen gegen Ende des Sommers oder im Anfang des Herbstes zu reifen, wenn auch nur kleinen, Kirschen brachten und wir Knaben mit unserem kleinen Taschengelde am Sonntag Nachmittags hinwallfahrteten, um uns welche oder gar das Recht zu kaufen, selbst auf die Bäume zu steigen und uns droben satt zu essen.

Aber auch an Winterfreuden fehlte es nicht. Unter ihnen nahm die erste Stelle das Fahren mit kleinen niedrigen Schlittchen ein. Den Haupttummelplatz dazu bot die Straße nach Wunsiedel dar, vom Thorhause meiner Eltern an, bis zur Eger hinab. Abwärts gings häufig pfeilschnell. Das Heraufsteigen und Nachziehen des Schlittens auf dem glatten Wege schon langsamer, doch auch eilig genug, um immer von Neuem hinunter zu fahren.

Müheloser war das Schlittschuhlaufen auf dem zugefrornen See

und vollends das Fahren auf Schlitten, die darauf nach Art eines Caroussels angebracht und in Bewegung gesetzt wurden.

Von großem Interesse war mir und manchem Altersgenossen Einzelnes aus dem Leben und Treiben eines benachbarten Hammerwerkbesitzers, der fast täglich in die Stadt kam. Sein übrigens ziemlich bescheidenes, aber fast allzu gastfreies Haus dünkte uns um so mehr ein fürstlicher Hof, je mehr wir es nur von außen und von fern kannten. Doch stimmte wenigstens der Umstand einigermassen dazu, daß der Herr desselben, der ein wohlwollender, aber zugleich äußerst munterer und in seinen jüngeren Jahren fast etwas wilder Mann, namentlich auch ein großer Pferdeliebhaber und verwegener Reiter war, wirklich eine Art Hofnarren unterhielt. Diesem, einem bereits etwas älteren Manne von einigem natürlichen Humor, waren lustige Schwänke und Narrenspossen allmälig so zur andern Natur geworden, daß er sie, zum Theil auch zu großer Belustigung für uns Kinder, auch außer seinem eigentlichen Dienste um so reichlicher zum Besten gab, je seltener er ganz nüchtern war.

Noch toller trieb es aber von Zeit zu Zeit eine Weibsperson. Diese, auch im gewöhnlichen Zustande von ziemlich eigenthümlicher Natur, hatte von Zeit zu Zeit Anfälle eines lustigen Wahnsinns, den sie noch durch Berauschung steigerte. In solchen zwiefachen Extasen trieb sie sich am liebsten in den Strassen herum, wo man sie ungenirt gewähren ließ. Sie brachte dann gelegentlich allerlei Hausrath mit heraus, namentlich oft ein Baumwollen-Spinnrad, das sie umgestürzt wie ein kleines Fuhrwerk vor sich herschob; hielt vor einzelnen Häusern Schimpf- und Strafreden und band mit Vorübergehenden nicht selten auf die belustigendste Weise an.

Nicht wenig machte unserer Knabenphantasie jedoch auch ein benachbartes adeliges Fräulein blos dadurch zu schaffen, daß es öfters in Mannskleidern nach Weissenstadt auf Besuch kam oder durchreiste. Und einzelne ältere Männer, welche, zu dem Contingente gehörig, das der Brandenburg-Bayreuth-Anspachische Markgraf Alexander den Engländern stellte, einen Theil des nordamerikanischen Freiheitskrieges mitgemacht hatten, machten mit ihren Erzählungen auch die neue Welt eigenthümlich in unseren beschränkten Horizont hereindämmern.

Um die Zeit, wo es sich darum handelte, daß ich die Schule zu besuchen anfing, starb der bisherige Rector der Hauptschule für Knaben.

Seine Wittwe zog in's Haus meiner Eltern zur Miethe, die sie in Ermangelung von Geld zum Theil mit Büchern aus der Verlassenschaft ihres Gatten bezahlte. So stand mir bald eine kleine Bibliothek von besseren Büchern zu Gebote. Denn der verstorbene frühere Besitzer scheint ein christlich frommer Mann gewesen zu sein und gehörte wohl der Familie Schade an, die sich weiterhin noch mehr durch solche Glieder auszeichnete.

Zu diesen Büchern gehörte namentlich auch das Pfaffische Bibelwerk. Ich war bald namentlich auch sehr fleißig hinter den Geschichten her, welche die Bibel enthält, wobei mir jedoch diejenigen der apokryphischen Bücher wenigstens nicht minder willkommen waren als die der andern. Der Bücherschatz meiner Eltern beschränkte sich außerdem auf das landesübliche Gesangbuch und ein Gebet- und Liederbüchlein von Benjamin Schmolk. Ich habe sicherlich um so mehr Ursache, für die so frühzeitige, gerade in dieser Weise erfahrene religiöse Anregung dankbar zu sein, als es ohnedieß daran leicht allzusehr gefehlt hätte.

Denn der neue Rector, in dessen Schule ich zunächst kam, hatte zwar Theologie studirt, war auch ein nicht unbegabter Mann von vortheilhaftem Aeußern, aber ein Rationalist der damals vorherrschenden Sorte und soll seine Anstellung als Rector, nachdem er Hofmeister in einem vornehmen Hause in Bayreuth gewesen, wider seinen Willen im Zusammenhange mit einer Liebschaft erhalten haben, deren Gegenstand ein Judenmädchen gewesen sei. Er gefiel sich daher nicht sonderlich auf seinem neuen Posten, war auch von dem ehelichen Verhältnisse, das er nach einiger Zeit in Folge einer noch früheren Bekanntschaft einging, leider nicht befriedigt, und man erzählte sich von ihm sogar allerlei galante Geschichtchen mit anderen Weibern. Dessen ungeachtet behauptete er in und außer der Schule ein gewisses Ansehen, und der Schulunterricht ging mit einer gewissen Natürlichkeit und Leichtigkeit nach allen Seiten über das gewöhnliche Treiben einer deutschen Schule hinaus.

Mit meinen Weissenstädter Schulkameraden hielt ich leicht gleichen Schritt und that es ihnen zum Theil auch zuvor. Es gab aber auch einzelne auswärtige Schüler, meistens Knaben von vornehmen auswärtigen Bekannten des Rectors, mit denen die Eltern nicht recht auskommen konnten und welche dieser zurecht bringen sollte. Diese wurden zum Theil in der Schule, zum Theil in besonderen Stunden auch in anderen Gegenständen unterrichtet, als die Mehrheit der heimischen Schüler, namentlich auch in den Anfangsgründen des Lateinischen.

Doch nahmen an solchem Extraunterricht auch einzelne Söhne von Weissenstädter Honoratioren Theil.

Obwohl nun aber meine Eltern nicht zu diesen gehörten, so zog mich doch der Rector auch dazu. Und bald nahm ich, wie an dem Unterrichte, so auch an dem übrigen Treiben dieser Extraschüler Theil.

Aber auch zur Kirche bekam ich gewissermassen eine Stellung. In kirchlicher Hinsicht stand es ja bekanntlich Anfangs dieses Jahrhunderts überhaupt nicht sehr tröstlich. In dem ehemaligen Fürstenthum Bayreuth stand es leider auch noch fünfzig Jahre später im Ganzen weniger gut als hie und da anderwärts. Es fehlte wohl weniger am fruchtbaren Boden, als an der rechten Einsaat. Der damals noch sehr herrschende vulgäre Rationalismus streute mehr Spreu als keimfähige Körner aus. Und was noch von Orthodoxie übrig geblieben war, hatte häufig zu wenig inneres Leben, war zu sehr nur zur äußeren Form erstarrt.

Zu meinem Verhältniß zur Kirche rechne ich schon, gelegentlich von der Schule aus mit dem Aufziehen der Kirchenthurmuhr beauftragt worden zu sein oder auch daß ich läuten helfen durfte. Doch auch als Chorsänger wurde ich in Anspruch genommen. Dem Cantor, der zugleich Mädchenlehrer war, scheint es nicht an musikalischer Bildung gefehlt zu haben. Aber bei Stimme war er gar nicht. Eigentlicher Vorsänger war vielmehr ein Nagelschmied mit durchdringender Fistelstimme. An hohen Festtagen führte die dann ungewöhnlich aufgeputzte Frau Cantorin die Hauptstimme auf dem Chore und trug Solopartien in einer Art vor, die für uns Knaben viel Ergötzliches hatte.

Der Hauptprediger, ein sehr schlichter orthodoxer Geistlicher, hatte, wie behauptet wurde, einen Jahrgang von Predigten voll dicht gedrängter Bibelstellen, der immer wiederkehrte. Von Inhabern der zweiten Pfarrstelle erinnere ich mich aus jener Zeit nur des Theologie studirenden Sohnes eines früheren, der uns in den Ferien durch hohen Stürmer, gewaltige Kanonenstiefel 2c. in hohes Staunen versetzte, später es aber leider nicht weit brachte, sowie der Liebhaberei für Pferde und für die Reitkunst eines späteren zweiten Pfarrers selbst. Aushülfsweise predigte auch der neue Rector einige Male; aber sehr anders, als der Hauptprediger. Mir gefielen die Predigten des ersteren wahrscheinlich nur der Neuheit wegen. Da ich es aber merken ließ, so förderte mich das nicht wenig in der Gunst des Rectors.

An Weihnachten hatten wir Chorschüler Haus für Haus in der Stadt herumzusingen. An Pfingsten aber vollends nicht blos dieses,

sondern auch auf sämmtlichen nach Weissenstadt eingepfarrten Dörfern. Das war eine herrliche Zeit, besonders bei schönem Wetter! Die Gaben, welche bei dieser Gelegenheit für das Cantorat eingesammelt wurden, bestanden, außer in Flachs, namentlich auch in Eiern, von denen aber auch uns Sängern um so mehrere zu unmittelbarem Genusse zu Theil wurden, je mehr wir uns mitunter heiser gesungen hatten.

Endlich kam die Zeit der Confirmation heran. Die Stelle des Geistlichen, welcher den Knaben-Confirmationsunterricht zu ertheilen hatte, war erledigt und wurde durch einen Vikar, einen jedenfalls sehr wohlmeinenden jungen Mann, verwaltet. In den vorzugsweise geschichtlichen Theilen der Bibel war ich längst ziemlich bewandert. Mit den Geschichten des neuen Testaments belebte meine Einbildungskraft zum Theil Localitäten um Weissenstadt herum. Der Religions- und insbesondere der Confirmations-Unterricht ging mir in gewisser Weise wirklich zu Herzen. Die Feier der Confirmation selbst hatte auch schon durch äußere Anordnungen, wie die, daß einzelne Confirmanden und unter ihnen auch ich vor der versammelten Gemeinde am Altare Bekenntniß, Gebete, Lieder zu recitiren hatten u. dgl. m., viel Anregendes.

Gleichwohl war ich noch weit davon entfernt, auch nur nothdürftig klar zu sein, über das Wesen, die Bedeutung und die Grundwahrheiten des Christenthums, sowie über das wahre Verhältniß der heiligen Schrift zu anderen noch so trefflichen Büchern und was sich näher daran anschließt. Zudem schloß sich unmittelbar an die Confirmationsfeier folgende ältere Sitte in nicht ganz unbedeutlicher Weise an.

Nach Beendigung des Nachmittags-Gottesdienstes am Confirmationstage traten nämlich sowohl die männlichen als die weiblichen Confirmanden unmittelbar von der Kirche aus einen Spaziergang um die Stadt an. Zwar theils die Knaben theils die Mädchen für sich und beide Theile in entgegengesetzter Richtung. Allein unterwegs mußten sie zusammentreffen. Und dabei galt es nun, daß, wo möglich, jeder Knabe sich des Rosmarinkränzchens eines der Mädchen bemächtigte. Da es nun wenigstens einzelnen Knaben keineswegs gleichgiltig war, von welchen Mädchen sie das Kränzchen bekamen und es oft mehrere Knaben auf dasselbe Mädchen abgesehen hatten, so fehlte es nicht an Collisionen, die vollends wenig zu dem übrigen Tage paßten. Auch blieb es nicht dabei. Sondern einige Zeit darauf knüpfte sich daran an einem gewissen festgesetzten Tage noch Folgendes. Knaben und Mädchen kleideten sich Nachmittags auf's Schönste an. Jeder Knabe ging dann in's Haus desjenigen Mädchens, dessen Kränzchen er erobert

hatte, und bat sich bei den Eltern das Vergnügen aus, dasselbe zum Tanze führen zu dürfen. Vorher wurde er jedoch mit Kaffee bewirthet und dann mit einem Tuche beschenkt, das er in ein oberes Kopfloch des Rockes so befestigte, daß es an der Seite herabhing. Dann führte er das Mädchen in das für den Tanz bestimmte Lokale, in welchem sich auch Eltern und Angehörige zu dem nun folgenden Confirmandenball einfanden.

2.

Auf der Schule in Bayreuth.

(1809 – 1814.)

Ich hatte bereits einen guten Theil meines 15. Lebensjahres hinter mir und es galt nun ernstlich der Entscheidung wegen meines künftigen Berufes. Von verschiedenen Seiten war meinen Eltern nahe gelegt worden, mich studiren zu lassen. Sie waren dem nicht abgeneigt, sahen jedoch nicht ab, wie sie die Kosten bestreiten könnten. Indessen hatten sie mich schon länger her immer ungestörter den Privatstunden überlassen, die mir der Rector uneigennützig gab und durch die ich namentlich auch im Lateinischen so weit gefördert war, daß im Herbste 1809 meine Aufnahme in das Gymnasium zu Bayreuth wahrscheinlich dünkte.

Wirklich begleitete mich mein Vater schon zu Anfang der Herbstferien dahin, wo wir namentlich an den trefflichen Professor Schumann gewiesen wurden, der mich auch sofort einem vorläufigen Privat-Examen unterwarf und mir darauf Hoffnung machte, daß ich wohl in die unterste Klasse des Gymnasiums (Tertia) aufgenommen werden dürfte. Ich solle nur Ende der Ferien wiederkommen und mich der öffentlichen Aufnahmsprüfung mit unterziehen.

Wir gingen nochmals nach Weissenstadt zurück und erst nach mehreren Wochen wieder nach Bayreuth, wo ich bei einer Wittwe eingemiethet wurde, bei der bereits mehrere Zöglinge des Gymnasiums wohnten und die selbst zwei Söhne hatte, welche dasselbe frequentirten.

Am Morgen des zur Aufnahmsprüfung bestimmten Tages begab ich mich zeitig, mit den nach meinem Ermessen nöthigen Büchern und

Schreibmaterialien versehen, nach dem Gebäude, in welchem Gymnasium und Progymnasium vereinigt waren; und als die Stunde geschlagen hatte, in welcher die Prüfung beginnen sollte, ging ich den meisten jungen Leuten nach in eins der Lehrzimmer. Professor Schumann fand ich da nicht vor und vor den mir zunächst sitzenden Examinanden bekam ich wegen ihres stattlichen Aeußern großen Respect, bis ich bemerkte, daß sie die Aufgabe zur schriftlichen Uebersetzung in's Lateinische zum Theil entschieden schlechter lösten, als ich. Ueberhaupt kam mir das Examen leicht vor. Das Schlimme kam aber bald nach. Noch an demselben Tage erfuhr ich nämlich, daß ich nicht die Aufnahmsprüfung in's Gymnasium, sondern in's Progymnasium mitgemacht hatte. In diesem erhielt ich nun zwar einen der ersten Plätze; allein wenn ich das Lokale nicht verfehlt hätte, würde ich höchst wahrscheinlich sofort in's Gymnasium aufgenommen worden sein, das mir nun für ein ganzes Jahr verschlossen blieb.

Doch verhalf mir gerade dieses Mißgeschick um so eher zu der nöthigen Anzahl von Mittagtischen in verschiedenen vornehmeren und geringeren Familien. Die Lage eines solchen jungen Kostgängers bringt mancherlei Unbequemes, aber auch Erziehendes und Bildendes für ihn mit sich.

Auch das Zusammenleben mit den Söhnen meiner Hausfrau und den übrigen bei ihr eingemietheten Schülern hatte für mich, den in mancher Hinsicht noch unerfahrnen und unbeholfenen Ankömmling vom Lande, um so mehr Unangenehmes, als Letztere meistens älter waren, alle aber höheren Klassen angehörten, bereits länger da wohnten und ihre daraus hergeleitete Superiorität geltend zu machen nicht verfehlten. Doch gehörten sie meistens zugleich dem in der Musik tüchtig geschulten Alumneum an und fehlte es mir namentlich nicht an Musikgenuß, für den ich viel Empfänglichkeit hatte, während mir jedenfalls die Mittel fehlten, mir selbst Unterricht in der Musik geben zu lassen. Auch war der ältere Sohn, der mir erst viele Jahre später ein werther Freund wurde, nicht blos in Folge der höheren Klasse des Gymnasiums, der er bereits angehörte, sondern auch seines vorzüglichen Charakters, uns Anderen ein eben nicht überflüssiger Mentor.

Uebrigens war die damalige Zeit überhaupt keine sonderlich glückliche, am wenigsten für die Stadt und das ganze Fürstenthum Bayreuth. Diese waren seit 1806 von Preußen losgerissen und wurden in

einer Weise französisch verwaltet, daß dabei im besten Falle Land und Leute mehr litten als gedeihen konnten. Auch das übrige Deutschland war großentheils französischer Gewaltherrschaft dahingegeben und um so tieferer Erniedrigung verfallen, als sein besseres Nationalbewußtsein fast ganz in einen matten und farblosen Kosmopolitismus aufgelöst, sein religiöses und kirchliches Leben schwer krank an Unglauben, Aufklärerei und gemeinem Rationalismus daniederlag und auch der jüngste, übrigens bedeutende, Aufschwung seiner Philosophie und Poesie unter den gegebenen Umständen dem Volke nicht werden konnte, was ihm Noth that.

Zudem erlag gerade im Jahre 1809 auch Oesterreich den Heeren Napoleon's vollends. Bayreuth wurde zwar im folgenden Jahre dem Königreiche Bayern einverleibt. Allein die lebendige Verwachsung mit demselben erfolgte eben doch auch um so schwieriger und langsamer, als Bayern noch länger im Schlepptau Napoleons blieb und demnächst überdieß der französisch-russische Krieg über Deutschland hin und zurück ging.

Schon bald im Laufe des Jahres 1810, vor Kurzem aus einem blöden und schüchternen Burschen vom Lande unter eben nicht sonderlich günstigen Umständen ein Progymnasiast geworden, der sich jedoch, nun ganz dem Studium in der bescheidenen Hauptstadt und ehemaligen Residenz mit ihrer freundlichen Lage und Umgebung überlassen, mehr und mehr wohl fühlte*), wurde ich bereits eine Art Hofmeister eines jüngeren Schülers des Progymnasiums und zugleich Privatzöglings des damaligen Progymnasial-Conrectors. Dieser hatte seinen Zögling bei sich, war aber unverheirathet und ließ sich nicht gerne gar zu sehr in seiner gewohnten Lebensweise stören. Er bedurfte daher eines Gehülfen bei diesem seinem Erziehungsgeschäfte und wählte mich dazu. Ich vertauschte daher meine bisherige Wohnung und nahm gemeinschaftlich mit dem Zöglinge einen Theil derjenigen des Conrectors ein. Dieser und sein Zögling bezogen jedoch die Kost aus dem Gasthofe und ich fuhr fort, wie bisher, vom Sonntage bis zum Samstage jeden Mittag

*) Trotz der geringen Entfernung zwischen Bayreuth und Weissenstadt konnte dennoch der letzte Theil des Heimweges zu Anfang der Osterferien, zu welcher Zeit sich in Bayreuth der kommende Frühling bereits merklich regte, gelegentlich in geradester Richtung über den noch fest zugefrorenen See von Weissenstadt eingeschlagen werden.

bei einem andern meiner freundlichen Kostgeber zu speisen, von Woche zu Woche die Reihe von Neuem durchmachend. Frühstück und Abendessen waren solche Nebendinge, daß es damit von meiner Seite, soweit es überhaupt Ernst damit war, nach Belieben und Vermögen gehalten wurde. Zur unumgänglich nöthigen Bedienung in unserer Wohnung hatten wir einen alten Diener, der sich daselbst jedoch nur zu bestimmten Stunden auf kurze Zeit einfand.

Uebermäßiges Lernen wurde uns damals, wie mir die Sache wenigstens vorkam, eben nicht zugemuthet. Aber es gab vielleicht gerade auch deßhalb um so mehr fleißige Schüler aus freiem Antriebe. Auch ich gehörte zu denselben. So zwar, daß ich nicht selten auch einen großen Theil der Nacht zur Arbeit benützte. Doch verbrauchte ich dazu in der kälteren Jahreszeit dem Diener bald zu viel Holz. Es wurde mir daher der Schlüssel zur Holzlege und Küche vorenthalten und ich schützte mich dann mit einem Theile der Kissen meines Bettes gegen die Kälte.

Im Frühjahre 1810 machten der Zögling und sein Unterhofmeister mit dem Herrn Conrector eine kleine Ferienreise in's Voigtland und Fichtelgebirg, und in den Herbstferien sogar eine größere in die Heimath des Zöglings, nach Regensburg, das sich noch ziemlich mitgenommen ausnahm von der Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen im Frühlinge des vorigen Jahres.

Mit dem neuen Studienjahre trat ich in die untere Tertia des Gymnasiums über, wo ich nun erst den eben so stattlichen als freundlichen Professor Schumann, der jedoch später die Gymnasial-Professur noch mit einer Pfarrei vertauschte, zugleich aber auch den lieben, sinnigen, zeitweise jedoch auch bedenklich nervenleidenden Professor Schweigger zu Lehrern erhielt, welch' letzterer später Universitäts-Professor der Physik und Chemie, zuerst in Erlangen, dann in Halle, wurde.

Einzelne Schüler des Gymnasiums fungirten aber damals zugleich auch selbst schon als Lehrer. Nicht blos, um schwächeren Schülern niedrigerer Klassen nachzuhelfen, auch nicht blos solche Knaben, welche entweder erst noch vorhatten, in das Progymnasium oder Gymnasium einzutreten, dazu vorzubereiten, sondern auch um jüngere Töchter gebildeter Familien weiter zu fördern, als es die Volksschule zu thun pflegte, während es an besonderen Erziehungsinstituten für dergleichen theils überhaupt noch mehr fehlte, theils man noch nicht so ausgedehnten Gebrauch davon machte.

Ich selbst war bald ein gesuchter Lehrer für diese verschiedenen Kategorien von Schülern und Schülerinnen. Einzelne derselben, namentlich auch Schülerinnen, haben mir viele Freude gemacht und für meine ganze Lebenszeit freundliche Rückerinnerungen verursacht; und alle wirkten auch bildend auf mich zurück. Solche Verhältnisse hatte ich schon neben meinem Berufe bei dem Regensburger Zöglinge eingegangen und setzte sie fort, als dieser für seinen Zweck ausstudirt hatte und in's elterliche Haus zurückgekehrt war.

Gleichzeitig trat ich jedoch von Neuem eine Art ständiger Hofmeisterschaft bei dem Sohne einer adeligen Wittwe an, welcher sammt einer älteren unverheiratheten Schwester — beide waren Schwestern des bekannten Majors K. L. von Knebel — eine Wohnung im neuen Schlosse eingeräumt war. Dadurch kam ich einmal einige Tage auch mit Napoleon I. unter einem Dache zu wohnen und sah ich diesen nicht blos wiederholt in nächster Nähe, sondern nahm ich auch besondern Antheil an der Audienz einer französischen Gouvernante einer adeligen Familie Bayreuths bei ihm, welche Gnade für ihre Brüder erflehte. Durch diese Hauslehrerstelle kam ich überhaupt auch in einige nähere Berührung mit Mitgliedern der verschiedenen adeligen Familien, die damals noch auf ziemlich eigenthümlichem Fuße in Bayreuth lebten und eng zusammenhielten. Mit meinem Zöglinge blieb ich durch das ganze Leben näher befreundet.

Obwohl ich selbst neben dem allen Schülern des Gymnasiums gemeinschaftlichen Unterrichte auch den nur für künftige Theologen im Hebräischen mitfrequentirte, den der damalige Studienrector Degen ertheilte *), und Privatunterricht im Französischen, in der Musik (Flöte), im Tanzen und Fechten genoß, setzte ich doch, trotz meiner besondern Obliegenheiten als Quasihofmeister, meine „Stunden" auch bei anderweitigen Schülern und Schülerinnen fort. Darunter nahmen diejenigen für Mathematik ein besonders günstiges Verhältniß ein, während sie außerdem vorzüglich dem Lateinischen, der Geschichte, den deutschen

*) Ihm gegenüber kam ich auch in die eigenthümliche Verlegenheit, ihm als Zeichen meines Privatfleisses eine Uebersetzung der Gedichte Anakreon's nach seiner dritten Ausgabe des griechischen Textes vorzulegen, ohne zu wissen, daß er sie selbst auch in's Deutsche übersetzt hatte und viel davon hielt.

Stylübungen u. s. w. galten. Zu meinen deßfallsigen Schülerinnen gehörten eine Zeitlang namentlich auch die Töchter Jean Paul's, den ich vor- und nachher oft nach seinem Arbeitsstübchen bei der Rollwenzelin mit angehängter Tasche, die seinen Arbeitsapparat enthielt, und seinem Spitze oder Pudel, den er an einer Schnur führte, wandern sah. Später, kurze Zeit vor seinem Tode, als er bereits erblindet und überhaupt sehr verfallen war, brachte ich mit seinem Arzte Stransky mehrmals Abende bei ihm zu. An die Stelle seines früheren, leider zum Theil auch künstlich genährten und gesteigerten, übersprudelnden Wesens war jetzt allerdings eine gewisse Ruhe und Milde getreten. Aber indem dieselben als Zeichen leicht mehr noch des Verfalls seiner ursprünglich so kräftig und schön angelegten Natur erschienen, denn als solche einer mehr positiven religiösen Reife, die in seiner Zeit trotz seiner auch in dieser Hinsicht so reichen Subjectivität allzuwenig begünstigt war, so war auch der Eindruck davon ein entsprechend gemischter. Uebrigens kam ich später auch noch mit seiner Wittwe in Verhältniß, und zwar im Interesse eines ihrer Enkel.

Im Gymnasium ließen Latein und Griechisch noch ziemlich viel Zeit für andere Lehrgegenstände übrig. Der Religionsunterricht fiel freilich dem ziemlich kümmerlichen damaligen Zustande der Religion und Kirche überhaupt entsprechend aus und daß vollends entschieden christlicher Geist allen Unterricht und alle Erziehung durchdrungen habe, wird von jener Zeit Niemand erwarten. Aber der Mathematik, die, wenn ich nicht irre, früher Professor Schweigger, später Professor Grimmer lehrte, der uns auch Naturgeschichte vortrug, der Geschichte, welche Professor Fikenscher lehrte, der Philosophie und deutschen Nationalliteratur wurde verhältnißmäßig ziemlich viel eingeräumt. Im Anschluß an letztere, deren sich ebenfalls Schweigger besonders annahm, wurde nicht blos viel auch auswendig gelernt und declamirt, sondern auch viel auf eigene deutsche Stylübungen und Bearbeitung von Thematen gehalten, welche theils die Lehrer gaben, theils die Schüler selbst wählten. Dabei verstieg ich mich häufig auch zu eigenen Gedichten, von denen namentlich eines dem Lehrer so wohl gefiel, daß er es auch Jean Paul mittheilte und von dessen günstigem Urtheile des Weiteren auch in der Klasse referirte. Es bildete den Anfang einer Mustersammlung solcher Schülerarbeiten. Was die philosophischen Studien anlangt, so wurde uns besonders von Professor Wagner, einem Fichtelgebirgischen Landsmanne, dessen Rührigkeit und Selbstvertrauen sich auch auf seine Söhne, besonders auf Rudolph, vererbte, nicht blos Logik und Anthropologie,

sondern auch Geschichte der Philosophie gelehrt, welch' letztere bei Schellings Naturphilosophie mit besonderer Vorliebe länger verweilte.

Im Gymnasium ging's mit mir auch insofern gut vorwärts, als ich wenigstens einmal eine ganze Klasse überspringen durfte.

Zu diesem meinem Lernen und Lehren gesellte sich allmälig auch noch Anderes. Den Bayreuther Gymnasiasten der obersten Klassen war nämlich von länger her ein etwas weiterer Spielraum im geselligen Leben eingeräumt. Namentlich spielten sie bei Bällen, Concerten und ähnlichen Gelegenheiten eine nicht ganz unbedeutende Rolle, die insbesondere auch vorzeitige Liebschaften zur Folge hatte. Glücklicher Weise gestalteten sich jedoch derlei Verhältnisse häufig so, daß sie für die Gesammtentwicklung auch eine günstige Seite hatten, welche die bedenkliche bisweilen weit überwog. Auch ich kam auf diesem Wege in ein etwas näheres Verhältniß zu zwei sehr wackern Mädchen, zweien Freundinnen, die beide Franziska hießen, für deren eine aber ich mich inniger interessirte, während die andere mir mehr zugethan war.

Im Ganzen sind jederlei Verhältnisse der Art so bald und auch noch weiterhin nicht wünschenswerth, weil der Begründung einer tüchtigen Individualität mehr hinderlich als förderlich. Gleichwohl haben sie bei der im besseren Falle ihnen eigenen Idealität doch auch den Vortheil, vor ungleich schlimmeren Verirrungen der früheren Regungen des Geschlechtslebens zu bewahren. Ich habe um so mehr Ursache, für solche mir daraus auf langehin erwachsene Bewahrung dankbar zu sein, je weniger es an deßfallsiger Gefahr fehlte und je weniger mir einzelne Beispiele einer allzu laxen deßfallsigen Observanz, wie früher in Weissenstadt, so später in Bayreuth, ganz verborgen blieben.

Auch die Aeußerlichkeit des studentischen Universitätslebens anticipirten wir Gymnasiasten in bedeutendem Grade und Umfange. Doch hatte auch das zum Theil wenigstens den Vortheil, daß wir später auf der Universität nicht so stark und lang und weniger kindisch davon hingenommen wurden, als es ohnedieß leicht geschehen sein dürfte.

Erleichtert wurden uns solche Ausschreitungen namentlich auch dadurch, daß wir weniger, als später geschah, für Examina mit minutiösester Berechnung der Fehler in Probearbeiten aus den verschiedensten Lehrgegenständen gedrillt nnd darnach locirt, sondern mehr nach der ganzen Persönlichkeit der einzelnen Schüler taxirt wurden und mehr Zeit zur eigenen Verfügung gelassen wurde. Wenn sich nun dabei auch die ganze Persönlichkeit der einzelnen Lehrer mehr geltend machte und es an einem gewissen Risiko allerdings nicht fehlte, so dürfte im

Allgemeinen das Resultat davon, daß wir weniger unablässig getrieben und gedrängt wurden, sondern daß der keimenden und wachsenden freien Selbstthätigkeit mehr Rechnung getragen wurde, eher ein besseres als schlechteres gewesen sein.

Denn wenn auch, was uns dabei an Zeit gelassen wurde, zum Theil weniger gute Verwendung fand, so verwendeten sie gerade besser geartete und begabtere Schüler aus freiem Antriebe leicht viel fruchtbarer für ihre gesammte Ausbildung, als wenn sie ganz und gar zwangsweise in Anspruch genommen gewesen wäre. So frequentirte z. B. — von den schon erwähnten freiwilligen Arbeiten abgesehen — eine Anzahl begabterer und strebsamer älterer Schüler ganz unabhängig vom Gymnasium eine Art Vorlesungen eines, ein ganz stilles und zurückgezogenes Leben führenden, Privatgelehrten, über dessen Stellung, Schicksale und selbst Namen ich heute noch ungewiß bin — über, so viel mir noch vorschwebt, altgermanische und insbesondere skandinavische Geschichte und Literatur in einigen wöchentlichen Abendstunden mit unverkennbar gutem Erfolge.

Uebrigens blieben wir älteren Gymnasiasten glücklicher Weise auch nicht unberührt von dem 1813 endlich erfolgten um so großartigeren Aufschwunge zu den deutschen Befreiungskriegen, als dieses nothgedrungene kräftige und tiefinnerlichst zurückgreifende Sichaufraffen und Sichzusammennehmen der damaligen Generation des deutschen Volkes eben dadurch zugleich zur religiösen Wiedererweckung wurde. Möchte man diesen Zusammenhang nur auch längerhin im Auge behalten und bewahrt haben oder dieß wenigstens bald und allgemein genug von Neuem thun! Denn es ist nun einmal so und bleibt dabei, daß das religiöse Moment — weit entfernt, theils ein geistiger Luxus, theils ein bloser Nothbehelf schwacher Geister oder höchstens nur das Accidens einer gewissen früheren, über kurz oder lang zu überwindenden, Entwickelungsstufe, darüber hinaus aber selbst vom Uebel zu sein — vielmehr die Grundkraft der Geschichte von jeher war, noch immer ist und stets sein wird, ohne die namentlich auch alles politische Drängen und Treiben nie ein wahrhaft befriedigendes Resultat gewähren kann. Indem man aber damals durch die äußerste Noth und Schmach endlich vermocht wurde, sich von einem allzu vagen Rationalismus und Idealismus mehr ab- und der concreten Wirklichkeit wieder mehr zuzuwenden, lernte man zugleich auch den historischen Charakter des Christenthums und sein grundwesentliches Verhältniß zur Geschichte überhaupt wieder bis auf einen gewissen Grad würdigen und damit erkennen, daß

es sich nicht nur um irgendwelche Religiosität, sondern um das historisch gegebene Christenthum handle. Wie deutsche Nationalität und Christenthum von jeher in besonders innigem Verhältnisse zu einander standen und wie beide auch im Reformationszeitalter gemeinschaftlich betheiligt waren, so gingen sie auch dießmal Hand in Hand. Das Schicksal des deutschen Volks wird stets wesentlich davon abhängen, ob diese Gemeinschaft gehörig gewürdigt und gepflegt wird oder das Gegentheil geschieht. Dem guten Anfange wurde leider auch dießmal ein glücklicher Fortgang großentheils nur zu bald unmöglich gemacht.

Von ersterem blieben auch wir Gymnasiasten nicht unberührt. Wir übten uns namentlich auch eifrig in den Waffen. Und einmal war es nahe daran, daß mir durch die Bemühungen einzelner Gönner eine Lieutenantsstelle in der Bayerischen Legion zu Theil geworden wäre. Doch kam es nicht vollends dazu und erhielt ich dafür am Schlusse des Sommersemesters 1814 ein ehrenvolles Gymnasial-Absolutorium.

3.

Auf der Universität Erlangen (Studium und Studentenleben überhaupt — Verhältniß zur Freimaurerei als Student und 50 Jahre später — Noch etwas aus den Studentenjahren).

(1814 — 1818.)

Der Uebergang an die Universität stand mir nun offen. Aber es war dazu auch noch Anderes als das Gymnasial-Absolutorium erforderlich. Woher das nehmen? Vom elterlichen Hause hatte ich wenig oder nichts zu erwarten. Die Bayreuther Errungenschaften vom „Stundengeben" für ein Honorar von 9—12 kr. reichten kaum zur nothwendigen Ausstattung an Kleidern hin. Auf irgend ergiebige Stipendien war am wenigsten damals mit Sicherheit zu rechnen. Nur etwas stand zunächst in Aussicht; nämlich mit einem, jetzt ebenfalls die Universität beziehenden, aber noch ziemlich jungen und einiger Massen bemittelten bisherigen Mitschüler, für den man ein näheres Verhältniß zu mir, dem schon etwas reiferen Commilitonen, wünschenswerth fand, die Wohnung zu theilen, ohne auch an dem Miethpreise Theil nehmen zu müssen. Fast einzig und allein darauf hin bezog ich die Universität Erlangen, nachdem ich die erste Gedächtnißfeier des 18. Oktobers auf dem Sophienberge bei Bayeruth noch mitbegangen hatte.

Aber was daselbst studiren? Mit den frühesten meinen Eltern gemachten Zumuthungen, mich studiren zu lassen, fiel die Aussicht so ziemlich in Eins zusammen, daß ich einst Pfarrer werden würde. Mich selbst bestimmte diese Interpretation des Studirens wenigstens theilweise dazu, sobald als möglich auch den Unterricht im Hebräischen auf dem Gymnasium mitzugenießen. Schon damals aber fing, namentlich auch durch die hauptsächlich von Schelling ausgegangene Naturphilosophie angeregt, ein besonderer Zug zur Natur und Naturwissenschaft

an, sich in erhöhtem Maaße und eigenthümlicher Weise geltend zu machen. Dieser Zug hatte denn auch wohl Antheil daran, daß ich mich, als sich's um die Immatrikulation handelte, ohne irgend ängstliche vorgängige Erwägung, als Studiosus medicinae inscribirte. Doch hielt ich dabei sicherlich nicht die Medicin selbst nur für einen einzelnen Zweig bloser eigentlicher Naturwissenschaft, sondern schwebte mir jene vielmehr schon damals als etwas Umfassenderes und Eigenthümlicheres vor, das mich hauptsächlich anzog. Die Naturwissenschaften, welche zur Medicin als eigenthümlichem Zweige angewandter Anthropologie allerdings auch in enger Beziehung stehen, hatten aber nur auch Theil an jenem Zuge. Ja, später mußte ich um so mehr glauben, daß nur auch daran eine höhere Fügung anknüpfte, als sich in meinem Leben so Manches ohne besonders vorbedachtes eigenes Zuthun und selbst gegen Erwartung gestaltete.

Meine Immatrikulation als Mediciner brachte mich aber alsbald mit dem trefflichen Hildebrandt in Berührung, der eben Decan der medicinischen Facultät war. Mein Gymnasial-Absolutorium, vielleicht auch meine persönliche Erscheinung, stimmten ihn günstig für mich. Die Universitäten waren damals in Folge der französischen Gewaltherrschaft in Deutschland und zuletzt des Krieges zur Befreiung davon ziemlich entvölkert. Der medicinischen Facultät der Universität Erlangen gehörten gerade besonders wenige Studirende an. So übel es aber auch sonst um die materiellen Mittel dieser Universität noch stand, so hatte sich doch die markgräfliche Stiftung eines Convictoriums erhalten. Als Hildebrandt merkte, wie es mit meinen Vermögensverhältnissen stand, so machte er mich sofort selbst darauf aufmerksam, daß und wie ich in Besitz einer Convictstelle kommen könne und verschaffte mir eine solche.

Sie war mir um so mehr werth und nöthig, als von Stipendien auch weiterhin nur wenig an mich kam, als auch davon ein großer Theil des Betrages einige Jahre zur Bezahlung einer kleinen Bibliothek dienen mußte, die ich bald von der Wittwe eines in Erlangen verstorbenen praktischen Arztes zu kaufen veranlaßt worden war, und als meine Universitätszeit auch in die traurigen Noth- und Theuerungsjahre 1816 und 1817 fiel. Zudem war ich, trotz der Kärglichkeit meiner äußeren Hülfsmittel und bei allem Lerneifer nicht dazu angethan, meine Theilnahme am Studentenleben überhaupt auf ein Aeußerstes zu beschränken. Auch bestanden damals noch nicht äußere Einrichtungen, vermöge deren später oft selbst ziemlich bemittelte Studirende von der Bezahlung der Honorarien für Vorlesungen, wo nicht ganz, doch

zu einem mehr oder weniger großen Theil, dispensirt wurden. Vielmehr war es im Allgemeinen Sitte, die Honorarien zu zahlen oder sich wenigstens zu verpflichten, sie später nachzuzahlen. Gleichwohl unternahm ich es späterhin bei nur sehr spärlichem Zuthun meiner Eltern, auch meinen Bruder eine Zeitlang zu mir zu nehmen und für den Eintritt in's Gymnasium zu Bayreuth vorzubereiten, wo er leider schon einige Jahre später starb. So konnte es freilich nicht ohne Schulden abgehen. Das Vertrauen, daß ich zum Studiren nicht unberufen sei, ließ mich jedoch mit der Zeit Gläubiger in Freunden aus meiner Heimath, in Gönnern von Bayreuth her und in solchen, denen ich späterhin näher bekannt wurde, finden.

Mit meinen Universitätsstudien als solchen, vor allen den philosophischen und naturwissenschaftlichen unter Mehmel, Erhard, Meusel, Rothe, Ohm, Hildebrandt, Bischoff, Goldfuß ꝛc., hatte es übrigens um so weniger Noth, als dafür schon einiges Mehreres auf dem Gymnasium geschehen war. Und für die eigentlich medicinischen stellte sich, bei aller Beschränktheit der äußeren Anstalten, mehr und mehr als ein großer Vortheil für uns Studirende heraus, daß, je geringer unsere Zahl war, wir in um so näheres Verhältniß zu unsern Lehrern — Loschge, Fleischmann, Harleß, Henke, Wendt, Schreger ꝛc. — kamen.

Anstatt großer Krankenhäuser standen uns für den klinischen Unterricht freilich nur wahrhaft ärmliche Anstalten, zum Theil blose Privatinstitute, zu Gebote. Aber unter für ihre Zeit als Gelehrten und Praktikern zum Theil so ausgezeichneten Meistern war uns auch das nur zu Gebote stehende Material um so lehrreicher, als wenigstens doch, bei dem günstigen Verhältniß der ärmeren Einwohner Erlangens zu den wohlhabenderen, die ambulatorische (Poli-) Klinik von ziemlichem Umfang war und den wenigen Praktikanten, denen bald für die Beobachtung und Behandlung ihrer Kranken eine gewisse Selbständigkeit eingeräumt wurde, sehr förderliche Gelegenheit darbot. Ein den Studirenden zu bald gebotenes großes Material gewährt denselben nicht im gleichen Verhältnisse großen Vortheil, ja kann ihnen selbst verhältnißmäßig nachtheilig werden. Was in dieser Hinsicht weniger für uns geschah, wurde dadurch zum Theil mehr als ersetzt, daß wir es vollständiger ausnützen konnten und bald, anstatt mehr nur auf Receptivität, mehr auch schon auf Selbstthätigkeit hingewiesen waren. Auch für die mehr theoretischen Studien, dahin namentlich auch die allgemeinen, mehr philosophisch behandelten, Theile der Hauptdisciplinen der Medicin gerechnet, handelte sich's in einem günstigeren Verhältnisse um eigenes Studiren,

was sicherlich für die gesammte Ausbildung ergiebiger war, als wenn uns zu sehr nur zugemuthet gewesen wäre, hinzunehmen, was uns in viel mehreren Stunden und mit viel größerer Ausführlichkeit gelehrt oder vollends statt dessen gar nur als bloses empirisches Material sinnlich bekannt gegeben worden wäre. Auch des Guten kann überhaupt zu viel geschehen; insbesondere aber kann das reichlichste Thun des Einen bei möglichstem Lassen des Andern im Ganzen mehr Nachtheil bringen als Vortheil. Der Studirende hat auf Universitäten nicht blos zu lernen, sondern wenigstens jedenfalls auch zu studiren und noch vorher „studiren zu lernen", wie sich jene Mutter, die ihren Sohn auf die Universität brachte, nicht so ganz unpassend ausgedrückt haben soll.

Mein eigenes Studiren war jedenfalls von Anfang an auch einiger Massen auf eine tiefere Begründung und einen größeren Zusammenhang gerichtet. Nach aussen lag dabei Anknüpfung an die damals vorzugsweise zur Tagesordnung gehörige Schelling'sche Naturphilosophie am nächsten. In Beziehung auf Naturwissenschaft im Allgemeinen zogen mich jedoch die Schubert'schen Schriften und ähnliche besonders an, die eine eigenthümliche Verschmelzung philosophischer, poetischer und religiöser Elemente charakterisirt. In Beziehung auf die Medicin war mir's aber gleichwohl keineswegs mehr nur um die wissenschaftliche Seite zu thun, sondern interessirte ich mich sehr lebhaft und ernstlich auch um die praktische; nur daß ich für beide möglichst vollständigen anthropologischen Grund und Boden forderte.

Die deutschen Universitäten sind übrigens auch nicht blos als Bildungsanstalten für bestimmte theils reiner wissenschaftliche, theils zugleich auch mehr praktische Berufsarten, sondern auch für das Leben überhaupt zu erachten. In letzterer Beziehung ist das Leben und Treiben der Studirenden unter einander selbst von großer Bedeutung.

In Erlangen war zwar, als ich die Universität bezog, das Studentenleben bereits bis auf einen gewissen Grad von dem mit den Befreiungskriegen verbundenen Umschwunge berührt, übrigens aber doch mehr nur noch die Fortsetzung des sich vom Ende des vorigen Jahrhunderts in das gegenwärtige hereinziehenden. Seine Hauptrepräsentanten waren die Landsmannschaften der Ansbacher, Bayreuther und Franken. Trotz eines traditionellen Haltens auf eine gewisse, nur mit etwas Philisterhaftigkeit und einer entsprechenden Art Sentimentalität versetzte, Mann-

haftigkeit, welche bisher seine Hauptgrundlage bildete, spielten in demselben doch zugleich auch Biercomment, Renomisterei und Duelllust beträchtliche Rollen. Wie blühend es um letztere stand, ist namentlich auch daraus zu entnehmen, daß wir, nachdem wir es schon als Gymnasiasten an Vorübungen im Duelliren in eben nicht am wenigsten gefährlicher Weise nicht hatten fehlen lassen und trotz des lebhaftesten Wunsches, uns in den Ferien nach beendigtem ersten Semester in Bayreuth und in der sonstigen Heimath als Studenten zu produciren — dennoch in ziemlicher Anzahl auf Letzteres zu verzichten beschlossen, wenn nicht vorher jeder eine gewisse nicht unbeträchtliche Zahl von Duellen bestanden haben würde, daß wir diesen Beschluß zeitig und reichlich genug ausführten und es an entsprechender Fortsetzung nicht fehlen ließen. Um so mehr dachten wir zum Theil bereits am Ende unserer Studentenzeit anders von der Sache. Leider ist man aber auch nach weiteren 50 Jahren großentheils noch oder wieder mit dem alten barbarischen Zopfe behaftet und scheint ihn weit über Gebühr für ein Mittel und Zeichen von Mannescharakter und Mannesmuth zu halten, die doch hauptsächlich höhere sittliche Quellen und Kennzeichen fordern.

Uebrigens waren zwar die Constitutionen oder Statuten der einzelnen, jedoch nicht anerkannten, vielmehr verbotenen, zugleich aber doch auch stillschweigend geduldeten, Studentenverbindungen damals, wie später, nicht gleichgültig, von ungleich größerem Belange aber die Persönlichkeiten der Chargirten.

Ich hielt es zwar vom Anfang an, wie natürlich, vorzugsweise mit den Bayreuthern, wäre aber wohl lediglich einer ihrer sogenannten Renonçen geblieben, der auch so leidlich mitgemacht haben würde — wenn ich ~~ich~~ nicht bald von mir längerher befreundeten eigentlichen Mitgliedern der Verbindung manchfach zu engerem Anschlusse an dieselbe veranlaßt worden wäre. So wurde ich denn doch nicht blos ordentliches Mitglied, sondern bald auch Consenior derselben. Ich mußte es also wohl nicht an demjenigen haben fehlen lassen, was als besondere Auszeichnung für einen damaligen Studenten galt. Gleichwohl war ich schon bald so sehr bedacht, die jüngeren Angehörigen der Verbindung gegen gewisse Ueberbleibsel eines älteren Pennalismus in Schutz zu nehmen, sie abzuhalten, in manchen Dingen des Guten zu viel zu thun, und sie dagegen auf Anderes und Besseres hinweisen zu helfen, daß ich damit Manchem zu weit zu gehen schien. Ich selbst fand jedoch bei solcher Haltung um so mehr Eingang in die geselligen Verhältnisse zwischen Studenten und Honoratioren-Familien Erlangens.

Bei all' dem fanden sich Zeit und Gelegenheit nicht blos für mein spezielles Fachstudium, sondern auch für meine anderweitige Fortbildung. So namentlich zu fortgesetzter Bekanntschaft mit der Philosophie, in welcher Beziehung ich mich einerseits auch an Fichte und Kant, sowie andrerseits an Hegel und Baader wagte, zugleich aber namentlich auch zu Privatvorträgen eines begeisterten Anhängers der J. J. Wagner'schen Philosophie, welcher die Grafen Hermann und Carl v. Giech auf die Universität begleitete, beigezogen wurde.

Indem ich ferner bedacht war, meine Kenntniß der schönen Literatur zu erweitern, verstieg ich mich selbst zu weiteren dahin einschlagenden eigenen Versuchen, zu denen auch das längst verloren gegangene Manuscript eines Romans gehört, dessen zwei Hälften durch Tartarus und Elysium und deren Unterabtheilungen durch die Namen der Erinnyen und Grazien bezeichnet waren. Auch zur Theilnahme an einem Liebhabertheater und selbst dazu wurde ich vermocht, bei einer Vorstellung im Stadttheater zum Besten der Armen eine Rolle zu übernehmen. Deßgleichen suchte ich meine Kenntniß neuerer Sprachen zu erweitern.

Ungleich wichtiger aber war, daß der im Jahre 1813 zum Durchbruche gekommene Um- und Aufschwung eines innig mit religiöser Erweckung verbundenen deutschen Patriotismus mehr und mehr Einfluß auch auf das Erlanger Studentenleben gewann. Anfangs thaten sich nur erst wenigere, lebhafter von dem neuen Geiste ergriffene Studirende näher zusammen, mit der geistigen auch die physische Regeneration namentlich auch durch rüstiges Turnen anstrebend.

Bereits im Sommer 1816 gab Jena durch Gründung einer Burschenschaft, welche die bisherigen Spaltungen in Landsmannschaften aufhob, das Signal. Auch in Erlangen bildete sich demnächst eine dieselbe Tendenz verfolgende Studentenverbindung Teutonia, welcher einzelne mir von früher näher Befreundete angehörten. Die Landsmannschaften wollten jedoch von ihr und ihrem Geiste nichts wissen, belegten sie vielmehr mit Bann und Interdikt. Auch mir sagte dieser neue Geist in seiner nächsten äußerlichen Gestaltung keineswegs sofort ganz zu. Gehörte doch zu meinen Bekannten von dieser Seite auch der schwärmerische und so unglücklich endende Sand. Als jedoch im Ganzen der Most bis auf einen gewissen Grad vergohren und das Wesen der Sache manches Manierirte in der Erscheinung überwunden hatte, fand sie nicht blos von den durch die Landsmannschaften mehr oder weniger tyrannisirten sog. Obscuranten, sondern auch bei anderen ernster Gesinnten, mehr

und mehr Anklang. So befreundete denn auch ich mich näher damit.

Von durchgreifender Wirkung in dieser Richtung sollte das Wartburgsfest vom 18. October 1817 werden, zugleich als Jahresfest des 18. Octobers 1813 und als drittes Säcularfest der Reformation. Auch ich war dazu committirt. Unterwegs fand ich mich jedoch durch eine Begegnung in Bamberg veranlaßt, zurückzubleiben und mein Commissorium einem Stellvertreter zu übergeben.

In Erlangen kam übrigens die Sache erst in der ersten Hälfte des Wintersemesters $18^{17}/_{18}$ zum vollen Durchbruche. Ehe man sichs versah, erhob sich die Masse der sogenannten Renongen und Obscuranten, im Vereine mit Mitgliedern der Teutonia und selbst der Landsmannschaft der Franken, mit Ungestüm gegen diejenigen Landsmannschaften, die von der Neuerung nichts wissen wollten, und forderte alsbaldige entschiedene Umgestaltung des Geistes der Studenten und ihrer Verhältnisse untereinander. Und bevor sich diese Landsmannschaften von der ersten Ueberraschung erholen konnten, war eine allgemeine Erlanger Burschenschaft proclamirt. Als sich nicht bald genug eine Vermittelung zwischen dem Alten und dem Neuen gestalten wollte, folgte auch ich der Strömung des letzteren und vertauschte mein landsmannschaftliches Conseniorat mit dem Amte eines Sprechers der neugebornen Burschenschaft.

Doch gehörte der letzteren, wie sich alsbald zeigen wird, nur noch ein kurzer Abschnitt meines Studentenlebens an. In so vielseitige innigere Berührung ich daher auch während dieser kurzen Zeit mit Mitgliedern der neuen umfassenderen Verbindung kam, so blieb mir doch auch das früher eingegangene und länger cultivirte Verhältniß zu den Mitgliedern der älteren engeren Genossenschaft durch das ganze Leben ein sehr liebes und werthes. Strenger nahm es jedoch ihr Nachwuchs.

In der neuen Burschenschaft trieben wir es übrigens trotz aller Begeisterung zunächst harmlos und unschuldig genug. Wir kümmerten uns nicht so sehr darum, wie es an anderen Universitäten getrieben wurde. Wir begnügten uns vorerst mit der Ueberzeugung, daß unser Erlanger Studentenleben in dieser und jener Hinsicht schöner und zweckmäßiger zu gestalten sei und suchten es so zu gestalten. Zum Beweis mag hier in aller Kürze nur Folgendes dienen. So schrieben wir z. B. eine Zeitlang selbst eine Art Wochenblatt, das in Manuscript, in einzelnen Abendversammlungen vorgelesen wurde und, weit entfernt sich irgendwie politisch oder sonst zu versteigen, vielmehr einfach zum

Theil selbst in etwas sentimentaler Weise lediglich den Zweck hatte, uns über die eigentliche Aufgabe des akademischen Lebens überhaupt und eine entsprechende Gestaltung unserer nächsten eigenen Studentenverhältnisse besser zu orientiren. Und als wir einmal von einer auswärtigen Burschenschaft zu näherem Anschlusse aufgefordert und zugleich auch auf bestimmte politische Zielpunkte hingewiesen wurden, antworteten wir ganz naiv: wir hätten vorerst noch genug mit uns selbst und unseren nächsten Angelegenheiten zu thun.

Mich nahm jedoch Anderes bald noch stärker in Anspruch. Ich fand mich durch Mancherlei mehr und mehr in dem Vorsatze bestärkt, baldmöglichst im Sommersemester 1818 mich dem Doctorexamen zu unterziehen und meine ganze Zeit und Kraft für die letzte Vorbereitung darauf zu verwenden. Das bestand ich denn auch im Mai 1818 glücklich und in Folge dessen, sowie einer der Facultät eingereichten und von ihr approbirten Dissertation de systematis gangliaris natura, wurde ich, nach ebenfalls glücklich beendeter öffentlicher Disputation, am 30. desselben Monats zum Doctor der gesammten Medicin promovirt.

Die Abhandlung sucht, so gut es eben damals ihrem Verfasser gelingen wollte, das sog. Gangliensystem oder den Sympathicus als relativ selbständigen Centraltheil des Nervensystems, gegenüber dem Cerebrospinalsysteme, aufzufassen, jenem — jedoch wohl vorerst noch mit zu wenig Rücksicht auf sein Verhältniß zu den Centralorganen des Blutkreislaufes und zum Blute selbst — neben und gegenüber seiner physischen Funktion auch eine psychische zu vindiciren, namentlich in Bezug auf Gemüthsstimmungen und Gemüthsbewegungen, sowie überhaupt mehr nur instinctive psychische Vorgänge. Dabei kommt auch der entsprechende Gegensatz zwischen Herz und Kopf im metaphorischen Sinne, ferner zwischen Schlaf und Wachen in Betracht und reihte sich an ersteren auch der Traum, sowie ungewöhnliche Schlaf- und Traumzustände überhaupt und entsprechendes Psychisch-Krankhaftes insbesondere.

Bereits im Jahre 1816 war mir übrigens die Veranlassung nahe gelegt worden, mich in die Freimaurerloge Libanon zu den drei Cedern in Erlangen aufnehmen zu lassen. Diese Loge scheint schon länger ein Augenmerk auf die Studirenden gehabt zu haben, und zwar wohl weniger nur, um ihr tauglich und wünschenswerth scheinende für sich zu

gewinnen, als überhaupt Besseres versprechenden und empfänglicheren auch ihrerseits förderlich zu werden.

Ohne viel von der Freimaurerei zu wissen und mir sonderliche Gedanken davon zu machen, benützte ich die gebotene Gelegenheit ziemlich harmlos. Schon während meiner Gymnasiastenjahre in Bayreuth schenkten mir dortige Mitglieder des Ordens, zu denen, wenn ich nicht sehr irre, namentlich auch mein erster dortiger Lehrer, Rektor Stadler, und der nachmalige Geheime-Rath Barth gehörten, freundliche Theilnahme. In Erlangen aber waren mir nicht blos einige wackere jüngere, sondern auch mehrere ältere, allgemein in hoher Achtung stehende, Universitätslehrer, darunter insbesondere auch Hildebrandt, als Freimaurer bekannt geworden. Als Meister vom Stuhl der Erlanger Loge aber fungirte damals der ehemalige Buchhändler und zeitweilige zweite Bürgermeister der Stadt Erlangen, sowie Landtagsabgeordnete Walther, ein früher unglücklich verheirathet gewesener Mann von mehr Fähigkeit und gutem Willen, als Durchbildung und wünschenswerther Haltung.

Irgendwelche absonderliche Erwartung von der Freimaurerei bestimmten mich, wie gesagt, nicht zum Beitritt. Am wenigsten dachte ich dabei an äußere Vortheile durch Connexion u. dergl. Aber nicht ohne Antheil daran waren wohl das Lesen der dahin einschlagenden Partieen von Goethe's Wilhelm Meisters Lehrjahren, sowie was ich von der Geselligkeit freimaurerischer Kreise, freilich nur aus einer gewissen Ferne, wahrzunehmen Gelegenheit hatte, wornach sich diese, trotz der Mischung verschiedener Bildungsgrade und Stände im Allgemeinen, gleichwohl durch eine edlere, aufrichtigere und maaßvollere Haltung gegen die Geselligkeit anderer mehr oder weniger schroff abgegrenzter Kreise vortheilhaft auszuzeichnen schien. Doch gab wohl vollends erst den Ausschlag mein bis dahin noch zu wenig zu Verständniß, Entwicklung und Befriedigung gekommenes religiöses Bedürfniß.

Je weniger überspannte Erwartungen ich aber bei all' dem gehegt hatte, desto weniger fand ich mich getäuscht, obwohl auch, was dabei von wesentlicherem Bedürfnisse im Spiele war, keineswegs genügende Befriedigung erfuhr. Uebrigens machten insbesondere einige Männer von auswärts, welche die hiesige Loge bisweilen frequentirten, einen nachhaltigen wohlthäigen Eindruck auf mich. Vor Allem ein Freiherr v. Rotenhan aus Rentweinsdorf. Demnächst ein Glied der Merkel'schen Familie in Nürnberg. Da jedoch im Königreiche Bayern nicht nur Staatsdienern, sondern auch schon Staatsdienst-Adspiranten

die Theilnahme an der Freimaurerei untersagt war, so mußte auch ich, als ich noch im Laufe des Jahrs 1818 Privatdocent geworden war, bereits wieder ausscheiden.

Erst 40—50 Jahre später drängte sich mir die Veranlassung auf, der Sache nochmals eine bestimmte Aufmerksamkeit zuzuwenden; als nämlich ein junger Mann mit dem Gedanken umging, sich in den Freimaurerorden aufnehmen zu lassen, und mich deßhalb zu Rathe zog, den nach bestem Wissen und Gewissen zu geben ich mich für verpflichtet hielt.

Ich selbst hatte inzwischen glücklicher Weise der Hauptsache nach feste Stellung zur Sache des Christenthums gewonnen, vermöge deren es denn auch galt, den Fragenden jedenfalls möglichst vor Nachtheil zu bewahren, welchen für das Verhältniß desselben zu dieser größten und wichtigsten Sache auch die Mitgliedschaft der Freimaurerei mit sich bringen könnte.

Dabei drängten sich mir von Seiten der letzteren im Großen und Ganzen hauptsächlich zwei Rücksichten auf. Eines Theils nämlich, daß, wie es auch mit dem Ursprung der Freimaurerei stehe, dieselbe jedenfalls gerade in Zeiten großen religiösen und kirchlichen Verfalles eine besondere Rolle spielte, ohne doch offen und entschieden genug für das Wesen des Christenthums auf- und einzutreten; und andern Theils, daß sie sich vielfach in einer Weise auf ihre reinen Humanitätsbestrebungen berief, die mehr auf Verkennung als rechte Erkenntniß einerseits der Bestimmung und des Schicksals des Menschen und andrerseits des Wesens des Christenthums hindeutet.

Daß sich die Freimaurerei auf keine einzelne christliche Kirche und Confession beschränkt, könnte allerdings zu Gunsten des gemeinsamen wahren und vollen Wesens des Christenthums abzuzielen scheinen. Die verschiedenen christlichen Kirchen und Confessionen verhalten sich ja wirklich zum Theil ähnlich zu einander und zum vollen Wesen des Christenthums, wie die verschiedenen Farben, in welche sich das volle reine Licht durch ein Prisma bricht. Jede derselben ist, wenn auch im Ganzen in verschiedenem Maaße, mit gewissen Einseitigkeiten, Mängeln und Schattenseiten behaftet. Und doch stellen sie sich häufig so zu einander, als ob nur Eine, nnd zwar leicht gerade die in der That und Wahrheit am wenigsten berechtigte, die allein wahre sei, der alle andern weichen oder sich wenigstens möglichst unterordnen müßten. Da könnte denn die Freimaurerei wirklich wohlthätig vermitteln. Nur müßte das im Interesse des als gemeinsames Ideal über den kirchlichen Parteien

stehenden Wesens des Christenthums geschehen, nicht aber in Indifferenz gegen dasselbe und selbst nicht gegen die Kirche als die zur Realisirung des ersteren nothwendige Anstalt seinen Grund haben. Dazu stimmt jedoch leider nicht gut, daß sich die Freimaurerei wenigstens zum Theil nicht blos auf die verschiedenen christlichen Kirchen und Confessionen beschränkt und sich eben immer wieder in bedenklicher Weise auf „reine Humanität" beruft.

Darunter wird nämlich hierbei, wie anderwärts, mehr nur so ungefähr möglichst vollständige und harmonische Entwicklung und Bethätigung des specifischen Menschenwesens blos für sich verstanden, das jedem in's Dasein tretenden menschlichen Individuum wenigstens der Hauptsache nach im Keimzustande zukomme, und zwar als etwas Normales, das nur als solches erhalten und entwickelt zu werden brauche. Damit tritt man aber sofort entschieden in Widerspruch mit dem Christenthum.

Denn diesem zufolge gestaltete sich, in Uebereinstimmung mit jedem klareren und tieferen Einblicke in die gegebene Wirklichkeit und ihre Geschichte, das anfängliche normale Verhältniß des Menschengeschlechts zu Gott schon sehr bald im Fortgange seiner Geschichte in ein Mißverhältniß um, vermöge dessen, wie verschieden es sich auch theils gleichzeitig in den verschiedenen größeren Bestandtheilen des ganzen Geschlechts theils in den auf einander folgenden Perioden seiner Geschichte gestalten mochte, doch jedem neuen menschlichen Individuum schon in seinem Ursprunge und Keime in irgend einem Maaße und in irgend einer Weise abnorme Beschaffenheit zu Theil werden mußte — ein Mißverhältniß, das nur unter göttlicher Leitung einen Verlauf nehmen konnte, vermöge dessen es seiner Zeit zur Wiederherstellung des normalen Verhältnisses befähigt wurde, wozu jedoch einerseits und hauptsächlich auch vollends noch ganz besonderes Insmitteltreten Gottes dadurch nöthig war, daß der Geschichte eben das göttliche Ferment des Christenthums einverleibt wurde, und wozu andrerseits gleichwohl auch noch nöthig war und immer von Neuem ist, daß jedes menschliche Individuum für seinen Theil ernstlich darauf eingehen und daran Theil nehmen wolle.

Wenn nun aber Ersteres wirklich der Fall ist und Letzteres großentheils ungenügend, ja möglichst gar nicht, geschieht — wie kann dann von „reiner Humanität" die Rede sein? Solche, die gleichwohl am unbedingtesten und zuversichtlichsten darauf pochen, liefern eben damit den Beweis, daß sie die wirkliche Sachlage verkennen. Wenn sie dann auch noch so große und mannigfaltige Anstrengungen zur För-

derung ihrer reinen Humanität machen, so fehlt es zwar nicht an allem Erfolge. Sofern sie aber zugleich doch das nur im Christenthume gegebene höchste, allgemein geltende und wahrhaft wirksame Ideal, sowie die zu dessen Verwirklichung allein geeigneten Mittel und Wege, verkennen und ihre Humanitätsbestrebungen theils mehr auf Gerathewohl theils nach diesem oder jenem mehr untergeordneten und subjectiven Maaßstabe betreiben, so kann es unmöglich recht vom Flecke zum Zwecke kommen. Ja indem sie sich mehr oder weniger entschieden an die Stelle des Christenthums setzen und selbst über dasselbe stellen, beeinträchtigen sie mehr als sie fördern, was wirklich Noth thut. Und damit würde es noch viel übler stehen, wenn sich Geist und Wesen des Christenthums nicht auch da mit ihrem Segen mehr oder weniger geltend machten, wo man sie mißachtet. Ohne dieß würde es mit der reinen Humanität vollends übel stehen. Denn es ist in der That so, wie z. B. Guizot sagt: „es gibt keine Einbildungskraft, welche sich mit hinreichender Wahrheit vorstellen könnte, was in und um uns geschehen würde, wenn der Platz, welchen der christliche Glaube bei uns einnimmt, sich plötzlich leer fände. Niemand kann sagen, bis zu welchem Grade der Erniedrigung und Zügellosigkeit die Menschheit herabsinken würde.“ Auch die besten Fähigkeiten der menschlichen Natur würden ja ohne entsprechendes religiöses Verhältniß zu Gott die im andern Falle möglichen edlen Früchte eben so wenig zu Tage fördern können, als der beste Boden eines Landes in äußerster Sonnenferne.

Wir werden noch öfter auf einen sich vom Christenthume isolirenden und ihm selbst entgegentretenden Humanismus zurückkommen, wollen aber schon hier deßfallsigen Mißverständnissen auch in folgender Weise vorzubeugen suchen. Die uranfängliche Begabung und Bestimmung des Menschen ist kaum hoch genug anzuschlagen, und so großen Schaden sie auch schon sehr bald in der Entwickelung des Menschengeschlechtes erlitten haben mögen, so blieb davon im Ganzen doch noch immer viel übrig, wird die innerste Keimkraft dazu nie ganz ertödtet oder in ihr Gegentheil verkehrt, kann und soll eine Wiederherstellung und die volle Entwickelung, wenn auch nicht ganz nur im gegenwärtigen irdischen, sondern vollends erst im jenseitigen Menschenleben stattfinden, und ist, was davon schon jetzt und hier zu Stande kommt, mit Freude und Dank willkommen zu heißen, zu benutzen und zu fördern. Aber ohne das rechte Verhältniß zum Geiste und Wesen des Christenthums oder gar im Widerstreite damit wird es nie und nirgends, was es werden soll und kann und schlägt es gerade rücksichtlich der Haupt-

sache sogar leicht eher zum Fluche als zum Segen aus. Nur Letzterem tritt das volle wahre Christenthum entgegen, behufs des Ersteren steht es mit allem wahren, schönen und guten Menschlichen, je großartiger es ist, im um so innigeren und freundlicheren Bunde.

Das hat auch die Freimaurerei, trotz dessen, was sie vor manchen anderen Humanitäts-Bestrebungen voraus hat, wohl zu bedenken. Aber zum Vortheil gereicht ihr allerdings, daß sie sich allem Anscheine nach im Großen und Ganzen wenigstens von der neuerlichen Strömung eines puren Naturalismus und krassen Materialismus, die jederlei lebendige Religiosität mit Zerstörung bedroht, nicht hinreissen ließ. Auch gegen die Politik, die bei Vielen mehr und mehr die Stelle der Religion einzunehmen drohte, hat die Freimaurerei eine gewisse Zurückhaltung beobachtet. Gegenüber der in neuester Zeit über das rechte Maaß hinausgehenden Trennung, Spannung und Reibung der verschiedenen Nationalitäten hat sie nach wie vor mäßigend und versöhnend gewirkt. Aehnlich wirkt sie innerhalb derselben Nationalität mehr wohlthätig einigend als zu schroff trennend auf die verschiedenen Stände, Bildungsgrade und Berufsarten. Faßt man daher auch nur das eigenthümliche gesellige Leben der Freimaurer in's Auge, so unterscheidet es sich in mancher Hinsicht vortheilhaft von anderweitigen geselligen Verhältnissen. Denn während diese in der Regel mehr nur Menschen desselben Standes und Berufs, sowie derselben Bildungsstufe, gelten und dabei der gesellige Verkehr in seinen Formen und seiner ganzen Haltung zum Theil überhaupt Manches zu wünschen übrig läßt und insbesondere mehr nur conventionelle äußere Formen über wesentlichere gegenseitige Verhältnisse nach Geist und Gemüth zu sehr vorherrschen — bietet die freimaurerische Geselligkeit vielfach mehr das vortheilhafte Gegentheil dar. Man halte deßhalb nur sonstige Gastmahle sogenannten Tafellogen gegenüber. Wie leicht und häufig wird bei jenen die Grenze der Mäßigkeit und Nüchternheit überschritten, die bei diesen in der Regel eingehalten wird! Wie verschieden pflegen dort und da die damit verbundene Musik überhaupt und der Gesang insbesondere zu sein! Und wenn die Tafelloge vollends mit Gebet eröffnet und geschlossen wird, wenn dabei der Armen ausdrücklich gedacht und für sie gesammelt wird, wenn die Theilnehmenden die brüderliche Kette unter sich schließen u. s. w. — so knüpft sich daran von selbst eine Stimmung und Haltung, die Wesentliches vor denjenigen anderweitiger ähnlicher Vereinigungen voraus haben und sich zu Gunsten des Verhältnisses der

Ordensglieder unter sich und zu Andern auch über die Loge hinaus zu erstrecken geeignet sind.

Das stimmt denn doch gar zu wenig zu der päpstlichen Allocution vom 25. September 1865, laut deren die Freimaurerei eine aller Religion feindliche, revolutionäre, Kirche und Staat mit Umsturz bedrohende, Sekte sein soll. Höchstens müßte etwa auch sie, von einzelnen Winkellogen überhaupt abgesehen, gerade in Ländern sich der Revolution mehr zugeneigt haben, in welchen letztere besonders daraus vorzugsweise Nahrung und Wachsthum zog, daß in ihnen diejenige Kirche mehr oder weniger alleinherrschend war, welche der längst nöthig gewesenen Reformation noch immer zu sehr widersteht.

Uebrigens beschränkt aber die Freimaurerei ihre Aufgabe selbst allem Anscheine nach nicht blos auf dasjenige, was ihr oben zum Vortheile angerechnet ist, so wenig auch nur das zu gering zu achten und zu verschmähen ist, oder gar nur auf äußerliche Vortheile für ihre Mitglieder in den näheren socialen Verhältnissen und im größeren Weltverkehr. Sie strebt doch wohl mehr an. Auch gibt sie selbst schon in ihren niedersten Graden Anhaltspunkte an die Hand: was das sei?

Spielt doch auch in den Logen selbst die heilige Schrift eine Rolle, welche die höchste Ehrfurcht für dieselbe in Anspruch nimmt. Gilt doch ihre Johannisfeier unzweifelhaft Johannes dem Täufer, diesem unmittelbarsten Herolde und Bahnbrecher des Christenthums. Sollte sich's dabei um einen blosen Schein, um Täuschung und ein frevelhaftes Spiel handeln? Oder, anstatt um den wirklichen, historischen Johannes den Täufer, um einen willkürlich fingirten, und damit, anstatt um das wirkliche Christenthum, ähnlich wie bei der Sekte der sogenannten Johannischristen oder Sabier, um einen fabelhaften Mischmasch von Judenthum, Christenthum, Zoroastrischen und gnostischen Lehren oder was sonst handeln?

Sollte Lessing nicht blos für seine Zeit Recht gehabt haben, sondern sollte wohl auch heute noch gelten, daß es gar zu viele schaale Reden der Freimaurer und Lieder voll Hyperbeln und Quidproquo's gebe und der Bruder Redner oft besser ein bloser Schwätzer genannt würde? Sollte dabei wirklich rücksichtlich ihrer Humanitätsbestrebungen und ihres Verhältnisses zum Christenthum eine Unklarheit obwalten, vermöge deren man vielfach zu einem leeren Formen- und Formelnkram, zu einer Spielerei und Tändelei und insbesondere zu einem Galimathias in Worten und Redensarten verleitet werde die ernster Männer unwürdig wären, zu einem Gleissen und Flunkern, die mit männlicher

Offenheit und Wahrhaftigkeit unverträglich wären, sowie zu einem Täuschen mit Hoffnungen, die so unmöglich erfüllt werden könnten?

Das ist doch nicht so ohne Weiteres anzunehmen. Und wenn es auch zeit- und theilweise so gewesen wäre, kann man glauben, daß es noch so sei und weiter so bleiben werde, nachdem wir unverkennbar bei einem Wendepunkte angelangt sind, in welchem allgemeiner und dringender als je gilt, sich möglichst klar, bestimmt und offen namentlich für oder gegen die Sache des Christenthums zu entscheiden, und zwar nicht wie man sich dieselbe einbilden und so oder anders zurecht legen könnte und möchte, sondern wie sie wirklich welthistorisch gegeben ist?

Diesem großen Entweder-Oder kann sich auch die Freimaurerei nicht entziehen. Was sollte gerade sie von solcher Entscheidung dafür oder dagegen abhalten? Was hätte sie im letzteren Falle, wie die Sachen dermalen stehen, wo dasselbe in Hunderten von Büchern und Zeitschriften mit nur zu großem Erfolge geschieht, zu fürchten? Sie würde, wenn sie es wollte, aber nicht thäte, nur sich selbst schaden, indem sie andern den Vorzug vor sich einräumte, die sich wenigstens offen dazu bekennen, während sie sich noch in Geheimniß hüllte und auf täuschende Vorspiegelungen bedacht wäre. Wozu aber vollends im ersteren Falle fernere Geheimnißthuerei oder der Schein, jedenfalls nur ein mehr oder weniger schlechtes Surrogat für die gute Sache selbst zu sein? Brauchte sie dann doch selbst nicht auf eigene innigere Verbindung zu verzichten, sondern würde sie für eine solche nur erst eine eben so würdige als dringende Aufgabe finden, indem sie dann als großes und einflußreiches Glied in dem bereits bestehenden und in weiterer Entwickelung begriffenen Organismus der sogenannten „innern Mission" fungirte. Damit würde sie aber überhaupt erst ihre würdigste Aufgabe und Stellung gefunden haben.

Noch Etwas fiel bereits in meine Studentenzeit, das hier noch in Kürze erwähnt werden soll. Im Laufe meines letzten Studentenjahres fand sich bei einer Familie in Erlangen, zu welcher ich Zutritt hatte, eine auswärtige Verwandte, das einzige Kind des gräflich Giechischen Justiz-, Domänen- und Consistorial-Directors Ehrlicher in Thurnau und seiner Gattin, einer gebornen Wagner, zum Besuche ein. Der Besuch des Fräulein Auguste Ehrlicher galt jedoch nicht blos ihren Verwandten in Erlangen, sondern hatte zugleich den Endzweck, die ärztliche Hülfe eines Mitgliedes der medicinischen Facultät daselbst gegen eine

Kränklichkeit in Anspruch zu nehmen, welche an die Stelle früherer blühender Gesundheit getreten war.

Da ich nach wie vor in das Haus der Verwandten kam, so machte ich auch die Bekanntschaft dieses seines temporären Zuwachses. Es dauerte nicht lange, so wurde mir namentlich auch bekannt, daß sich bereits vor einigen Jahren zwischen Fräulein Auguste und einem jungen Manne, der inzwischen in ziemlicher Entfernung in auswärtigen Staatsdienst getreten war, ein näheres Verhältniß gebildet hatte, das sich jedoch weiterhin wieder getrübt und gelockert habe. Nach einiger Zeit wurde ich aber vollends in der Art in's Vertrauen gezogen, daß mir mitgetheilt wurde: der junge Mann sei im Begriffe nach Erlangen zu kommen, um das Verhältniß zur Entscheidung zu bringen, und daß ich um Vermittelung der definitiven Auflösung desselben gebeten wurde.

Diese erfolgte auch wirklich, und zwar so, daß sich dafür demnächst ein innigeres Verhältniß zwischen Auguste und mir entwickelte. Allein je mehr die Eltern der ersteren mit dem früheren einverstanden waren, desto bedenklicher waren sie gegen das neue. Auguste und ich sahen uns daher nach ihrer Abreise von hier in den nächsten 3 — 4 Jahren nur einige Male auf kurze Zeit am dritten Orte.

4.

Habilitation als Privatdozent — Reise und Aufenthalt in Berlin — Ernennung zum Professor — Verheirathung.

(1818 — 1822.)

Doctor der Medicin war ich also im Frühlinge 1818 geworden. Was sollte nun aber weiter werden? Ich war abermals in ein neues Stadium eingetreten; aber unter so schwierigen Umständen, als je mit einem früheren verbunden waren.

Vor Allem galt es, mich zu entscheiden entweder für die Laufbahn eines praktischen Arztes oder des akademischen Lehramts. Die Entscheidung neigte sich zwar alsbald um so mehr dem letzteren zu, als es der medicinischen Facultät der Universität Erlangen gerade an Lehrern fehlte. Allein auch die Zahl der Medicin Studirenden war vorerst noch immer eine ziemlich kleine und deßhalb wenigstens auch nur auf eine geringe Einnahme von Honorarien für Vorlesungen zu rechnen. Anderweitige Subsistenzmittel standen mir nicht zu Gebote, vielmehr hatte ich Schulden. Auch auf Erwerb durch Schriftstellerei war wenig sichere Aussicht, und am Ende rückte die akademische Carriere überhaupt eine selbständige Stellung in noch viel weitere Ferne hinaus, als diejenige eines praktischen Arztes. Gleichwohl folgte ich einem überwiegenden inneren Zuge und fing an, meine Habilitation vorzubereiten.

Zu allem Unglücke wurde ich aber auch, da ich als poliklinischer Praktikant gerade ziemlich viele und schwere Typhuskranke in ihren Wohnungen unter mehr oder weniger ungünstigen Verhältnissen zu behandeln hatte, bald nach meiner Promotion selbst von dieser Krankheit ergriffen. Zwar hoffte ich noch von einer Art Abortivverfahrens und namentlich auch von einer raschen Uebersiedelung von Erlangen zu

meinen Eltern im Fichtelgebirge Abhülfe. Allein dort angekommen, unterlag ich der Krankheit eben doch, und obwohl nach einigen Wochen Genesung eintrat, zog sich diese doch um so länger hin, als ich mich allzubald wieder zu geistiger Anstrengung verleiten ließ.

Meine Anforderungen an die ärztliche Bildung wollten diese auch blos in Ansehung ihres Gegenstandes schon damals nicht zu sehr nur auf die physische Seite des Menschen beschränkt, sondern entschiedener auf eine breitere anthropologische Grundlage gegründet wissen, sowie sie von höherer allgemeiner Bildung überhaupt und von philosophischem Geiste und philosophischer Methode insbesondere durchdrungen sein sollte. Meine pro venia legendi zu vertheidigende Dissertation handelte daher de animae humanae natura und faßte den Menschen zwar vorerst noch in üblicher Weise nur zweitheilig als, wie es abstract ausgedrückt zu werden pflegt, aus Leib und Seele bestehend auf, unter letzterer Bezeichnung noch in Eins zusammenfassend, was selbst noch in Seele und Geist zu unterscheiden ist; zugleich aber suchte sie eine concrete Auffassung jener beiden gegen die sonst vorherrschende abstracte geltend zu machen und in ihnen, anstatt zwei gänzlich heterogene Bestandtheile, aus denen der Mensch zusammengesetzt sei, zu erkennen oder nur das Eine, welches dieß auch sein sollte, für etwas selbständiges, das Andere dagegen nur für dessen Accidens oder Product zu halten — vielmehr nur zwei, jedoch sehr ungleichwerthige, einen concreten Gegensatz bildende, Seiten Eines Grundwesens anschaulich zu machen, wodurch auch die Wechselwirkung, die denn doch wirklich zwischen ihnen besteht, erst begreiflich wird.

In Folge der öffentlichen Vertheidigung dieser Abhandlung als Privatdozent zugelassen, hielt ich bereits im Wintersemester $18^{18}/_{19}$ Vorlesungen über allgemeine Anatomie im Sinne Bichat's und Meckel's, über Physiologie und über Psychiatrie. Weiterhin schlossen sich denselben auch solche über Anthropologie, Hygieine, Lebensmagnetismus, allgemeine Pathologie und Therapie, Encyklopädie und Methodologie, sowie über Geschichte der Medicin an. Schon im Sommer 1819 wurde ich durch den Wunsch der Studirenden auch zu Vorlesungen über akademisches Studium und Leben überhaupt veranlaßt.

Meine Vorlesungen erfuhren jedoch Anfangs des Wintersemesters $18^{20}/_{21}$, als ich selbst auch noch diejenigen Schellings über Mythologie mitzuhören angefangen hatte, dadurch auf Jahr und Tag eine Unter=

brechung, daß ich vom Ministerium zu einer Reise bestimmt wurde, die hauptsächlich der Psychiatrie und dem Irrenhauswesen gelten sollte, mit welch' letzterem es damals in Bayern, mehr oder weniger jedoch in Deutschland überhaupt, noch ziemlich schlecht stand.

Hauptstation meiner Reise sollte Berlin sein. Aber schon auf dem Hinwege besuchte ich verschiedene Irrenanstalten; desgleichen von dort aus diejenigen in Neuruppin, Hamburg und Lübeck, woran sich auch ein Ausflug in Gesellschaft des nachherigen Professors der Chirurgie in München, Wilhelm, über Wismar, Rostock, Stralsund auf die Insel Rügen anschloß, von welcher wir den Rückweg nach Berlin über Greifswald nahmen. Andere Irrenanstalten, wie namentlich die auf Sonnenstein bei Pirna und in Waldheim, besuchte ich später auf der Heimreise nach Erlangen. Auch während einer ziemlich langen Reihe von späteren Jahren brachte ich einen großen Theil der Ferien in Irrenanstalten inner- und außerhalb Deutschlands zu. In Berlin selbst aber war mir von den letzten Monaten des Jahres 1820 an bis zum Herbste 1821 in der Irrenabtheilung der Charité, die unter Neumann stand, möglichst freie Hand gelassen. Zudem hatte ich dort auch Zutritt zu Horn, dem früheren Direktor derselben, sowie eingehenden Verkehr mit Langermann, welcher Anfangs dieses Jahrhunderts die Irrenanstalt zu St. Georgen bei Bayreuth zu europäischem Rufe gebracht, nunmehr aber Sitz und Stimme in der höchsten Medicinalbehörde des Königreichs Preußen hatte und dessen Namen mir später von der Leopoldinischen Akademie beigelegt zu finden, mir nur erfreulich sein konnte.

Aber auch mit Berends, Graefe, Horkel, Hufeland, Koreff, Osann, Reich, Rudolphi, Walter, Wolfart und anderen ärztlichen Notabilitäten kam ich nicht blos durch Vorlesungen und Kliniken in Berührung, sondern zum Theil auch sonst in näheren Verkehr.

In andere Kreise erhielt ich Zutritt durch Empfehlungen von Freunden im Bayreuthischen, welche mit Familien befreundet waren, die, als die Fürstenthümer Bayreuth und Ansbach Preußische Provinzen waren, dort gelebt hatten und zum Theil von dort stammten. Durch solche Vermittelung kam ich namentlich auch in die Häuser des Münzdirektor Gedekind, des Physikers Seebeck, des Ministers v. Altenstein, des Feldmarschalls v. Gneisenau *) u. a.

---

*) Gneisenau wunderte sich, daß mich die Bayerische Regierung bei meiner Reise besonders auf die Psychiatrie und das Irrenhauswesen hingewiesen hatte. So sehr mich das auch zunächst befremdete, so lebhaft wurde ich doch noch

Andere Bekanntschaften verschaffte mir in Berlin der Umstand, daß ich der Erlanger Freimaurerloge eine Zeitlang angehört hatte. Wieder zu anderen verhalfen mir frühere Erlanger Commilitonen, mit welchen ich in Berlin wieder zusammentraf. Zu ihnen gehörte namentlich der damalige Candidat der Philologie und spätere Professor am Johanneum zu Hamburg Ulrich, der, obwohl der Demagogie anrüchig, doch sich schon vor einiger Zeit gerade nach Berlin gewendet und sich daselbst bereits vielfach bekannt und beliebt gemacht hatte und namentlich auch mit dem Schwager Marheineke's, nachmaligen Professor und Staatsrathe Blum in Dorpat, näher bekannt war, mit welchem ich dieß durch jenen ebenfalls wurde. Durch diese erhielt ich Zutritt nicht blos zu Marheineke, sondern auch zu Buttmann, Boeckh, Aug. Friedr. Wolf, Reimer u. A. Durch Reimer wurde ich weiter mit Schleiermacher bekannt und durch das Buttmannische eben so unterhaltende als unterrichtende Sonntagskränzchen auch mit Hirth, Toelken u. A. Durch einen der ehemaligen Erlanger Commilitonen, früheren Schüler Hegels

---

geraume Zeit nachher, als sich Minister v. Abel, dem meine Mahnungen, daß doch endlich bald mehr dafür möge geschehen können, wohl längst unbequem geworden waren, deßhalb in eben so herben als wenig tröstlichen Worten gegen mich aussprach. Glücklicher Weise hatte mir jedoch der König Max Joseph schon lange vorher einmal, als ich ihm als Einer vorgestellt wurde, der sich besonders für diese Angelegenheit interessire, beim Abschiede ein lebhaftes Vergelt's Gott! dafür nachgerufen, nachdem er eingestanden hatte, daß er sich früher eine Zeitlang über die Wichtigkeit der Sache durch die Berufung eines höheren Medicinalbeamten auf das Sprüchwort habe irre führen lassen: Narren muß man keine Kirchen bauen. — Im weiteren Verlaufe meines Lebens hatte ich die Ehre, auch den drei folgenden Königen von Bayern, zum Theil wiederholt, vorgestellt zu werden. Ludwig I. erinnerte ich bei einer solchen Gelegenheit, wie es scheint, zuerst an das nahe bevorstehende hundertjährige Jubiläum der Universität Erlangen, für das er ein sehr lebhaftes Interesse äusserte und wobei wohl sofort der Grund zu dem Entschlusse angeregt wurde, dazu für die Erzstatue des Stifters der Universität zu sorgen. Maximilian II. ging bei ähnlicher Gelegenheit in eben so liebenswürdiger als treffender Weise selbst auf den Begriff meiner medicinischen Lehrfächer und ihr Verhältniß zu anderen ein. Und als ich an der von der Universität an das königliche Hoflager des jugendlichen Königs Ludwig's II. abgesendeten Huldigungsdeputation Theil zu nehmen hatte, war ich mit den übrigen Deputirten auf das Lebhafteste angesprochen von Dessen liebenswürdig genialem Wesen. — Das Irrenhauswesen anlangend, kann es Bayern heute getrost auf einen unparteiischen Vergleich mit jedem andern Lande ankommen lassen.

am Gymnasium zu Nürnberg, der zugleich mit dem nachmaligen berühmten Rechtslehrer Puchta kurze Zeit nach mir in Berlin eintraf, kam ich auch mit Hegel in einige nähere Berührung.

Ohne ihn vorher gekannt zu haben, traf ich in Berlin auch mit Bopp, dem Sanskritaner, als Bayerischem Landsmann zusammen. Derselbe hatte Aussicht, bei der dortigen Universität angestellt zu werden. Doch verzog sich's damit so lange, daß er des Wartens müde geworden war und sich zur Rückreise in die Heimath anschickte. Als dieselbe endlich auf den nächsten Tag anberaumt war, veranstalteten seine jüngeren Freunde, zu denen auch ich gehörte, eine kleine Abendgesellschaft zum Abschiede. Wir glaubten ihn am andern Vormittage bereits weit von Berlin entfernt, als er uns zu unserm großen Erstaunen selbst persönlich meldete, wie er nicht abgereist sei, weil ihm während unserer Abschiedsfeier sein ganzes Reisegepäck gestohlen worden sei. Glücklicher Weise gab aber dieser Unfall den Anlaß dazu, daß nun seine Anstellung so schnell erfolgte, daß er gar nicht mehr abzureisen brauchte.

Zu einem Kränzchen von Altersgenossen, das ich in Berlin mit lebhaftem Interesse frequentirte, gehörten namentlich auch Henning, Homeyer, Osann, der Philologe, und die, obwohl in sehr verschiedener Weise, wunderlich interessanten Schopenhauer und Stuhr. Auch zu dem sonst bekannten „Montagskränzchen" hatte ich Zutritt.

Selbst des Theaters während meines Berliner Aufenthalts muß ich in Kürze gedenken. Die Leistungen von Herrn und Frau Wolf und Stich (Crelinger), sowie von Devrient, erreichten damals bereits ihren Höhepunkt. Doch boten vollends erst 6—7 Jahre später auf dem Burgtheater in Wien Frau Stich und Frau Schröder als Maria Stuart und Elisabeth das Bewundernswürdigste, was mir auf diesem Gebiete vorgekommen ist. Zudem kam ich gerade recht nach Berlin, um einen Cyclus Gluckischer Opern und den von Weber selbst dirigirten Freischütz mitzuhören.

Und bei alle dem arbeitete ich während meines Aufenthalts in Berlin meine erste selbständige Schrift aus und brachte sie bei Reimer so zeitig zum Drucke, daß ich sie im Spätsommer 1821 bereits fertig mit nach Erlangen zurückbringen konnte. Es ist dieß „Heilwissenschaft, Seelenheilkunde und Lebensmagnetismus in ihrer natürlichen Entwickelung und nothwendigen Verbindung. Allgemeine historisch-kritische Andeutungen zur Verständigung über das ärztliche Bedürfniß unserer Zeit." Die Schrift sucht vor Allem, die damals unter den Aerzten herrschende Stimmung und deren Ursachen zu veranschaulichen. Dabei

kommt namentlich auch das Verhältniß der Medicin zur Philosophie, aber zugleich auch eine mehr oder weniger glückliche Gestaltung der Philosophie selbst in Betracht. Jedenfalls bedürfe die Medicin einer tiefer gründenden und umfassenderen Wissenschaftlichkeit, deren Beschaffenheit und Möglichkeit aus der Geschichte der Medicin darzuthun gesucht wird. Unter allen Umständen müsse sich aber die Medicin auch des psychischen (und geistigen) Lebens mehr und ernstlicher annehmen, als bisher geschehen. Und zwar nicht blos der besser und weiter anzubauenden Psychiatrie wegen, sondern auch schon im Interesse der Aufgabe der Medicin rücksichtlich der Gesundheit und der Krankheiten der physischen Seite des Menschen, behufs der Erkenntniß, Heilung und Verhütung derselben. Auch zu diesem Behufe gewährt die Schrift einen Ueberblick der Geschichte der Psychologie und Psychiatrie. Weiter müsse sich die Medicin auch der Sache des sog. Lebensmagnetismus annehmen. Auch zur Veranschaulichung des deßfallsigen Warum? und Wie? wird die Geschichte dieses Gegenstandes zu Rathe gezogen, über den sich der Verfasser bereits in Kieser's Archiv für den thierischen Magnetismus Bd. 7, St. 2, S. 72 ꝛc. ausgesprochen hatte. Endlich legt derselbe überhaupt noch besonderes Gewicht darauf, daß die Medicin, außer auf den festen und flüssigen, auch auf den flüchtigen Bestand des menschlichen Organismus und insbesondere auf das namentlich als Hirn- und Nervenäther Bezeichnete geeignete Rücksicht nehme. Zur Kennzeichnung des die ganze Schrift durchwaltenden jugendmuthigen Geistes werde schließlich nur noch sogleich auf den Anfang des Vorberichtes hingewiesen, wo es heißt, daß alles Wesentliche im Leben einen gemeinschaftlichen ersten Ursprung, einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und ein gemeinschaftliches letztes Ziel habe, die zwar keiner Zeit ganz ergründbar seien, denen sich aber Nichts entfremden und verschließen dürfe, was recht gedeihen soll. —

Wenige Wochen nach meiner Rückkehr erfolgte meine Ernennung zum außerordentlichen Professor. Und nun entschlossen sich bald auch Augustens Eltern in unser Verhältniß einzuwilligen. Die Hochzeit sollte in den Herbstferien 1822 stattfinden. Auch kam es wirklich so. Doch gestaltete sie sich dem Wunsche meiner Schwiegereltern zufolge etwas eigenthümlich.

Nachdem ich nämlich noch im Laufe des Sommersemesters für eine Wohnung gesorgt hatte, begab ich mich zu Anfang der Ferien nach Thurnau. Im Laufe des Septembers erfolgte unsere Proklamation und gegen Ende desselben, an meinem Namenstage, fuhr ich des Morgens

mit Auguste und ihren Eltern nach dem ungefähr eine Stunde von Thurnau entfernten Pfarrdorfe Peesten, wo uns der befreundete Geistliche in der Kirche traute. Hierauf setzten wir unsern Weg nach Schwarzach im Mainthale fort, brachten dort einige Stunden zu, kehrten Abends nach Thurnau zurück und verlebten dort die noch übrigen Ferienwochen gerade so, wie die früheren. Erst als nicht blos Augustens Ausstattung zum Transporte nach Erlangen gepackt wurde, sondern auch wir selbst uns zur Abreise anschickten, hielt man uns für bereits getraute Ehegatten, während wir jedoch auch noch Wochen lang in Erlangen lebten, wie wir als Brautleute vor der Trauung gelebt hatten.

Das und Entsprechendes auch für die ganze Folgezeit brachte die Eigenthümlichkeit meiner jungen Frau überhaupt, die übrigens ungefähr 2 Jahre älter war als ich, und der Zustand ihrer Gesundheit insbesondere mit sich — Umstände, die schon geraume Zeit vorher einmal zu der Frage Veranlassung gegeben hatten: ob wir uns nicht auf gegenseitige Freundschaft beschränken, auf ein eheliches Verhältniß aber verzichten sollten? Jedenfalls kehrte mir das Leben auch dabei mehr seine ernste als freundliche Seite zu.

5.

Erlangen in den 20er Jahren — Vorlesungen, Conversatorien und Schriftstellerei — Weiteres Verhältniß zum Irrenhauswesen — Ein Reformversuch an der Universität — Familienleben und Kindererziehung, sowie geselliges Leben — Reisen.

(1822 — 1834.)

Die Altstadt Erlangen datirt bis in's 8. Jahrhundert zurück. Die Erbauung der Neustadt erfolgte erst Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, und zwar vor Allem zu Gunsten der aus ihrem Vaterlande vertriebenen reformirten Franzosen, denen bald auch Glaubensverwandte aus der Schweiz und Rheinpfalz folgten. Eine höhere Bildungsanstalt wurde daselbst unter dem Namen Auditorium publicum bereits 1696 eröffnet, die sich schon 1702 zur Ritterakademie umgestaltete und an deren Stelle 1743 die erst ganz kurz vorher in Bayreuth gestiftete und nun hieher verlegte Universität trat.

Entsprechend der Lage Erlangen's im Verhältniß zu ganz Deutschland gestaltete sich auch der Charakter ihrer Universität, erst Landesuniversität des Fürstenthums Bayreuth, dann dem Königreiche Preußen und weiterhin dem Königreiche Bayern angehörig, mehr und mehr dahin, daß sich an ihr namentlich Nord- und Süddeutsche Eigenthümlichkeit begegnete und ausglich. Selbst die kirchlichen Verhältnisse gestalteten sich bis auf einen gewissen Grad ähnlich. Wie Anfangs die Französisch- und die Deutsch-Reformirten wenigstens dieselbe Kirche benützten, so bestand in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch eine ausdrücklich sowohl für reformirten als für lutherischen Gottesdienst bestimmte Concordienkirche. Eine eigene Kirche für letzteren kam in der Neustadt erst später zu Stande. Und was insbesondere die Universität anlangt, so sollte sie zwar von Anfang an überhaupt möglichst

nur der lutherischen Kirche angehören und ist insbesondere ihre theologische Facultät heute noch entschieden lutherisch. Gleichwohl kam nicht blos bei jener die lutherische oder reformirte Confession immer weniger in Betracht und gehörten der juridischen, medicinischen und philosophischen Facultät je länger je mehr auch Katholiken an, sondern schlossen sich zuletzt mit besonderer Rücksicht auf die Bayerische Rheinpfalz der theologischen Facultät auch der reformirten Kirche angehörige Lehrer an.

Die Frequenz der Universität hob sich vom Anfang der 20er Jahre an rasch bedeutend. Unter den Studirenden hielt der mit und aus den Freiheitskriegen an die Tagesordnung gekommene Geist noch länger vor. Und bei Lehrern wie Döderlein, Engelhardt, Kanne, Kastner, Kopp, J. W. Pfaff, Puchta, C. v. Raumer, Friedrich Rückert, Schubert u. A. fehlte es nicht an entsprechendem Ferment. Zudem lebte und lehrte im Laufe dieser Jahre ja auch Schelling in Erlangen, fungirte Platen, so gut es gehen wollte, wenigstens bei der Universitäts-Bibliothek, während er als Dichter die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf sich zog und mit jüngeren Lehrern in lebhaftem Verkehr stand, und war insbesondere der als deutsch-reformirter Pfarrer vom Niederrhein berufene und 1818 auch als außerordentlicher Professor der Theologie angestellte Krafft von eigenthümlichem Einflusse.

Die harte Schule, welche Deutschland unter der Zuchtruthe Napoleons, besonders während des siebenjährigen Cursus von 1806—1813, durchzumachen hatte, brachte endlich den Genius des deutschen Volks aus seiner kosmopolitischen Verschwommenheit bis auf einen gewissen Grad wieder zu sich selbst und nöthigte ihm sogar ein Aeußerstes von Nothwehr ab. Eine Lage der Art regt, wie im einzelnen Menschen, so auch in einem ganzen Volke, je gesünder sie noch sind, um so gewisser namentlich auch den religiösen Sinn des eigenen tieferen Inneren mehr oder weniger lebendig und kräftig auf und macht damit die nöthige Hülfe nicht blos aus diesem selbst, sondern vollends erst aus der durch denselben vermittelten Gemeinschaft mit Gott hoffen und schöpfen. Noth lehrt beten. Indem sich das deutsche Volk innerlich überhaupt und rücksichtlich des eigenthümlichen Reichthums seines Gemüths insbesondere, sowie im Zusammenhange mit seiner Geschichte nothgedrungen einmal selbst wieder kräftiger erfaßte, fand sich auch sein religiöses Bewußtsein aus der Verkommenheit und den manchfachen Entartungen der nächsten Vergangenheit wieder entschiedener auf das volle, lebendige, in der heiligen Schrift historisch begründete Christenthum als dasjenige hingewiesen, was ihm allein rechte Befriedigung gewähren könne. Die

deutsche Nationalität wird stets vor mancher andern gedeihen oder Noth leiden, steigen oder sinken, je nachdem sie sich so oder anders zur wahren vollen Sache des Christenthums verhält.

Ein Bewußtsein der Art zog sich in Erlangen bei verhältnißmäßig vielen Universitäts-Angehörigen jedenfalls noch weit in die 20er Jahre hinein. Dem christlich-religiösen Bedürfnisse kam aber daselbst weiterhin besonders Krafft zu Hülfe und zu Statten. Doch kam es damit bei ihm selbst, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, erst in Erlangen vollends zur Entscheidung, und zwar nicht ohne Antheil seines Verkehrs mit einem schlichten katholischen, aber mit der heiligen Schrift wohl vertrauten, Beamten. Von irgend einer Hinneigung zur römisch-katholischen Kirche war übrigens bei dem reformirten Krafft nicht die entfernteste Spur zu bemerken.

Ohne sonstige eminente Begabung, geschweige denn mehr äußerlich imponirende und gewinnende Eigenschaften, wirkte er vielmehr als Prediger und Lehrer hauptsächlich nur durch seine umfassende Vertrautheit mit der heiligen Schrift, seinen eben so entschiedenen als einfachen Glauben an ihren Inhalt und seine dem ensprechende ganze schlichte Persönlichkeit, an der sich selbst vom Gepräge des Pietismus nur bemerklich machte, was von entschieden christlichem Wesen kaum wegzudenken ist. An ihn als Prediger hielten sich zunächst vorzugsweise auch andere schlichte und stille Leute von ernsterem und lebendigerem religiösen Bedürfnisse. Er wurde gewiß auch mir sehr heilsam, so lange ich auch noch brauchte, weiter in's Klare und Reine zu kommen. Diese Saat Krafft's wurde in Erlangen durch die ganze Folgezeit treulich gepflegt sowohl durch seine Nachfolger im Pfarramte der deutsch-reformirten, als durch Geistliche der Neu- und Altstädter lutherischen, sowie der französisch-reformirten Gemeinde, die Universitätsprediger und, je später, um so mehr, die vorherrschende Haltung der theologischen Facultät überhaupt.

Zum außerordentlichen Professor war ich unter dem Ministerium v. Zentner ernannt worden, der früher selbst Universitätslehrer gewesen war. Zum ordentlichen Professor wurde ich 1826 unter dem Ministerium v. Schenk, des Dichters des Belisar, befördert. Später war noch einmal ein ehemaliger Universitätslehrer, v. Ringelmann, Minister des Cultus und Unterrichts. Auch dieser gedachte meiner aus freien Stücken freundlich, wie seiner Zeit noch erwähnt werden wird. Wün-

schenswerth wäre es wohl immer, daß der obersten Curatelbehörde der Universitäten auch einzelne Männer von universeller wissenschaftlicher Bedeutung und näherer Vertrautheit mit dem Universitätswesen angehörten, doch war dieß außerdem in Bayern bisher nicht der Fall.

Meine Vorlesungen blieben rücksichtlich des Gegenstandes und des Geistes dieselben, wie bisher. Nach wie vor suchte ich sie aber auch durch Conversatorien zu ergänzen. Dazu bewogen mich namentlich folgende Erwägungen.

Allerdings ist für Lernende überhaupt ein vorzugsweise receptives Verhalten in der Ordnung. Allein für Studirende an der Universität hat doch auch allmälig ein gewisses Maaß von Selbstthätigkeit Platz zu greifen und durch die Lehrer Förderung auch unmittelbar zu erfahren, wozu eben vorzüglich Conversatorien und zum Theil auch Disputatorien dienen. Diese haben freilich für Lehrer und Schüler auch ihr Unbequemes. Aber ohne sie haben blose Vorlesungen, darunter auch mehr freie Vorträge verstanden, bei einem beträchtlichen Theile der Studirenden gar sehr viel weniger Erfolg, als man ohne bestimmte deßfallsige Erfahrungen zu glauben geneigt sein mag. Auch schon sogleich Anfangs der Universitätsstudien ist der Abstand zwischen den Studirenden, wie sie von den Gymnasien zu kommen pflegen, und gerade den wissens- und geistreichsten Lehrern meistens zu groß, als daß beide in der rechten, dem Bedürfnisse der Studirenden entsprechenden, Mitte zusammentreffen. Je mehr letztere zunächst auch noch von den Aeußerlichkeiten des Studentenlebens in Anspruch genommen werden, desto leichter geht, wenn sie auch die Vorlesungen fleißig besuchen, zuviel von denselben über die Köpfe der Zuhörer hinweg oder wird wenigstens unvollkommen und selbst positiv falsch aufgefaßt. Das wird den Lehrern und Studirenden vielfach erst klar durch jeweilige Conversatorien und Disputatorien und macht sie sich weiterhin gegenseitig besser accommodiren. Auch den rück- und vorwärts über die Fachwissenschaft hinausgehenden, jeweilig unter den Studirenden vorwaltenden Geist lernen die Lehrer dadurch besser kennen und heilsam darauf einwirken. Für letztere kann daraus Heilsames namentlich auch rücksichtlich eines Professorendünkels resultiren, den widerspruchsloses Dociren blos vom Katheder herab leicht zur Folge hat.

Ich war bei meiner ganzen Lehrthätigkeit immer ernstlicher darauf bedacht, die Medicin als eigenthümlichen Zweig angewandter Anthropologie betrachten und behandeln zu machen, zugleich aber auch und vor Allem die reine Anthropologie überhaupt als deren nächste Grund-

lage besser an- und weiter fortbauen zu helfen. Sowohl dazu als zur geeigneten Behandlung der allgemeinen Theile der hauptsächlichsten medicinischen Disciplinen genügte jedoch blose Empirie, auch in Vereinigung mit irgendwelchem Raisonniren, ja überhaupt blos inductives Verfahren auch im vollsten und besten Sinne, durchaus nicht; dazu waren im gehörigen Verhältnisse auch philosophischer Geist und philosophische Methode überhaupt und insbesondere erst vorzugsweises philosophisches, nämlich eigentlich speculativ-deductives, Zuwerkegehen unumgänglich erforderlich. Gerade bei dieser Seite voller wissenschaftlicher Methode zeigte sich aber bald mehr und mehr, daß es wesentlich auf die höchsten und letzten Ausgangspunkte ankomme und erwiesen sich als die allein geeigneten nicht blos keine blosen Abstracta, sondern auch keine blos menschlichen Ideen und Gedanken. Da bot sich denn aber Zuflucht nur noch zur Religion dar. In solchem Zusammenhange drängte sich mir die Gesammtheit der speciellen Wissenschaften als solchen als der Wipfel des Baumes der Erkenntniß überhaupt auf, die Philosophie an sich als dessen Stamm und die Religion als die Wurzel desselben. Allein auch letztere konnte nicht leisten, worum sich's handelte, wenn sie mehr nur Sache menschlichen Gefühls, menschlicher Vorstellungen und Gedanken war. Das vermochte vollends erst die Religion als bestimmter Inbegriff göttlicher Offenbarung im objectivsten Sinne des Wortes und bei entsprechendem Verhältnisse des menschlichen Geistes dazu zugleich in theoretischer und praktischer Beziehung.

Nun ist zwar freilich noch ein großer Unterschied zwischen solch' einem Schema und seiner möglichst vollständigen und richtigen Ausfüllung. Und dahin war es auch bei mir noch weit. Aber ich schlug doch die Richtung nach diesem Ziele ein und verfolgte sie nach bestem Wissen und Gewissen. Dabei beschränkte ich mich nicht blos auf Vorlesungen für Mediciner, sondern hielt durch eine längere Reihe von Jahren auch solche über praktische Anthropologie, wie ich es bezeichnete, für Studirende aus allen Facultäten, für welche mir mancher Zuhörer noch nach Jahrzehnten dankte.

Damit gingen weitere schriftstellerische Versuche nach wie vor Hand in Hand. Als solche folgten sich ziemlich rasch: Grundriß der Physiologie des Menschen mit vergleichenden Andeutungen, 1822 — die alte Lehre von den Lebensgeistern historisch kritisch von Neuem beleuchtet, 1824 — über wohlfeile Irrenanstalten, 1824 — Grundriß der allgemeinen Pathologie und Therapie, 1825 — Allgemeine Geschichte der Heilkunde, 1825, welche zuerst eine objective und eine subjective Seite

der Geschichte der Medicin bestimmt unterschied und erstere zwar nicht sogleich, wie erst viel später, im entsprechenden Verhältnisse zu letzterer ausführte, auch sie vorher erst noch im Zusammenhange für sich darstellte, dieselbe aber ungleich demjenigen, was demnächst nur als „historische Pathologie" bezeichnet und mehr nur auf die epidemischen Krankheiten bezogen wurde, sofort als Geschichte der Gesundheits-, Krankheits- und Heilungsverhältnisse an und für sich überhaupt charakterisirte. Noch in demselben Jahre (1825) erschien: über Leben und Wirken und über psychiatrische Klinik in einer Irrenheilanstalt.

Trotzdem, daß ich im Sommer 1825 nicht unbedeutend erkrankte, erschienen sofort: Grundzüge der Propädeutik zum Studium der Heilkunde, 1826 — und: Paicon oder Popularphilosophie der Heilkunde und ihrer Geschichte, zugleich ein medicinischer Reformationsalmanach ꝛc., 1826, mit letzterem Beisatze an die Reformation der Medicin durch Paracelsus anknüpfend, der 1526 sein akademisches Lehramt in Basel antrat.

Im Jahre 1826 erfolgte auch meine Ernennung zum ordentlichen Professor, welche zwei Programme nöthig machte, von denen das eine de morborum acutorum et chronicorum differentia etc., das andere aber de maniae hydrophobicae contagiosae sede, causa proxima et generatione originaria handelt. Letzteres Schriftchen faßt die Wuthkrankheit, die mir schon als Knaben an einem Spielkameraden sehr nahe trat, in einer Weise auf, welche gewisse immer wieder auftauchende Controversen selbst über Sein oder Nichtsein dieser theoretisch so interessanten als praktisch wichtigen Krankheit längst hätte schlichten und die Hygieine, Pathologie und Therapie in Beziehung auf dieselbe fördern helfen können. Wie schon die auf dem Titel gebrauchte Bezeichnung andeutet, wird sie im nosologischen Systeme der Manie am nächsten gestellt, ja als eine Varietät derselben betrachtet.

Hierauf folgte: von einem neuen Alexandria und einem neuen Galen ꝛc., 1827 — ein Schriftchen, welches die verschiedenen Hauptelemente ärztlicher Wissenschaft, die verschiedene Gestaltung der letzteren nach Verschiedenheit der gegenseitigen Combination der ersteren, der einseitigen Vorherrschaft einzelner und der einseitigen Beziehung derselben auf eine Mehrheit von Stand- und Gesichtspunkten für die Betrachtung des Organismus, ferner die darnach im Laufe der Geschichte der Medicin theils nach- theils nebeneinander vorherrschend gewordenen Schulen und Sekten, insbesondere einen deßfallsigen Parallelismus zwischen dem klassischen Alterthum und der Neuzeit und endlich namentlich auch anschaulich zu machen sucht, wie ein dem Galenismus im

Verhältniß zum Hippokratismus und den dazwischen liegenden Schulen analoges höheres Stadium im Verhältniß zu Paracelsus und zu den im bisherigen Fortgange der neuzeitlichen Geschichte der Medicin nach- und nebeneinander bestandenen Theorien, Systemen und Schulen erst noch zu gewärtigen sei. Dieser kleinen Schrift folgte zunächst die größere: Eubiotik oder Diätetik des physischen und psychischen Menschenlebens, 1828.

Daß Andere von meinen bisherigen Versuchen zum Theil viel besser dachten, als ich selbst, mag unter andern die Schrift von H. F. Kilian bezeugen: Die Universitäten Deutschlands in medicinisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht 1828, welche mich als „höchst geistreichen und belesenen Arzt bezeichnet, der mit Erfolg nach einem höheren Ziele als nach dem alltäglichen Ideale des größeren Theiles unserer jetzigen Aerzte strebe und der es vielfach schon erprobt habe, wie weit er auf dem vorgezeichneten Pfade fortgeschritten sei."

Jedenfalls war ich bisher und weiterhin auch verschiedenen Zeitschriften nicht unwillkommener Mitarbeiter. Es gehören dahin namentlich Hufeland's Bibliothek, Pierer's medicinische Annalen, Kieser's Archiv für thierischen Magnetismus, Häser's Archiv, Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte, Friedreich's Magazin für Seelenkunde, dessen 6. Heft (1831) meine Abhandlung über das Leben des Gehirns enthält, die, wie sie sich an Verwandtes aus der Vergangenheit anschließt, doch wohl auch Anknüpfungspunkte darbieten dürfte für erst noch Zukünftiges — ferner die, jedoch alsbald wieder ins Stocken gerathene, Minerva medica von Bauer, welcher eine größere Abhandlung von mir „über das Verhältniß der Heilkunde zur Weisheit im hippokratischen und christlichen Sinne" 2c. willkommen war — die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik — die Münchener gelehrten Anzeigen — Fichte's Zeitschrift für Philosophie, welche von mir namentlich enthält: Grundzüge der allgemeinen Biologie und: zur Deutung des Mittelalters, sowie seines Grundverhältnisses zum Alterthum und zur neueren Zeit — die allgemeine deutsche Zeitschrift für Psychiatrie u. s. w.

Auch beehrten mich theils schon bis daher theils in der nächsten Folgezeit den Naturwissenschaften und der Medicin gewidmete gelehrte Gesellschaften in Altenburg, Antwerpen, Athen, Baden, Bamberg, Berlin, Brüssel, Leipzig, Lyon, Mainz, München, Wien und anderwärts, sowie die Leopoldinisch-Carolinische Akademie mit ihrer Mitgliedschaft.

Von selbständigen Schriften folgten demnächst mehrere kleinere. So vor allen: Rede über eigenthümliche Anforderungen der Gegenwart

an die Universitätsbildung in besonderer Beziehung auf eine germanisch-christlich-anthropologische Medicin, 1830, welche zugleich zur Gründung eines iatrosophischen Vereins für Medicin Studirende als Richtschnur für die in demselben betriebenen Conversatorien, sowie für Doctordissertationen seiner Mitglieder, dienen sollte. Demnächst „Neues über Entstehung, Natur und Verbreitung der sog. asiatischen Cholera" ꝛc., 1832, welches Schriftchen auch diese „welthistorische Krankheit" nicht blos von dem naturalistischen Standpunkte aus, den sowohl die Contagionisten als die Miasmatiker trotz ihres erbitterten Streites gemeinschaftlich einnahmen, sondern auch vom Standpunkte der Culturgeschichte und im Zusammenhange mit der objectiven Seite der Geschichte der Medicin überhaupt, an welcher Natur und Cultur gemeinschaftlich Antheil haben, betrachtet wissen will. Darauf folgte „über den Entwicklungsgang der Psychiatrie", 1833, und „über Bedeutung und Werth der Homöopathie, ein Vermittelungsversuch zwischen ihr und der übrigen Medicin, 1834, welch' letztere kleine Schrift der Homöopathie in gewissen Rücksichten zwar eine relative Berechtigung, aber keine dauernde Existenz neben der übrigen Medicin, am wenigstens das zusteht, daß letztere in die Homöopathie über- und in ihr aufzugehen habe, sondern vielmehr darzuthun sucht, daß die Homöopathie einzelne Momente des Ganzen der Medicin, welchen die übrige Medicin temporär weniger gerecht wurde, einseitig hervorhob und zwar mittels eines nur allzu unglücklichen Theoretisirens geltend zu machen suchte, dadurch aber doch nur mehr indirect als direct Veranlassung zu besserer Würdigung derselben für die Medicin überhaupt geben und von dieser über kurz oder lang selbst wieder absorbirt werden wird. Einiges Nähere weiter unten!

In demselben Jahre (1834) erschien auch „die gesammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft. Für Aerzte und Nichtärzte", 2 Bde. Was auch rücksichtlich dieses Werkes zu berichtigen, zu ergänzen und zu wünschen bleiben mochte, so sind doch wesentliche Grundzüge desselben für die Anthropologie (und Psychologie) als solche sicherlich auch noch fernerhin beachtenswerth, und werden Werth und Bedeutung der Medicin stets innig damit zusammen- und wesentlich davon abhängen, ob sie sich theoretisch und praktisch mehr oder weniger auf volle Anthropologie gründe. Auch das „im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft" wird seine Bedeutung behalten, wie sehr sich auch wunderliche Patrioten und Christen daran stoßen mögen.

Mit dem Interesse für Theorie und Geschichte der Medicin überhaupt und ihrer gegenseitigen innigen Beziehung auf einander ging bei mir bisher stets Hand in Hand dasjenige für die Psychiatrie insbesondere. Dieses letztere galt jedoch nicht weniger der Praxis als der Theorie der Psychiatrie. Zur übrigen ärztlichen Praxis dagegen stellte ich mich bald so, daß sie nur den kleineren Theil meiner Zeit und Kraft in Anspruch nehmen durfte. Rücksichtlich der Psychiatrie jedoch entsprach ich gerne jeder Anforderung zu Gunsten einzelner Krankheitsfälle hier und auswärts. Auch war es vor meiner Beförderung zum ordentlichen Professor einmal drauf und dran, daß ich die Stelle eines Hülfsarztes der unter Jacobi kräftig aufblühenden Irrenanstalt für die preußische Rheinprovinz in Siegburg wenigstens auf einige Jahre übernommen hätte. Ich entschloß mich aber zuletzt doch um so mehr für Nichtunterbrechung meiner Laufbahn als akademischer Lehrer, nicht blos weil die Rückkehr in dieselbe nach einmaliger Unterbrechung leicht auf Schwierigkeiten stoßen konnte, sondern auch, weil ich schon damals daran arbeitete, daß eine Irrenanstalt in Erlangen selbst zu Stande und Behufs psychiatrischer Klinik mit der Universität in Verbindung komme. Da sich jedoch ermessen ließ, daß dieses Ziel nicht so bald werde erreicht werden können, bewarb ich mich um die Erlaubniß, eine Privatirrenanstalt zu errichten, die ich denn auch bereits Anfangs des Jahres 1825 erhielt. Trotz der günstigsten deßfallsigen Aussichten machte ich aber zu Gunsten meines Lehramtes und meiner wissenschaftlichen Bestrebungen für die Medicin überhaupt nur sehr bescheidenen Gebrauch davon.

Damit verzichtete ich freilich mit vollem Bewußtsein auf bedeutende materielle Vortheile. Dagegen brachte ich es bereits im Jahre 1827 dahin, daß die Regierung den Plan in's Auge faßte, bei oder in Erlangen eine Staatsirrenanstalt zu errichten. Bei dem damaligen Ministerium hatte ich mich zwar durch meine Mahnungen, daß überhaupt etwas für das Irrenhauswesen geschehe, bereits ziemlich unbequem gemacht. Allein Regierungspräsidenten von Mittelfranken, wie v. Mieg, v. Stichaner, Graf Giech und v. Andrian, konnten sich unmöglich bei einer Irrenanstalt für ihren Kreis beruhigen, wie die in Schwabach war, wo man noch mehr oder weniger nackte, mit Ketten gefesselte und sonst nur zu unangemessen situirte Psychischkranke sehen konnte. Mit Vergnügen folgte ich dem Rufe dieser Männer, zur Realisirung obigen Planes nach Kräften mitzuwirken. Es fiel mir in der langen Zwischenzeit von 1827 bis zur endlichen Eröffnung der Anstalt im Jahre 1845

um so mehr zu, als es außerdem an sachkundiger Mitwirkung nur allzusehr fehlte. Galt es von Anfang an doch selbst, wohl begründete Bedenken gegen den Bauplan nur möglichst glimpflich geltend zu machen oder ganz zu unterdrücken, um anderweitigem guten Willen und Eifer nicht zu größerem Schaden der Sache zu nahe zu treten. Ja nicht blos jeder Mühe und Arbeit unterzog ich mich willig ohne die geringste Entschädigung, sondern ich brachte der Sache selbst beträchtliche pecuniäre Opfer, indem ich später zur Sicherung zweckmäßiger Einrichtungen vorzügliche neuere Anstalten der Art wiederholt lediglich auf eigene Kosten besuchte. Allerdings erwartete ich, daß mir zuletzt die Direction der Anstalt neben meiner Professur würde anvertraut werden. Als es jedoch endlich nach mehrfachem Wechsel im Ministerium und vollends bei der Kreisregierung zur Eröffnung derselben kam, blieb mir lediglich überlassen, eine Genugthuung etwa darin zu finden, daß sie ehemaligen Zuhörern von mir anvertraut wurde.

Inzwischen war ich längst einmal auch bei der Universität mit meinem allerdings wohl etwas zu hoch gespannten und ungeduldigen Eifer für das, was mir in ihrem Interesse wünschenswerth schien, vorerst mehr unbequem geworden, als daß ich mir Dank erwarb. Die Leitung ihrer Angelegenheiten aus ihrer eigenen Mitte schien mir nämlich allzu sehr einigen, übrigens ehrenwerthen Männern überlassen, zwischen welchen das Prorektorat schon lange fast ausschließlich wechselte, und ein weiterer Aufschwung der Universität durch innigeres Zusammenwirken so vorzüglicher Lehrer, deren sie sich bereits erfreute, wünschenswerth und möglich, wie er denn später auch, trotz der immer bunteren Zusammensetzung ihres Lehrkörpers aus allen Theilen Deutschlands, mit sich lange hin musterhaft gestaltender Collegialität, wirklich erfolgte. Dazu kam damals insbesondere noch der Zustand des allgemeinsten und wesentlichsten Instituts einer Universität, der Universitäts-Bibliothek, der mir bereits damals als ein allzuwenig befriedigender, ja zum Theil höchst unglücklicher galt, den man aber allgemeiner als solchen erst nach Jahrzehnten erkannte oder wenigstens zugestand. Um die Zeit nun, in welcher mit dem Herannahen der Julirevolution eine größere Aufregung sich allgemein verbreitete, steigerte sich auch mein Eifer in Bezug auf diese Umstände dergestalt, daß ich mich darüber offen und lebhaft in einem öffentlichen Blatte aussprach. Die nächsten Folgen davon waren nicht blos öffentliche Entgegnungen, sondern auch eine vom aka-

demischen Senate deßhalb beim k. Ministerium gegen mich erhobene Klage, welcher dasselbe jedoch keine Folge gab.

Daß aber auch die Mehrheit der Universität dabei wenigstens guten Willen bei mir voraussetzte, erwies sich dadurch, daß ich für $18^{30}/_{31}$ zum Prorektor gewählt wurde. Mein Prorektorat war jedoch sehr natürlich schon wegen der Mißstimmung des von meinem Reformversuche unangenehm berührten Theiles des Senats ein ziemlich heikles und wurde dieß in der letzten Zeit seiner ungewöhnlich langen Dauer um so mehr, als letztere dadurch bedingt war, daß die nächste, wieder im Sinne der früheren Majorität ausgefallene, Wahl nicht bestätigt wurde. Außerdem war es aber schon vorher besonders schwierig wegen der Aufregung auch unter den Studirenden, welche die damaligen politischen Verhältnisse mit sich brachten. Dazu kam, daß ich schon damals der Ueberzeugung war: zu allem Regieren gehöre wesentlich ein gewisses Maas von Entschiedenheit, Energie und Ausdauer, mit denen ich denn namentlich auch eine von einem Theile der Studirenden beabsichtigte Demonstration verhütete, die ich unmöglich billigen konnte. Doch kam, wie ich anzunehmen Ursache habe, die Führung dieses Prorektorats noch wesentlich in Betracht, als ich nach mehr als 20 Jahren durch die Auszeichnung mittels Ertheilung eines Ordens überrascht wurde.

Auch die seit 1808 in Erlangen bestehende physikalisch-medicinische Societät war dergestalt in's Stocken gerathen, daß ich mich zu dem Vorschlage veranlaßt sah: sie entweder ernstlicher fortzusetzen oder offen und ehrlich zu schließen. Man entschloß sich zu Ersterem und wählte mich zum Director, als welcher ich eine Reihe von Jahren fungirte. Späterhin lehnte ich zwar eine Neuwahl ab; die Societät erfreute sich aber eines verhältnißmäßig guten Fortgangs.

Sonst gäng und gäber revolutionärer Schwindel hatte übrigens an diesen meinen Reformversuchen keinen Antheil. Den erkannte ich schon damals als das, was er wirklich war und als was er sich weiterhin auswies. Konnte ich doch namentlich auch im Sommer 1830 während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts mit meiner Familie im Kurorte Kreuth im Bayerischen Gebirge wahrnehmen, wie arg er auch reiferen und besonneneren Männern zusetzen konnte. Und wie lehrreich wurden vollends die Jahre von 1848 an rücksichtlich jederlei politischen Schwindels! Ueberhaupt war mir schon bald klar genug geworden, wie wenig Heil von politischem Treiben für sich allein und blos als solchem zu erwarten sei, wie sehr vielmehr das wahre Wohl der Völker und

Staaten tiefer begründet und vielseitiger gefördert werden müsse. Und was insbesondere die Universitäten anlangt, so sollen zwar auch akademische Lehrer der Politik überhaupt nicht ganz fremd bleiben und sind insbesondere Fälle denkbar, in welchen sie selbst verpflichtet erscheinen können, sich entschiedener daran zu betheiligen; aber sich über einen gewissen Grad hinaus auf das gewöhnliche politische Treiben einzulassen, ist für die Universitäten überhaupt eine besonders bedenkliche, vollends aber für die Studirenden verderbliche Sache.

Im Laufe der 20er Jahre wurden mir zwei Töchter und ein Sohn geboren. Die Kränklichkeit meiner Gattin nahm leider mehr und mehr zu und wohl im Zusammenhange damit starben uns zwei weitere liebliche Knaben schon in den ersten Lebensjahren wieder.

Solange meine Schwiegereltern noch lebten, von denen mein Schwiegervater Anfangs und meine Schwiegermutter im Laufe der 30er Jahre starb, brachte ich die Ferien in der Regel mit Frau und Kindern großentheils in deren am Eingang in den Gräflich Giech'schen Schloßgarten in Thurnau schön gelegenen und geräumigen Hause zu. Nachdem mein Schwiegervater, ein warmer Freund der Natur, aller Amtsgeschäfte entledigt war, benützten wir in solchen Zeiten des Zusammenseins die weit nach allen Richtungen hin freundliche, namentlich auch zahlreiche Pfarrdörfer einschließende, Umgebung von Thurnau fleißig zu größeren und kleineren Spaziergängen und Besuchen, zu welch' letzteren auch Bayreuth und Culmbach Veranlassung gaben. Auch später hatten wir uns in dem elterlichen Hause in Thurnau Wohnung für solche Zeiten vorbehalten. Und schon die Wege von Erlangen dahin führten, wie wir auch damit abwechselten, — über Bamberg, Wörgau und das Gebirge, oder durch die sog. fränkische Schweiz über Unterleinleiter, Heiligenstadt, Greifenstein u. s. w., oder über Streitberg, Wüstenstein, oder, statt dessen, Muggendorf und Weischenfeld, weiter über Blankenfels, Hollfeld, Sanspareil oder Kasendorf — jedenfalls größtentheils immer durch freundliche Gegenden. Vollends wechselte ich selbst noch manchfach zwischen verschiedenen Wegen, wenn ich nach oder vor meiner Familie oder auch überhaupt allein zwischen Erlangen und Thurnau zu Fuß reiste. Theils von Thurnau, theils auch von Erlangen aus besuchte ich auch, nicht blos so lange meine Eltern noch lebten, sondern auch noch lange nachher, fast alljährlich mein heimathliches Fichtelgebirg. —

In Bezug auf das gesellige Leben in Erlangen brachten die Gesundheit meiner Frau und der Umstand, daß, was ich für meinen Beruf erachtete, mir nur sehr wenig Zeit übrig ließ, von selbst eine gewisse Einschränkung mit sich. Ohnedieß fand ich nach wie vor, daß nur einiger Massen ausgedehntere gesellige Verhältnisse nicht blos besseres Bedürfniß weniger befriedigen, als näherer Verkehr zwischen Wenigeren, sondern daß jene — in einer Zeit so manchfaltiger und tief greifender Spaltungen und Widersprüche, durch welche die unsrige charakterisirt ist — nur gar zu leicht theils durch trübende Parteiströmungen theils durch oberflächliche Ausgleichungen derselben und damit bedingtes unwahres Scheinwesen wesentlich Noth leiden. Doch unterhielten wir nicht blos damals näheren Verkehr mit mehreren der Universität angehörigen Familien, sondern erfreute ich mich auch noch viel später freundlicher geselliger Verhältnisse mit älteren und jüngeren Collegen und ihren wie anderen Familien. Und worauf ich übrigens in dieser Beziehung verzichtete, dafür gewährte der durch die historischen Studien, welche mein Beruf mit sich brachte, vermittelte Verkehr mit ausgezeichneten Menschen aller Zeiten und Völker wenigstens theilweisen Ersatz.

Gegen Ende der 20er Jahre kaufte ich einen der schönst gelegenen Gärten mit Weinberg am Altstädter Burgberge, mit der Straße nach Bayreuth und Bamberg, der Eisenbahn, dem Kanale, der Stadt und dem Rednitzthale unten im Vordergrunde, sowie der Aussicht über den Reichswald hinweg nach Nürnberg und südlich, östlich und westlich weit darüber hinaus — in welchem ich während der bessern Jahreszeit öfters mit Frau und Kindern wohnte und der auch sonst so ziemlich in Anspruch nahm, was ich an Zeit und Aufmerksamkeit erübrigen konnte. Auch dadurch wurde mein geselliger Verkehr zum Theil erschwert und beschränkt, jedoch andrerseits insofern auch begünstigt, als die schöne Lage des Gartens mir auch manchen Besuch von Freunden und Bekannten verschaffen half und eine Anzahl Collegen namentlich auch mehrere Jahre hindurch an einzelnen schönen Wochentagen von einer in dem Garten befindlichen Kegelbahn Gebrauch machte. Uebrigens war der Garten mir und den Meinigen eben sowohl wegen der fortwährend näheren Vertrautheit mit der Natur, die er vermittelte, als in Rücksicht auf die Gesundheit gar lieb und werth. Mir selbst verursachte er zwar auch manches Beschwerliche für meinen Beruf in der Stadt und für Arbeiten, welche oft unvorhergesehene Zuflucht zur Bibliothek erheischten. Doch hielt ich zum Theil auch Vorlesungen und

Conversatorien im Garten, und der Arbeit waren dort früheste Morgenstunden günstiger als irgend anderswo.

Uebrigens war ich an und für sich ernstlichst auf Einfachheit des Lebens und so denn auch des ganzen Hauswesens bedacht. Oekonomische Rücksichten nöthigten mich Gottlob! keineswegs dazu. Aber ich erkannte eine gewisse Freiheit von Bedürfnissen stets als wesentliche Bedingung rechter Freiheit und Unabhängigkeit überhaupt. Zimmereinrichtungen, vermöge deren man kaum den Weg durch eine Ausstellung von Fauteuils u. dgl. findet, galten mir mehr als ein Zeichen geschmacklosen Prunkes, als daß sie mir wünschenswerth geschienen hätten. Insbesondere aber erkannte ich ein nur zu häufiges Uebermaaß von flunkernden und verweichlichenden Kleidungsstücken und einen Ueberreichthum an Spielsachen für Kinder als Etwas, was für ihr ganzes Leben einer tüchtigen Charakterbildung und einem genügsamen und zufriedenen Sinne hinderlich werden kann. —

Rücksichtlich der Kindererziehung überhaupt war es uns Eltern nicht zweifelhaft, daß vor Allem wir selbst berufen seien, nicht blos sobald und ernstlich als möglich den Grund dazu zu legen, sondern auch fortwährend den wesentlichsten Antheil daran zu nehmen. Auch des eigentlichen Unterrichts nahmen wir uns selbst um so mehr an, als es sich zunächst um Töchter handelte, für welche die öffentlichen Schulen in Anspruch zu nehmen, weniger angemessen schien, während es geeignete Privat-Erziehungs-Institute, insbesondere „höhere Töchterschulen" u. dgl., in Erlangen damals noch weniger gab. Nur für einige Gegenstände schloß sich Privatunterricht im Hause an die Aufgabe an, in die sich der Hauptsache nach Vater und Mutter theilten.

Das Allerwichtigste, der erste Religionsunterricht, fiel mir zu. Gerade da war aber auch bei mir guter Rath noch theuer. Denn obwohl es mir an dem, auf das dazu allein Genügende abzielenden, Zuge von Kindheit auf nicht ganz fehlte, so waren doch die beirrenden und mehr und mehr ganz entgegengesetzten deßfallsigen Strömungen der Zeit zu stark, als daß sie sich nicht auch an mir hätten geltend machen sollen. Mehr als andere waren deßhalb bereits damals alle diejenigen in Gefahr, welche durch ihren Beruf näher auf die Naturwissenschaften hingewiesen waren, wie diese eben mehr und mehr hervorgehoben, betrieben und vollends weiter mißbraucht wurden. Ihnen schloß sich aber auch insbesondere die Medicin allzu einseitig an.

In dieser Lage kam ich denn unter Anderem glücklicher Weise na-

mentlich wieder auf Schleiermacher's Reden über die Religion und Fichte's Anweisung zum seeligen Leben zurück. Beide Schriften lenkten, wie mir freilich erst später mehr und mehr klar wurde, von einer bedeutenden Sonnenferne und Verkommenheit des religiösen Lebens nur eben wieder ein, ohne es sofort selbst zur rechten Sonnennähe und zu möglichst gesundem und kräftigem Gedeihen desselben zu bringen. Aber beide gingen doch dabei mit ungewöhnlichem Geist und Leben zu Werke. Beide waren vorherrschend von dem modernen, besonders von Spinoza herdatirenden, Pantheismus befangen. Schleiermacher hatte religiöse Innigkeit aus seiner in der Brüdergemeinde verlebten Jugend mit herübergebracht, und in und durch Fichte machte sich nach wie vor ein mächtiger sittlicher Geist geltend. Schleiermacher deckte auf lebendig ergreifende Weise die tiefste Quelle der Frömmigkeit im menschlichen Gefühle und ihre innige Berührung mit Gott auf, der jedoch freilich mehr nur als innerstes Kraftcentrum der Welt erschien, an das aber der Mensch jedenfalls durch ein „schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl" gewiesen sei. Gleichwohl vermochte das, wie die Sachen standen, zur nächsten religiösen Wiederbelebung vortheilhafter zu wirken und mehr zu thun, als zu rasche und unbedingte Wiederanknüpfung an eine frühere kirchliche Phase oder vollends an mehr nur noch davon übrig gebliebenes todtes Wissen, starre Satzungen und äußerliches Thun. Dieß um so mehr, als Schleiermacher zugleich entschieden auf Jesus Christus hinwies, obwohl auch den durch einen subjectiven dialektischen Prozeß allzu sehr verdunkelte. Und Fichte hatte bereits vor seiner Anweisung zum seeligen Leben durch seine Vorlesungen über das gegenwärtige (damalige) Zeitalter (als dasjenige „der vollendeten Sündhaftigkeit") leicht eine bessere Bußpredigt gehalten, als es ein großer Theil der damaligen Geistlichkeit vermochte. Auch er weist auf Christus hin, aber freilich nur wie er sich ihn aus dem Evangelium Johannis construirt, wie er denn überhaupt seiner subjectiven Speculation eine zu souveräne Entscheidung vindicirte, als daß er es zur Anerkennung objectiver göttlicher Offenbarung und ihres wirklichen Inhalts bringen konnte. Nichtsdestoweniger haben auch seine Reden an die deutsche Nation Großes gewirkt.

So dankbar ich aber Schleiermacher und Fichte war und bin, und so wenig im Klaren und Reinen ich damals war über die Bedeutung der heiligen Schrift, so machte diese doch bereits damals durch ihren ebenso großartigen als sich schlicht darbietenden Inhalt und durch die durchgreifende innere Harmonie aller ihrer Bestandtheile — bei dem

ernsten und lebhaften Interesse, das sich mir meinen Kindern gegenüber aufdrängte — solch einen Eindruck auf mich, daß ich mich jedenfalls bewogen fand, ihr behufs des beabsichtigten ersten Religionsunterrichts jede blos menschliche Auctorität unterzuordnen. Und so hielt ich mich dabei denn getrost an die Bibel alten und neuen Testaments, die darin enthaltene Grund-Anschauung, -Thatsachen und-Lehren vorzugsweise historisch verfolgend und daran weiterhin auch den ersten Unterricht in der Geschichte anschließend. Mehr systematischer confessioneller Unterricht blieb für seine Zeit der Kirche vorbehalten. Sicherlich eignet sich auch für die äußere Mission nicht sowohl sofort der letztere, als vielmehr einer der ersten Art. Schon solcher erster Religionsunterricht darf aber ja nicht mehr nur Sache des Kopfes sein, sondern hat die Religion vor allem als Bedürfniß und Lebensverhältniß der ganzen Persönlichkeit, ganz besonders aber des Herzens, erscheinen zu machen und jedenfalls bereits das geeignete Gewicht auf das Gebet zu legen. Die endliche vorzugsweise praktische religiöse Durchbildung ist aber jenseits beiderlei früheren religiösen Unterrichts vollends erst Sache der hohen Schule des Lebens.

Es würde sicherlich gar sehr anders und besser um unsere religiöse Bildung und durch sie um unsere ganze Bildung stehen, wenn sich recht viele Eltern berufen fühlten und erkennten, zu ersterer den ersten Grund bei ihren Kindern selbst zu legen. Es würde sich das auch an den Eltern sehr segensreich erweisen.

Während des grundstürzenden Sturmlaufens der folgenden Jahrzehnte gegen Bibel und Christenthum gestaltete sich mir um so mehr eine Auffassung und Rechtfertigung derselben, wie sie der folgende Hauptabschnitt, „die religiöse Frage“ rc., zu erkennen gibt, als die Waffen behufs jenes Bestürmens derselben vorzugsweise theils wirklich theils vorgeblich der modernen Naturwissenschaft und wenigstens theilweise nächst angrenzenden Gebieten entlehnt wurden.

Vorher nur noch Einiges in Betreff der in den Zeitraum von 1822 — 1834 fallenden Reisen! Diese waren leider zum Theil durch die Kränklichkeit meiner Frau veranlaßt. So begleitete ich dieselbe noch im Laufe der 20er Jahre nach Ems, von wo aus ich jedoch allein einen Ausflug auch an den Niederrhein, namentlich auch nach Bonn und Siegburg, machte und dabei nicht blos ältere Bekannte von Erlan-

gen her wiedersah, wie Bischoff, Goldfuß, Harleß, sondern auch Männer wie Jacobi, Mayer, Joh. Müller, Fr. Nasse, Weber u. A. erst persönlich kennen lernte. So nahmen wir auf gleiche Veranlassung auch die Kinder mit nach Kreuth im Bayerischen Gebirge und nach Weilbach, und machte ich auch von da aus theils allein theils mit den Kindern Ausflüge in verschiedenen Richtungen und von verschiedener Ausdehnung. Auch allein besuchte ich im Laufe der Jahre während der ersten Wochen der Herbstferien nach und nach eine beträchtliche Zahl von Bädern und anderen Curorten, um theils überhaupt die ihnen eigenen Heilmittel und die üblichen Methoden, sowie die Erfolge ihrer Anwendung näher kennen zu lernen, theils zwar einzelne auch mittels Trink- und Badecuren, theils und noch mehr aber sie für meine eigene Gesundheit mittels jeweiligen Ausruhens zu benützen, wozu sie mir schon an sich besser dienten, als bloser anderweitiger Landaufenthalt, theils endlich um des gleichzeitigen Verkehrs mit mancherlei interessanten Menschen willen.

In der Zeit, in welche meine Studentenjahre gefallen waren, waren für Studenten rüstige Fußreisen sehr an die Tagesordnung gekommen, die nicht wenig zu ihrer physischen und geistigen Ausbildung beitrugen. Von da an befähigte ich mich für die ganze Folgezeit zu dergleichen, die genußreicher nnd bildender werden können, als jedes andere Reisen. So reiste ich denn namentlich im Jahr 1827 in Gesellschaft von Andreas Wagner über München, Reichenhall, Berchtesgaden, Salzburg bis Linz zu Fuß. Aber auch von da aus nach Wien reiste sich's damals auf der Donau noch viel anders als heutzutag. In Linz bestiegen wir nämlich mit andern dort getroffenen jungen Freunden ein Floß, mit dem wir jedoch bis Wien um so mehr bis in den fünften Tag hinein brauchten, als der Herbst mit seinen kurzen Tagen und früh einfallenden, sowie spät weichenden, Nebeln schon ziemlich weit vorgerückt war. Die Reise war aber eine um so genußreichere, als nicht blos wir ältere Bekannte uns unter einander sehr gut unterhielten, sondern auch mit andern Reisegefährten; darunter namentlich auch mit einem eben so naiven als armen „absolvirten Philosophen" vom Lyceum zu Budweis, der in Wien seine Aufnahme in's Josephinum, die Bildungsanstalt für künftige Militärärzte, bewirken wollte. Sein Reisegeld ging schon auf dem Flosse völlig auf die Neige. Er war aber guten Muths. Denn in Wien gebe es, soviel er wisse, einen Poststallmeister aus Böhmen. Bei dem hoffe er blos auf diesen Titel hin ein nothdürftiges Unterkommen zu finden. Zwar müsse er, wenn er

auch Aufnahme ins Josephinum finde, erst nochmals nach Budweis zurückreisen. Allein da sei die Sache schon so einzurichten, daß er um die Mittagszeit oder am Abend ein Pfarrhaus erreiche. Und wenn das ja einmal mißlingen sollte, so koste im Wirthshause die Schlafstelle einige Kreuzer und um ungefähr eben so viel bekomme man so viel Suppe, daß man darin zur Noth die Füsse waschen könne. Kurz vor Wien practicirten wir ihm sein Schreibtäfelchen auf kurze Zeit weg und stellten es ihm mit schnell gesammelten Beiträgen zu seinem Reisegeld gespickt wieder zu, ohne daß er, so lange wir noch mit ihm zusammen waren, Letzteres merkte. Den Rückweg nahm ich über Prag durch Böhmen.

Zum Schlusse dieser Periode sei nur noch einer Schweizerreise in dem prächtigen Herbste 1834 erwähnt, die ebenfalls großentheils eine Fußreise und zwar eine möglichst einsame, aber nur um so wohlthätigere war. Ich reiste nämlich allein zunächst nach Lindau, von da das nördliche Ufer des Bodensees entlang nach Meersburg, über den See nach Constanz und weiter über Schaffhausen nach Zürich. In Zürich traf ich von alten Bekannten namentlich Oken und Schönlein. Bei ersterem fand ich noch immer viel von der alten Schärfe und Streitlust vor. Letzterer war in seinem neuen Wirkungskreise bereits so ziemlich Hahn im Korbe geworden, pries sich glücklich, Würzburg mit Zürich vertauscht zu haben, ehe er als medicinischer Schriftsteller aufgetreten sei — was er auch nachher unterließ —, weil ihm hier für ärztliches Beobachten und Handeln erst noch eine ganz neue Welt aufgegangen sei; war bereits im Besitze einer sehr lucrativen, noch immer wachsenden Praxis; wußte sich das Leben trotz derselben, wie gegenüber seinen Vorlesungen, noch bequem genug zu machen, schien sich sehr wenig um Politik zu kümmern und setzte eine Fahrt auf dem See bei ungewöhnlich liebenswürdiger Unterhaltung bis in den Mondschein hinein fort. Dagegen wurde ich eines Abends von verschiedenen politischen Flüchtlingen, unter denen gerade damals noch oder wieder ziemliche Aufregung herrschte, blos als ehemaliger Burschenschäftler dergestalt zutrauensvoll in Anspruch genommen, daß ich mich dadurch bewogen fand, meine Reise so bald und so unbemerkt als möglich fortzusetzen.

Mein nächstes Ziel war der Rigi. In Arth nahm ich für eine Reihe von Tagen einen Führer mit, in dessen alleiniger Begleitung ich nun am ersten Tage den Rigi bestieg, am andern an dessen Südseite nach dem Vierwaldstätter See hinabstieg, über denselben hinüberfuhr

und sodann während eines herrlichen Sonntags das eben so stille als großartige Unterwaldener Thal bis Lungern durchwanderte. Dann gings in den nächsten Tagen weiter über den Brünig, Interlaken, Lauterbrunn, über die kleine Scheideck mit der Wengernalp nach Grindelwald und von da aus auf dem Thalwege wieder nach Interlaken. Die Wanderung über die Wengernalp übertraf nach meiner Erinnerung an Reiseeindrücken Alles, was ich bis dahin erfahren. Bei allem Großartig-Herrlichen, das sich dabei auch dem Auge darbot, regte doch, was zunächst nur das Ohr traf, noch ungleich mächtiger an. Zum Ersteren gehörten aber am gleich hellen und warmen Tage namentlich auch wiederholte Lawinenstürze vom Nordabhange der Jungfrau in die Tiefe, welche sich zwischen dem mehr als 6000 Fuß hohen schmalen Rücken der kleinen Scheideck und der noch über 7000 Fuß weiter aufsteigenden Jungfrau einsenkt; zum Andern dagegen sich immer wieder erneuernder Donner von im Innern und auf der entgegengesetzten Seite der Jungfrau abstürzenden Lawinen.

Meinen einsamen Rückweg machte ich über den Thuner See nach Bern und dann über Basel, Freiburg im Breisgau, Straßburg, Carlsruh, Speyer, Frankfurt, Würzburg und Bamberg.

Im Interesse des eigentlichen Endzwecks dieser Selbstbiographie folgt zunächst ein Abschnitt, der zwar äußerlich den Zusammenhang des Lebenslaufs unterbricht, innerlich aber denselben rück- und vorwärts hoffentlich in einer Weise ergänzt, durch welche er einer allein gründlichen und heilsamen Bildung überhaupt förderlich werden soll und kann.

6.

Die religiöse Frage und wie mit ihrer mehr oder weniger glücklichen Lösung auch das gleiche Schicksal aller andern Fragen wesentlich zusammen= und davon abhängt.

In Uebereinstimmung mit allen größten und besten Geistern mahnt auch Paracelsus, der deutsche Reformator der Medicin im 16. Jahrhundert, in allen Dingen auf den Grund zu forschen und die Ursprünge kennen zu lernen, sich nicht genügen zu lassen, zu wissen: wie etwas gegenwärtig ist, sondern hinter sich zu gehen, um zu erkennen, wie und woraus es wurde und entstand. Nun setzt jederlei Blüthe und Frucht eine entsprechende Knospe, jedes ganze organische Wesen einen enspre= chenden Keim voraus. In ihnen ist wesentlich schon enthalten, was sich in angemessener Weise aus ihnen entwickelt; nur daß auch noch entsprechende äußere Bedingungen der Entwickelung dazu gehören. Aehnlich verhält es sich auch mit aller wahren Bildung überhaupt und aller gründlichen Erkenntniß der Wahrheit insbesondere. Auch sie kommen nicht durch Zusammensetzung von außen zu Stande, sondern müssen sofort mit der entsprechenden Knospe, mit dem entsprechenden Keime beginnen. Aber auch was die äußeren Bedingungen ihrer Entwickelung anlangt, darf man nicht bei einzelnen nächsten und näheren relativen stehen bleiben, sondern muß sofort im Anfange auch der entfernteste, letzte, absolut bedingende Grund, mit welchem die näheren Bedingungen zusammen= und von welchem sie wesentlich abhängen, nach Möglichkeit berücksichtigt werden.

Wenn auch dieß vorerst mehr nur keimhaft geschieht, so ist es doch eben damit zugleich um so mehr Sache lebendiger Ueberzeugung des ganzen Einen Bewußtseins und der Kraft seiner Unmittelbarkeit, und gilt auch davon das Wort des Dichters:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Der entfernteste, letzte, absolut bedingende Grund aber, dem es dabei ebenfalls sofort im Anfange gilt, ist sowohl den größten philosophischen Denkern als der schlichten Volkssprache gleichbedeutend mit Gott. Diesen am Anfange des Weges zur wahren Bildung überhaupt und Erkenntniß der Wahrheit insbesondere ganz außer Rechnung zu lassen, erst später, wenn überhaupt, und auch dann wohl nur ungefähr so oder anders in Rechnung zu bringen, könnte unmöglich das rechte Facit geben.

Nun wird das Verhältniß des Menschen zu Gott durch Religion bezeichnet. Soll also der Aus- und Fortgang des Strebens nach Bildung und Erkenntniß der Wahrheit von rechtem Erfolge sein, so muß er nicht bloß überhaupt wesentlich auch religiöser Art sein, sondern darf er dabei auch einer gewissen Bestimmtheit und Sicherheit nicht ermangeln. Je gewisser aber das (religiöse) Verhältniß zu Gott das Ur- und Grundverhältniß ist, desto gewisser trat es auch in bestimmter Weise und entschiedener Sicherheit ähnlich sofort mit der Menschheit selbst in's Dasein, wie das gesunde neugeborne Kind alsbald instinctmäßig athmend mit der es umgebenden atmosphärischen Luft in Wechselwirkung tritt und die ihm dargebotene Mutterbrust zweckmäßig benützt.

In Uebereinstimmung damit keimt auch bei jedem einzelnen Menschen das religiöse Verhältniß und mit ihm alle menschenwürdige Bildung uranfänglich und immer von Neuem in dem tiefsten und totalsten, namentlich durch Gemüth, Herz und Gewissen bezeichneten, Grunde seines geistigen Wesens, der zunächst in der Form des Gefühls wirksam ist und sich, näher besehen, auch als den eigentlichen Keim-, Quell- und Mittelpunkt aller wesentlichen persönlichen Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen ausweist. Ja diese gestalten sich selbst überhaupt und mit ihnen auch das gesammte irdische Dasein wohl oder übel, je nachdem von dort aus die religiöse Entwickelung mehr normal oder mehr abnorm erfolgt. Steht doch jener tiefste und totalste geistige Grund auch mit derjenigen centralen Mitte der ganzen menschlichen Individualität im innigsten Zusammenhange, von welcher auch die physische Entwickelung des menschlichen Individuums uranfänglich vorzugsweise ausgeht und in welcher beim Sterben das Leben zuletzt erlischt.

Das augenfälligste und allgemeinst faßliche Analogon des religiösen Verhältnisses ist wohl dasjenige unserer Erde zur Sonne. Wie,

wessen die Erde fähig ist, doch nur nach Maaßgabe ihres Verhältnisses zur Sonne zur gehörigen Verwirklichung gelangt, so auch alle geistige Befähigung des Menschen nur nach Maaßgabe seines Verhältnisses zu Gott. Wie verschieden es mit demselben Theile der Oberfläche der Erde steht, jenachdem er sich in der Sonnennähe oder Sonnenferne befindet und von dieser in jene oder umgekehrt übergeht, so verschieden gestalten sich der geistige Zustand des Menschen und die menschlichen Angelegenheiten überhaupt, jenachdem das religiöse Verhältniß an Innigkeit, Reinheit und Kraft wächst oder in Verfall geräth. Während aber das analoge Verhältniß zwischen Erde und Sonne ein naturnothwendiges ist, ist dasjenige zwischen dem Menschen und Gott vorherrschend Sache der Freiheit. Wenn sich die Erde ganz von der Sonne emancipiren könnte, so würde sie, sofern sie dabei überhaupt noch existiren könnte, trotz all' ihrer Befähigung zum finsteren, kalten, alles Lebens und aller Fruchtbarkeit baaren Irrsterne werden. Sie kann das glücklicher Weise nicht. Der Mensch dagegen kann sich das analoge Schicksal bereiten, wenn er mit der ihm verliehenen Freiheit sein normales Verhältniß zu Gott verweigert oder wenigstens abschwächt und verunstaltet, damit aber den Segen desselben sich selbst in Fluch verkehrt. Das geschieht mehr oder weniger auch da, wo man, von Religiosität überhaupt möglichst absehend, nur von „reiner Humanität" wissen will.

Bei jedem angemessenen Eingehen auf das religiöse Verhältniß kommt Schritt für Schritt einerseits Gott und andererseits der Mensch in Betracht. Nur für den sogenannten Atheismus scheint es, wie keinen Gott, so auch keine Religion zu geben. Allein derselbe ist nur Sache der widerspruchvollsten Thorheit einzelner möglichst desorientirter Menschen. Denn für die Menschheit im Ganzen bilden das Dasein Gottes und die Religion die grundwesentlichste Realität. Ein ganzes Volk oder auch nur einen ganzen natürlichen Bestandtheil eines solchen, die Gott ganz geläugnet hätten und ohne Religion gewesen wären, hat es nie und nirgends gegeben. Auch hat sich weder ein großer Philosoph noch ein schlichter Mensch, der Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hatte, je im Ernste zum Atheismus bekannt. Nur durch Extreme der Sophistik die immerfort lernt, aber nie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt, oder des Skepticismus, der an Allem verzweifelt, consequenter Weise aber auch an seinem Atheismus verzweifeln muß, haben es Einzelne soweit gebracht, daß sie Zuflucht dazu nahmen, ohne jedoch damit zur

Ruhe zu kommen. Vielmehr führten sie sich zum Theil ähnlich selbst ad absurdum, wie jener deutsche Handwerksbursche, der aus dem Strudel der französischen Revolution nach Hause schrieb: endlich hab' auch er es so weit gebracht, daß er Gott täglich auf den Knieen dafür danke, daß Er ihn zum Atheisten habe werden lassen.

In Beziehung auf Gotte fragt sich's in der That und Wahrheit vor Allem: nicht ob, sondern was und wie Gott sei? Und darauf kann die Antwort allerdings zum Theil und bis auf einen gewissen Grad auch schon blos erschlossen werden; übrigens aber kann und muß sie sich vollends erst auf einem Wege ergeben wesentlich analog demjenigen, auf welchem wir überhaupt und auf welchem insbesondere auch die vorzugsweise exact genannten Wissenschaften und namentlich Naturwissenschaften nur zu wirklicher objectiver Erkenntniß der Wahrheit gelangen.

Aber allerdings ergibt sich schon auf dem Wege bloser Schlußfolgerung, daß Gott wesentlichst persönliches, d. h. seiner selbst bewußtes und seiner selbst mächtiges oder freies geistiges Wesen sein müsse. Muß man nämlich Gott und Welt unterscheiden und Gott den Vorrang vor der Welt einräumen, so kann Gott am wenigsten gerade Höheres und Wesentlicheres fehlen, das schon die Welt in sich begreift. Nun umfaßt die Welt Persönliches und Unpersönliches und ist Ersteres unstreitig das Höhere und Wesentlichere; also muß Gott persönliches, ja das absolut persönliche Wesen sein, das als absolutes zugleich nicht mehrfach, sondern nur als einzig zu denken ist.

Auch schon aus dem Wesen der Religion folgt Persönlichkeit Gottes mit Nothwendigkeit. Denn Religion ist wesentlichst Sache der ganzen geistigen Persönlichkeit des Menschen, deren deßfallsiges Bedürfniß auch nur vom geistig-persönlichen Gott befriedigt werden kann und ihn daher als solchen fordert. In Uebereinstimmung damit ist denn auch der Gott nicht blos des Christenthums, Judenthums und Muhamedanismus ein persönlicher, sondern bekannte und verehrte und bekennt und verehrt noch auch das polytheistische Heidenthum wesentlich nur persönliche Götter. Freilich ist dabei die Vielgötterei bereits das Resultat einer religiösen Degeneration, die noch weiter fortschritt im Pantheismus, dem die Welt überhaupt oder wenigstens die Grund-Substanz und -Kraft derselben für Gott gilt, ferner im Sabäismus, in welchem sich das religiöse Bedürfniß an die vorzugsweise sogenannten Weltkörper überhaupt, sowie an Sonne und Mond insbesondere, und endlich im Fetischismus, in welchem es sich vollends an einzelne untergeord-

nete irdische Dinge verirrt. Allein durch dergleichen Entartungen und Verirrungen wird das wahre Wesen der Religion und der allein statthafte Begriff von Gott nicht an sich alterirt.

Gott muß ferner Schöpfer der Welt und auch als solcher der absolut persönliche sein. Daß die Welt ihren Ursprung nicht aus und durch sich selbst haben kann, ist schon daraus zu folgern, daß nichts einzelnes zu ihr Gehöriges lediglich aus und durch sich selbst ist. Zudem sieht sich die heutige Naturwissenschaft genöthigt, ursprüngliches Entstehen von Einzelnem in der Welt durch sog. generatio aequivoca s. spontanea oder also ohne elterliche Zeugung ganz zu leugnen oder die Möglichkeit davon höchstens für die niedrigsten Stufen der Natur noch offen zu halten. Auch für den letzteren Fall gäbe es doch immer noch Anderes, das die Stelle elterlicher Zeugung wenigstens gewisser Massen vertreten könnte. Aber eine generatio aequivoca des Weltganzen kann nicht ohne die schreiendste Inconsequenz angenommen werden.

Zwar sucht man sich dabei durch die Behauptung zu helfen: die Welt sei nie erst entstanden, sondern sei ewig. Allein das setzt einerseits Pantheismus und Atheismus und damit unstatthafte Prämissen voraus, aus denen nichts Wahres gefolgert werden kann, und andrerseits steht mit der Annahme der Ewigkeit der Welt der Umstand in Widerspruch, daß alles unserer Erkenntniß zugänglichere Einzelne in der Welt nur zeitliche Existenz darbietet.

Dabei erscheint ursprüngliches Werden von Einzelnem durch Anderes begründet, und zwar durch Anderes von höherem Werthe, als nicht blos die zunächst von diesem stammende Grundlage zu dem Neuentstehenden, sondern auch als das sich zunächst daraus Entwickelnde. So legen in der irdischen Sphäre nur Pflanzen, Thiere und Menschen von einer bereits erreichten höheren Entwickelung und Reife durch Zeugung den Grund zu neuen Individuen, zwar derselben Art, doch so, daß sich dieselben überhaupt erst aus der von jenen gesetzten niedrigeren Grundlage zu entwickeln und vollends dieselbe Stufe der Entwickelung und Reife erst noch im Laufe der Zeit zu erreichen haben. Der Analogie zufolge kann auch zur ursprünglichen Entwickelung der Welt den Grund nur ein Höheres, als die ursprüngliche Grundlage dazu und was sich weiter daraus entwickelte, gelegt haben. Und da alles Weltliche theils Sächliches theils Persönliches ist, so kann dasjenige, was den Grund zur Entstehung von beiderlei gelegt hat, nur ein Höheres sein, als selbst das Höhere von diesen beiden erst weiter daraus Hervorgehenden, nämlich das Persönliche. Das ist aber eben der Eine

absolut persönliche Gott als Weltschöpfer, der als allein absoluter namentlich auch allein zeitfrei oder ewig sein kann und muß.

Dafür spricht namentlich auch, daß, je umfassender und eindringlicher unsere Erkenntniß der Welt wird, desto deutlicher uns auch eine Einrichtung derselben, eine physische und moralische Weltordnung, entgegentritt, die nur von dem absoluten Geiste des Einen persönlichen und absolut weisen Gottes stammen kann.

Was ließe sich nun weiter für das Was? und Wie? Gottes nicht schon blos aus der Welt als seiner Schöpfung erschließen! Wie unfaßbar erscheint uns doch schon nur die äußere Größe des von uns einiger Maßen wahrnehmbaren Theiles des Ganzen der vorzugsweise sog. Weltkörper, deren Zahl die Astronomie bereits auf mehr als 20 Millionen schätzt, von denen so viele von einer Größe sind, daß unsere Erde dagegen verschwindend klein erscheint, deren Zahl dadurch noch immer wächst, daß sich gleichen Schrittes mit der Vervollkommnung unserer Telescope selbst die 3—4000 Nebelflecken mehr und mehr als Inbegriffe ganzer Sternensysteme zu erkennen geben, und von welchen einzelne Weltkörper desselben Systems durch so ungeheure Zwischenräume geschieden sind, unsere Sonne und Erde z. B. von 12,000 Erddurchmessern? Das Licht durchläuft in einer Minute mehr als elf Millionen Meilen. Und doch berechnet die Astronomie, daß dasselbe von den uns schon jetzt erreichbaren fernsten Regionen der zum Fixsternenhimmel gehörigen Milchstraße bis zu uns Jahrhunderte, ja Jahrtausende, braucht! Und doch durchwalten insbesondere Gravitation und Licht dieses unermeßliche Ganze, dessen Einen allgemeinen Schwerpunkt wir gleichwohl bereits Ursache haben, in einer bestimmten Region der Plejadengruppe zu vermuthen. Welche Größe, Macht u. s. w. folgt nun aber daraus für den Einen Gott als dessen Schöpfer, für den als absoluten keine Schranken und Bedingungen des Raumes und der Zeit, wie für die Welt, gelten, und dessen absolute Lebensfülle stets und überall ungetheilt waltet!

Und doch ist auf das Was? und Wie? des absolut persönlichen Gottes vollends erst aus allem Höchsten und Besten geistiger Wesen der Welt zu schließen. Darnach kann nur die absolute Fülle und Harmonie alles von unserem Geiste nur irgend zu ahnenden geistig Guten, Wahren und Schönen, aller Seligkeit, aller Heiligkeit und Gerechtigkeit, und doch auch aller Liebe und Gnade, aller Weisheit u. s. w. als Inhalt des Wesens Gottes erschlossen werden, sowie daß geistige Wesen der Welt überhaupt und das Menschengeschlecht insbesondere kraft ihres

religiösen Verhältnisses an dem Allen zu ihrem eigenen Besten und mittelbar zu demjenigen des gesammten weltlichen Daseins, soweit sie dafür nur immer bedürftig und dazu willig sind, ähnlich Theil nehmen können und sollen, wie die Erde an demjenigen, was ihr die Sonne zu gewähren vermag.

Mit aller Zuversicht darf dabei ferner geschlossen werden, daß solch ein Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen als ursprüngliche göttliche Ordnung und Einrichtung auch müsse stattgefunden haben. Aber freilich leider auch das, daß, weil das religiöse Verhältniß möglichst Sache der eigenen Freiheit geistiger Wesen sein muß, diese es auch müssen beeinträchtigen und selbst möglichst verweigern und verkehren gekonnt haben, dann aber dadurch auch Uebel jeder Art für sie und für das übrige weltliche Dasein verursachen mußten.

Daß es dazu leider wirklich gekommen sei, das folgt eben schon aus dem unverkennbaren Dasein nur allzu manchfacher und großer Uebel. Denn diese können nicht Sache unmittelbarer göttlicher Einrichtung sein, weil die Annahme des Gegentheils jedem allein statthaften Begriffe von Gott, der es nicht besser müßte gewollt oder gekonnt haben, widerspräche. Wohl aber ergibt sich ihr erst secundäres Zustandekommen gegen den Willen, doch unter Zulassung Gottes mit Nothwendigkeit, wenn das ursprüngliche richtige religiöse Verhältniß von Seiten der darauf angewiesenen geistigen Wesen durch gottwidrigen Mißbrauch ihrer, wenn auch nur relativen Freiheit, was sie jedenfalls nur ist, wesentlich alterirt wurde.

Denn alsdann mußte schon dieses blose Factum in deren Gewissen und Gemüthe überhaupt Zustände unmittelbar zur Folge haben, wie Unruhe, Angst, Furcht, Scham, Reue u. dergl., welche auf ihren ganzen Lebensinhalt, vor allem auf ihren Geist, weiter nachtheilig einwirken mußten, nachdem sich letzterer schon durch Verletzung des richtigen Verhältnisses zu Gott, in welchem er sein absolutes und unerschöpfliches Complement und Correctiv haben konnte und sollte, nothwendig Verdunkelung, Verarmung, Unsicherheit, Unordnung und Degeneration bereiten mußte. So aber mußte der Geist des Menschen auch theils nur unzureichenden theils positiv falschen Einfluß auf dasjenige ausüben, was in und an ihm selbst mit seinem Geiste so innig vereinigt ist. Der ganze so in sich selber der Depotenzirung und Depravation verfallende Mensch mußte sodann auch die äußere Natur, soweit sie ihm als Mittel zu dienen hat, zu seinem eigenen weiteren Nachtheile mißkennen und mißbrauchen und dieselbe auch an ihr selbst durch falsche Behandlung

normwidrig verändern, dieselbe aber auch dadurch entsprechend auf ihn zurückwirken machen. Da konnte, ja mußte einerseits der menschliche Geist insbesondere einem Verhältnisse oder vielmehr Mißverhältnisse zu Gott und der Welt mehr und mehr verfallen, wie es weniger einem Zustande gesunden Wachens, als vielmehr krankhaften Träumens und Delirirens entspricht — ein wesentlicher Gesichtspunkt für die Beurtheilung der gesammten Mythologie — und andrerseits, wie im Geiste, so auch in der Natur an und außer dem Menschen, gar mancherlei Abnormes und Normwidriges nicht bloß einmal und immer von Neuem zum Dasein gebracht, sondern mehr und mehr auch zur andern Natur werden und sich als solche selbst fortpflanzen. Und so läßt sich zuletzt eine Gestaltung der Geschichte und des ganzen irdischen Daseins erschließen, vermöge deren es, trotz theil- und gradweiser Wiederherstellung des Normalen, über kurz oder lang dennoch dahin kam, daß ohne besonderes göttliches Insmitteltreten eine gründliche Wendung zum Besseren und ein glücklicher Fortgang derselben so wenig möglich waren, als sich Münchhausen aus dem Sumpfe, in den er gerathen war, wirklich an dem eigenen Zopfe wieder herausziehen konnte.

Bei all' dem wäre es aber eine sehr bedenkliche Sache, wenn wir rücksichtlich der religiösen Frage nur auf solches Erschließen angewiesen wären, indem dabei immerhin zu fürchten wäre, daß es zu subjectiv ausfallen möchte. Und in der That gleichen selbst Religionsphilosophien nur zu vielfach einer Mineralogie, Botanik oder Zoologie, wie diese ausfallen würden, wenn sie mehr auf Schlüssen als auf objectiver Kenntniß des wirklichen Bestandes des Mineral-, Pflanzen- oder Thierreichs beruhten. Glücklicher Weise fehlen aber, wie bereits bemerkt, auch für die Lösung der religiösen Frage die Bedingungen sicherer objectiver Erkenntniß der Wahrheit nicht, die auch um so nöthiger sind, je wichtiger die Frage ist.

Sichere objective Erkenntniß der Wahrheit beruht aber überall vor Allem und hauptsächlich auf Selbstoffenbarung ihres Gegenstandes gegenüber dem erkennenden Subjecte. Was irgend wesentliches Verhältniß zum Menschen hat und wofür der Mensch entsprechendes Bedürfniß hat, das bietet sich ihm auch überhaupt selbst dar, ja drängt sich ihm gewisser Massen selbst auf, wie die atmosphärische Luft unseren Athmungswerkzeugen, das Licht und die durch dasselbe sichtbaren Gegenstände dem Auge u. s. w. Aehnlich gibt sich auch insbesondere selbst

zu erkennen, was zu erkennen dem Menschen, welcher der Fähigkeit dazu nicht unglücklicher Weise verlustig geworden ist, irgend wesentlich noththut. Jedenfalls beruht, wie gesagt, alle wirkliche objective Erkenntniß vor Allem darauf, daß der Erkennende die ihm dazu verliehenen Fähigkeiten auf alle Weise — auch behufs des Experiments, in der Form des Raisonnements u. s. w. — gebraucht, daß er den Gegenstand der Erkenntniß möglichst bestimmt und vollständig nur so nimmt, wie er wirklich ist und sich selbst gibt. Es wäre daher im höchsten Grade zu verwundern, wenn dieß gerade rücksichtlich des höchsten und wichtigsten Gegenstandes menschlicher Erkenntniß, nämlich rücksichtlich Gottes und des Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen, der Fall nicht wäre.

Nun handelt sich's dabei vor Allem und hauptsächlich um geistige Persönlichkeit und geistig-persönliches Verhältniß. Mittel der Selbstoffenbarung geistig-persönlicher Wesen sind aber Leistungen und Werke derselben, ferner die Sprache, und zwar mündliche und schriftliche, von denen jedoch die letztere in mancher Hinsicht ein noch bestimmteres, zuverlässigeres und bleibenderes Mittel der Selbstoffenbarung ist, als erstere, und endlich unmittelbare persönliche Erscheinung, das ganze persönliche Leben mit all' seinem Thun und Lassen, Reden, Leiden u. s. w.

So kommt denn auch als Mittel der Selbstoffenbarung Gottes allerdings auch die Welt überhaupt und die Natur insbesondere als Leistung und Werk Gottes in Betracht. Wie mannigfaltig sie jedoch auch auf ihren Schöpfer, Erhalter und Leiter hinweisen, wie zahlreiche Symbole von geistig-persönlichen Verhältnissen und namentlich auch von dem religiösen Grundverhältnisse auch insbesondere die Natur darbietet, so ist doch die deßfallsige Hieroglyphenschrift vielfach nur mit Schwierigkeit zu lesen und zu deuten und ist selbst von der Geschichte schwer zu unterscheiden, was Sache Gottes einerseits und des Menschen andrerseits, sowie zum Theil selbst der Natur ist. Es bedarf daher zur Selbstoffenbarung Gottes und des Verhältnisses zwischen Ihm und dem Menschengeschlechte auch noch anderer Mittel, zunächst der Sprache überhaupt und der Schrift insbesondere. Und das haben wir im „Worte Gottes", in der „heiligen Schrift", in der „Bibel" als dem Buche schlechtweg, dem Buche der Bücher. Und davon handelt insbesondere das „neue Testament" von der umfassendsten und unmittelbarsten Selbstoffenbarung Gottes und des Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschengeschlechte mittels des persönlichen Eintrittes des Gottmenschen Jesus in die Menschheit, seines ganzen leibhaftigen irdischen Lebens in

ihr, seiner Reden und Thaten, seines Leidens und Sterbens, seiner Auferstehung, seines Scheidens von der Erde und seines gleichwohl in die fernste Zukunft hinausreichenden Lebensverhältnisses zur Menschheit, an und für sich in einer Weise, die zu Gunsten der Glaubwürdigkeit des gesammten wesentlichen Inhalts der ganzen Bibel Ihresgleichen in der ganzen übrigen Geschichte nicht hat. Dadurch und durch den höchsten Gegenstand, sowie die wichtigste Angelegenheit, denen es gilt, rechtfertigt es sich auch, daß diese Selbstoffenbarung vorzugsweise und schlechthin als Offenbarung bezeichnet wird. Wie groß aber die Bedeutung der Bibel sei, ergibt sich, von allem Andern abgesehen, auch schon von dem einen, von Schelling eröffneten Gesichtspunkte aus, daß unter allen Völkern der Neuzeit vorzugsweise solche, denen durch die Reformation die Bibel in die Hände gegeben und zu möglichst freier Benützung überlassen ist, wie insbesondere die Engländer und Deutschen, eine klassische Literatur hervorgebracht haben, welche sich nicht nur mit jeder andern messen kann, sondern sie auch in den wesentlichsten Hinsichten mehr oder weniger überragt. Und was wäre die Kunst des Mittelalters und der Neuzeit, wenn sie nicht Zuflucht zur Bibel gehabt hätte! Wie viel übler würde es aber vollends um die ganze Volksbildung ohne den Antheil stehen, den die Bibel daran hat, und was würde aus jener werden, wenn man sie möglichst außer Zusammenhang mit dieser brächte!

Dabei ist jedoch nicht das zu verwundern, daß es so ist; sondern das wäre das Verwunderlichste und Unglaublichste, wenn es bei diesem Gegenstande und dieser Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit nicht so wäre. Uebrigens mag man immerhin auch Natur und Geschichte als Offenbarungsmittel dem alten und neuen Testamente der Bibel näher anreihen, mehr und besseres Licht fällt aber doch von diesen auf jene als umgekehrt.

Von dieser schriftlichen Offenbarung gilt auch, was von jeder Schrift behufs möglichst genauer und vollständiger objectiver Erkenntniß ihres Gegenstandes gilt, daß sie nämlich nicht unmittelbar ganz und gar nur Sache des letzteren ist, hier also Gottes und des Verhältnisses zwischen Gott und der Menschheit; sondern zum Theil auch der einzelnen Menschen, welche als Schriftsteller dasjenige zur allgemeinen Kenntniß bringen, als was sich ihnen der Gegenstand zu erkennen gegeben hat. Aber da und dort sind, je wichtiger und schwieriger der Gegenstand der Erkenntniß ist, desto wenigere Einzelne vorzugsweise dazu befähigt und überhaupt in der günstigsten Lage. Die Andern nehmen

jedoch, was jene von der ihnen zu Theil gewordenen Selbstoffenbarung des jedesmaligen Gegenstandes mittheilen, mit um so mehr Vertrauen und Grund auf und an, je näher sie ihnen an Befähigung und sonstiger Begünstigung stehen. Es wäre pure Thorheit, wenn Jeder nur gelten lassen wollte, was und wie es sich ihm selbst unmittelbar zu erkennen gibt. Vollends aber ist der Gegenstand der göttlichen Offenbarung ein so großer, daß nur um so wenigere Menschen befähigt und in der Lage sind, die nöthige Kunde davon unmittelbar zu erlangen, die doch für alle von der höchsten Wichtigkeit ist.

Allerdings war wohl selbst gegenüber den nur wenigen ausgezeichnet dazu qualificirten Menschen, daß sie als Verfasser einzelner Schriften der Bibel dienen konnten, von Seiten Gottes eine pädagogische Herablassung und Accommodation nöthig, vermöge deren die nöthige Wirkung auf alle zum Theil vollends erst durch entsprechende Darstellung möglich wurde. Auch mußte sich wohl selbst durch solche menschliche Verfasser an den objectiven Inhalt der göttlichen Offenbarung um so mehr auch Menschliches in jedem Sinne anschließen, als jene dabei nicht ganz nur als objective Werkzeuge dienend zu denken sind, sondern sich daran auch ihre mehr oder weniger subjective geistige Persönlichkeit betheiligte, so daß sich allenfalls wenigstens in Beziehung auf Thatsachen, welche rück- und vorwärts fernsten Zeiten angehören, sowie in Beziehung auf tiefsinnigste Anschauungen, namentlich selbst auch der Mythologie Wesensverwandtes geltend gemacht haben möchte. Allein theils ist ja insbesondere auch die Mythologie nichts ganz Grund-, Bedeutungs- und Sinnloses, theils ist es überhaupt nicht denkbar, daß Gott in Bezug auf die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts Solches zugelassen haben sollte, was der wesentlichen Hauptsache und dem wesentlichen Endzwecke mehr hinderlich als förderlich werden konnte oder selbst mußte. Vielmehr mußte, wie gesagt, auch derlei durch die Vermittelung dieser Schriftsteller Bedingtes, das sich jedenfalls nur in weit untergeordneter und mehr nur nebensächlicher Weise geltend machte, nur auch dazu dienen, die Hauptsache möglichst allen Menschen aller Zeiten zugänglich und für sie wirksam machen zu helfen. Es geschieht nicht ohne Unverstand und bösen Willen, daß man derlei auf Kosten der wesentlichen Hauptsache, vollends selbst rücksichtlich des neuen Testaments, geltend macht.

Wenn man das Verhältniß Gottes zu den menschlichen Verfassern der heiligen Schrift durch Inspiration bezeichnet, so kann zwar mit diesem Worte hie und da ein Begriff verbunden werden, welcher der

Analogie, nach welcher alle möglichst objective Erkenntniß hauptsächlich auf Selbstoffenbarung ihres Gegenstandes beruht, nicht ganz entspricht, ja welcher überhaupt unpassend ist; das ändert jedoch nichts in der Sache an und für sich.

Uebrigens hat Gott zu Verfassern der heiligen Schrift nur ausgezeichnete Menschen aus dem semitischen Volke der Juden gewählt, das sich schon im Ganzen vor allen andern Völkern durch religiöses Genie auszeichnete und behufs dessen möglichster Ausbildung einer besonderen göttlichen Erziehung theilhaftig wurde. Von den aus ihm noch besonders auserwählten Organen der heiligen Schrift, die von dem Inhalte der letzteren nicht blos großentheils äußerlich Augen- und Ohrenzeugen waren, sondern alles Wesentliche und Allgemeingiltige dieses Inhalts auch innerlich in sich selber und im wirklichen Leben — ähnlich der Bestätigung einzelner Wahrheiten der vorzugsweise sog. exacten Wissenschaften durch das Experiment — erprobt haben, ist daher für die Sache selbst und ihren Endzweck gewiß noch ungleich weniger zu fürchten, als von anderweitigen genialsten und exactesten Forschern, sowie überhaupt großen Meistern irgend einer Wissenschaft und Kunst. Gegentheilige wirkliche oder auch nur vorgebliche Bedenken, die sich auf „orientalische Phantasie" u. dgl. berufen, beruhen nur theils auf Mangel an geistigen Eigenschaften überhaupt, die wesentlich dazu erforderlich sind, der Sache, um die sich's dabei handelt, gerecht zu werden, die sie aber zugleich auch an Andern verkennen und ohne Grund verdächtigen, theils auf Fehlschätzung des Genius des jüdischen Volks insbesondere, der nach wie vor sich am wenigsten als ein phantastischer in dem Sinne bewährt hat, auf den man jenes Bedenken gründen möchte.

Wir würden darüber um so beruhigter sein, wenn von Seiten der Psychologie im weitesten Sinne des Worts über Modificationen der Bethätigung des menschlichen Geistes überhaupt, mittels welcher zum Theil auch auserwählte Organe göttlicher Offenbarung als solche dienten, mehr Aufklärung und Aufschluß erfolgt sein würde, wie er an sich wohl möglich gewesen wäre und hätte erfolgen sollen. Spätere Abschnitte dieser Schrift werden auf solche Modificationen und auf näher oder entfernter Verwandtes etwas näher hinweisen.

Der Hauptsache nach gründet sich übrigens der Antheil der menschlichen Schriftsteller an dem Inhalte der göttlichen Offenbarung überhaupt auf dasselbe, worauf zunächst alle objective Erkenntniß der Wahrheit beruht, nämlich auf unmittelbare Erfahrung. Doch geht diese nach Verschiedenheit des Gegenstandes theils mehr von äußerer theils mehr

von innerer Wahrnehmung aus und kommt bei dem Inhalte der heiligen Schrift im Ganzen mehr die letztere als die erstere in Betracht. Sodann ist beim Menschen das Wahrnehmen und Erfahren Sache theils seines psychischen, theils seines geistigen Lebens (seiner Seele oder seines Geistes) im engeren Sinne dieser Bezeichnungen. Auch eignen sich nur gewisse Gegenstände zur psychischen Wahrnehmung und Erfahrung, wie andere nur zur geistigen. Zu den letzteren gehören aber eben Gott, Geist und geistige Verhältnisse, um die sich's beim Inhalte der heiligen Schrift und bei aller Religion wesentlich handelt. Dergleichen ist so wenig Sache blos des Psychischen und somit solcher Menschen, bei welchen das Psychische über den Geist, statt umgekehrt, vorherrscht, als das Hörbare für das Auge oder das Sichtbare für das Ohr.

Wir pflegen das Verhältniß des menschlichen Geistes zu dem Inhalte der heiligen Schrift durch Glauben schlechtweg zu bezeichnen. Auch auf diese Function sind die Psychologie und Erkenntnißlehre noch viel zu wenig eingegangen. Der religiöse Glaube und mehr oder weniger der Glaube überhaupt ist aber, zum Theil schon der Etymologie des dafür in einzelnen Sprachen gebrauchten Wortes zufolge, weit entfernt, nur ein den Kopf angehendes Fürwahrhalten, ein bloses Meinen und äußerliches Annehmen zu bedeuten, vielmehr eine, wie in ihrem Ursprunge, so auch in ihrer Wirkung, ungleich umfassendere und lebensvollere Geistesfunction. Seinem Ursprunge nach ist er vorzugsweise Sache des tieferen, centraleren und totaleren Wesens der ganzen geistigen Persönlichkeit, nämlich des Gemüthes, Herzens und Gewissens. Somit zwar zunächst überhaupt des Gefühles; aber dieses ist ja eben auch die ursprüngliche Indifferenz oder Ein- und Ganzheit des Geistes, aus welcher sich die beiden entgegengesetzten Richtungen des entschiedeneren mehr centripetalen oder receptiven Erkennens einerseits und des entschiedeneren mehr centrifugalen oder reaktiven Wollens andrerseits von Anfang an und immer von Neuem differenziren. Und rücksichtlich der Wirkung ist daher der Glaube auch um so mehr geeignet, mit der Kraft der Unmittelbarkeit lebendiger Ueberzeugung die ganze Persönlichkeit möglichst umzuschaffen und wiederzugebären. Der Glaube ist auch darum vor Allem das Organ für den Inhalt der göttlichen Offenbarung, weil dieser zu groß für sofortiges Wissen ist, wie wir dessen zunächst nur fähig sind. Erst an den vorgängigen Glauben schließt sich in dieser Beziehung auch geeignetes Erkennen und Wissen an. Credo, ut intelligam. Weiterhin kann und soll ja der religiöse Glaube mit dem Wollen und Erkennen gewisser Massen die ganze weitere Ent-

wickelung des Geistes ein- und durchgehen. Gegenüber der heutzutage so vorherrschenden Geringschätzung des Herzens und Gemüthes sollte übrigens allein schon das Bekenntniß eines Denkers wie Fichte bedenklich machen, daß unser Denksystem offenbar so oft nur die Geschichte unseres Herzens sei, daß alle seine eigene Ueberzeugung aus der Gesinnung, nicht aus dem Verstande, komme und die Verbesserung des Herzens am sichersten zur wahren Weisheit führe.

Auch mit dem religiösen Glauben steht es übrigens bei verschiedenen Menschen von vorneherein ähnlich, wie mit den einzelnen äußeren Sinnen. Wie verschiedene einzelne Menschen rücksichtlich des Gehöres oder Gesichtes von Haus aus besser oder schlechter bestellt sind, so auch rücksichtlich des religiösen Glaubens. Darum ist aber auch ein in letzterer Hinsicht schlechter Qualificirter so wenig berechtigt, den Glauben des besser Qualificirten als unbegründet zurückzuweisen, als Einer, der wenig oder nichts von demjenigen sieht oder hört, was ein Anderer deutlich und bestimmt sieht oder hört, berechtigt ist, Letzteren Lügen zu strafen. Ersterer hat vielmehr nur darauf bedacht zu sein, daß auch er besser befähigt werde. Rücksichtlich des religiösen Glaubens verhalten sich aber auch im Großen ganze Völker und Zeiten ähnlich zu einander. Wie jedoch auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft und jederlei Leistung eminent Befähigte und Eminentes Leistende, so wenige ihrer auch seien, sich nicht sowohl einer, wenn auch noch so großen, Majorität minder Befähigter und Geringeres Leistender, sondern diese vielmehr jenen, fügen müssen oder wenigstens sollten, so auch rücksichtlich der verschiedenen Leistungsfähigkeit von Seiten des religiösen Glaubens.

Gegenüber Solchen, bei welchen sie geringer ist, muß man zwar so billig sein, zuzugestehen, daß mit der göttlichen Offenbarung so Manches in Verbindung stehe, was sie in einzelnen Beziehungen weniger offenbar erscheinen macht, was, anstatt sofort zwingend zu überführen, vielmehr Bedenken und Zweifel erregt. Allein da ihr Gegenstand das Höchste und Wichtigste ist, so kann sie nicht so angethan sein, daß der Erste der Beste nur so spielend leicht damit in's Reine kommt, wie mit diesem und jenem Niedrigeren und Unbedeutenderen. Nach Analogie guter menschlicher Pädagogik im Kleinen und Einzelnen muß wohl auch die göttliche Pädagogik im Großen und Ganzen selbst Bedenken und Zweifel zu dem Endzwecke begünstigen, um auch durch deren Ueberwindung den menschlichen Geist nach Bedürfniß zu üben und ihm durch Uebung zu möglichster Meisterschaft zu verhelfen. Zudem ist der Inhalt der göttlichen Offenbarung ein so viel höherer, umfassenderer

und vielseitigerer, als etwa ein einzelner Gegenstand der Logik oder der Mathematik blos als solcher, daß für jenen ebenso wie für diesen zwingende Ueberführung gar nicht möglich ist, oder, sofern auch darauf angewendet werden sollte, daß für Gott kein Ding unmöglich sei, so dürfte eine zwingende Ueberführung nicht so ohne Weiteres angewendet werden, weil dadurch die menschliche Freiheit so gefährdet und geschädigt werden würde, wie es sich mit einem Gottes würdigen Endzwecke der Erziehung des Menschengeschlechtes und der Weltschöpfung überhaupt nicht vertrüge. Gleichwohl schwinden Dunkelheiten, Bedenken und Zweifel gegenüber der göttlichen Offenbarung überall da mehr und mehr, wo nur mit Vertrauen und anhaltendem Ernste von Seiten des Herzens und Kopfes darauf eingegangen werden will, wogegen sie aber auch bis zur Verstockung wachsen, wo der Sache mit Mißtrauen, Abneigung und Widerwillen begegnet wird.

Was nun den in der heiligen Schrift wesentlich von Gott selbst geoffenbarten Gegenstand gesunden objectiven religiösen Glaubens anlangt, so betrifft er hauptsächlich theils das Wesen Gottes selbst, theils das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen und dessen Geschichte im Großen und Ganzen, theils das umfassendste Detail von deßfalls stets und überall wiederkehrenden Zuständen, Lagen und Anliegen einzelner Menschen aller Zeiten und Orte.

Daran hat sich der religiöse Glaube vor Allem und hauptsächlich zu halten, wenn er sich nicht in boden= und haltlosen religiösen Subjectivismus verlieren will. Denn sich des religiösen Glaubens ganz erwehren kann er nicht, wenn er es auch will. Mit Recht singt in dieser Beziehung der Dichter (Geibel):

> Glaube, dem die Thür versagt, steigt als Aberglaub' in's Fenster;
> Wenn die Götter ihr verjagt, kommen die Gespenster.

Indem sich dagegen der religiöse Glaube in geeigneter Weise an den Inhalt der heiligen Schrift hält, hat er es nicht nur, anstatt mehr nur mit subjectiven Einbildungen, vielmehr mit objectiver Wirklichkeit zu thun, sondern sofort auch noch folgenden Gewinn. Eine sonstige Schrift ist um so werthvoller, je reiner und vollständiger sich mittels ihres Verfassers ihr Gegenstand in ihr abspiegelt und aus ihr auf den Leser wirkt. Von Seiten der heiligen Schrift sind es aber hauptsächlich Wesen und Geist Gottes selbst, die unter Vermittelung möglichst geeigneter menschlicher Verfasser auf den Leser und Hörer wirken, und zwar nicht blos mehr

theoretisch behufs der Erkenntniß der Wahrheit, sondern mehr noch praktisch behufs ihrer Verwirklichung im Leben.

Wirklich gibt sich nun in der heiligen Schrift Gott selbst vor Allem als den Einen absolut geistig-persönlichen und ewigen, insbesondere auch als den Schöpfer der Welt, jedoch zugleich als dreieinigen Gott, zu erkennen.

Aber gerade Letzteres ist für Viele sofort ein Stein des Anstoßes. Und doch drängt sich etwas Entsprechendes schon der blosen Schlußfolgerung auf. Denn wir finden in der Welt weder eine blose dingliche Individualität noch ein geistig-persönliches Wesen vor, welche sich als abstracte Einheiten auswiesen. Vielmehr schließen sie je eine größere oder kleinere Mannigfaltigkeit in sich. Als Schöpfung Gottes kann nun aber die Welt nicht ohne Analogie mit Gott und umgekehrt sein. Und dieser zufolge dürfen wir aus dem eben bezeichneten Befunde der Welt schließen, daß auch Gott nicht abstracte Einheit sei. Der sich nun in der heiligen Schrift selber als dreieiniger offenbarende Gott erscheint denn auch sofort als die zwischen und über den entgegengesetzten Extremen des Polytheismus und des abstract Einen Gottes des Muhamedanismus liegende Wahrheit.

Dieß um so mehr, als die uns in der Welt so häufig begegnenden Analogieen gerade auf eine Dreieinigkeit hinweisen und als diese Analogieen denn doch jedenfalls von größerer Bedeutung sind, als der platte Einwurf, daß Eins nicht zugleich Drei oder Drei nicht zugleich Eins sein könne. Oder durchwaltet denn, um nur auf Einiges hinzuweisen, nicht die ganze Natur in manchfachen Modificationen das große Gesetz der Polarität mit ihren zwei Polen und deren Indifferenz, wie namentlich rücksichtlich des Magnetismus, der Electricität, des Lichtes u. s. w.? Und ist nicht jedes menschliche Individuum, was schon dieses Wort besagt, in einem gewissen Sinne untheilbare Einheit, obgleich sie, wie wir finden werden, zugleich die Dreiheit eines physischen, eines psychischen und eines geistigen Lebensgebietes, abstract durch Leib, Seele und Geist bezeichnet, in sich schließt? Ja, eine analoge Dreiheit kehrt selbst auf jedem der genannten drei Gebiete, zum Theil selbst mehrfach auf einem und demselben, wieder, wie sich später zum Theil ergeben wird. So bietet eine solche selbst der Geist des Menschen dar in dem (geistigen) Gefühle als seiner Indifferenz und in den beiden polar entgegengesetzten Richtungen seines anderweitigen entschiedenen Erkennens und Wollens. Aber obwohl sich in jeder dieser drei Grundfunctionen je der ganze menschliche Geist, nur in anderer Form, be-

thätigt, so ist doch jede für sich selbst nur unpersönliches Moment der Einen blos relativen geistigen Persönlichkeit des Menschen. Dagegen bringt es wohl der Begriff der absoluten Persönlichkeit Gottes mit sich, daß da auch, so zu sagen, jedes der analogen Momente der entsprechenden Trichotomie für sich selbst Persönlichkeit ist.

Für solch' eine Dreieinigkeit Gottes spricht auch noch Anderes. Ohne sie müßte ja wohl Gott dem Menschen an Seligkeit nachstehen, welche dieser wesentlich aus der Gemeinschaft mit Seinesgleichen schöpft. Auch für die Gottheit erwächst wohl die ihr allein entsprechende absolute Seligkeit vollends erst dadurch, daß das ewige Selbstbewußtsein Gottes als des Vaters nicht blos subjectiv in diesem besteht, sondern kraft der höheren Einheit des Erkennens und Zeugens in Gott zugleich als Persönlichkeit des Sohnes objectivirt, sowie die in der Einheit Gottes überhaupt zwischen Vater und Sohn unterscheidende und im Unterschiede einigende Lebensgemeinschaft beider im heiligen Geiste gleichfalls persönlich hypostasirt ist, wodurch auch die dreipersönliche Gottheit erst Ihresgleichen in sich schließt.

So aber hätte ihr zur absoluten Seligkeit um so weniger etwas gefehlt und wäre sie sich selbst ewig genug gewesen, als sie wesentlichst absolute Liebe und ihr Wesen wohl auch die absolute Einheit desjenigen in ur- und vorbildlicher Weise ist, was sich in der Welt theils als Geist theils als Natur zu erkennen gibt, so daß man in Gott gewisser Maßen auch Geist und Natur unterscheiden kann. Allein eben kraft seiner absoluten Liebe will Gott auch nicht blos sich selbst, sondern daß sich auch eine Welt und insbesondere Ihm möglichst analoge geistig-persönliche Wesen derselben in Lebensgemeinschaft und Harmonie mit Ihm des Daseins freuen, und hat Er ihnen dasselbe gegeben. Solche persönliche Wesen der Welt sind jedoch nicht anders zu denken, als daß ihnen die freie Entscheidung möglichst anheim gegeben ist, in solcher Gemeinschaft und Harmonie mit Ihm zu leben oder dieselben zu verweigern. Ohne solche Befähigung und solches Zugeständniß würde auch die Schöpfung einer Welt des, Gottes als Schöpfers allein würdigen, Endzweckes ermangelt haben.

Eben die dadurch namentlich auch den Menschen eingeräumte Rolle bedingt nun aber den weiteren Hauptinhalt der heiligen Schrift, nämlich die Grundzüge der Geschichte des religiösen Verhältnisses zwischen Gott und der Menschheit, die einerseits nicht blos bis zum Ursprunge des Menschengeschlechtes, sondern selbst über denselben zurück reichen, andrerseits in die fernste Zukunft hinausweisen und dazwischen anschau-

lich machen, wie der von Gott beabsichtigte glückliche Fortgang jenes Verhältnisses wirklich gestört wurde, ja wie es damit trotz aller göttlichen Vorkehrungen und theilweisen entsprechenden menschlichen Bestrebungen endlich doch zu einem Aeußersten kam, aus dem nur noch ganz besonderes göttliches Eingreifen und Insmitteltreten retten konnte, jedoch auch jetzt noch, nur wenn sich freies menschliches Zuthun daran anschließt. Und um auch dieses zu ermöglichen, schließt Gott in diesen Offenbarungen Sein eigenes Wesen und Verhalten, in beiden aber insbesondere Seine absolute Liebe, dem Menschen vollends erst möglichst auf und stellt Er den Menschen, zu Gunsten des noch über die Schöpfung hinausgehenden Erlösungswerkes und somit in des Menschen eigenem und des gesammten irdischen Daseins wesentlichstem Interesse, so zu sagen, selbst möglichst auf den göttlichen Standpunkt.

Demnach verfiel das Menschengeschlecht bereits in seiner Urgeschichte dadurch, daß es sein normales religiöses Verhältniß verletzte, gleichen Schrittes mit seinem Heranwachsen, anstatt sich rücksichtlich und mittels dieses seines Ur- und Grundverhältnisses in normaler Weise aus seinem zugleich mehr noch instinctmäßigen uranfänglichen Zustande mehr und mehr zu einem möglichst selbstbewußten und freien zu erheben, vielmehr größtentheils einem Zustande mehr krankhaften Träumens und Delirirens, dessen nächstes Produkt das vielgestaltige Ganze der Mythologie und die entsprechenden Formen des polytheistischen Heidenthums waren.

Zwar raffte es sich namentlich im klassischen Alterthum endlich wieder bis auf einen gewissen Grad aus diesem Zustande empor. Allein nur allzu bald gerieth es diesseits dieses Höhepunkts großentheils von Neuem nur in um so tieferen Verfall. Am meisten wurde durch weit zurückdatirende und lange fortgesetzte besondere göttliche Veranstaltungen das jüdische Volk vor gleicher Degeneration bewahrt. Wo zeitweise gleichwohl auch dieses den Endzweck in höherem Grade zu verfehlen und zu vereiteln drohte, da verhängte Gott härtere Maaßregeln über dasselbe, die zugleich ihm selbst als kräftigere Erziehungsmittel dienen konnten und es doch auch, wie namentlich durch seine Exile, für andere Völker als heilsames Ferment wirken machten. Aber endlich kam es eben dennoch zu einer Epoche der Geschichte der Menschheit, in welcher diese der allein noch möglichen gründlichen Wendung zum Besseren zugleich im höchsten Grade bedürftig und wenigstens

in ihren besseren Bestandtheilen fähig wurde. Dieß jedoch gleichwohl nur mittels ganz besonderen Insmitteltretens Gottes selbst.

Im höchsten Grade dafür bedürftig, wurde das Menschengeschlecht in der fraglichen Epoche seiner Geschichte dadurch, daß zuletzt die Wahrheit bis zu einem Aeußersten von Irrthum und Lügen, wenige schwache und mehr scheinbare als wirkliche Tugenden von vielen mächtigen Lastern, die Liebe vom Hasse, Friede, Freude und Hoffnung von Krieg, Leid, Furcht und Verzweifelung, die Gesundheit von Siechthum und einem Heere von Krankheiten, Wohlthätiges und Heilsames von Schädlichem und Verderblichem aller Art um- und überwuchert wurden. Doch auch fähiger für die nöthige und nur mögliche Abhülfe wurde man innerhalb der verhältnißmäßig besseren Bestandtheile des Menschengeschlechtes glücklicher Weise dadurch, daß sich denn doch richtigere Ahnungen rücksichtlich der ganzen wirklichen Lage und ihrer Verursachung, rücksichtlich des Wesens Gottes und der allein noch möglichen Hülfe mehr und mehr aufdrängten und williger machten, die Hand dazu zu bieten.

Aber gründlich helfen, rücksichtlich der Vergangenheit der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit genugthun, rücksichtlich der Zukunft das degenerirte Menschengeschlecht, soweit es nur ohne Aufhebung seiner Freiheit dazu willig gemacht werden konnte, von Grund aus und seiner ganzen Substanz nach regeneriren, sowie zu glücklicherer Fortentwickelung befähigen konnte eben doch nur Gott selbst in seiner absoluten Liebe und Erbarmung, und dieß nur durch innigste Vereinigung Gottes als des Sohnes mit dem Menschengeschlechte, soweit es sich dieselbe gefallen lassen wollte, durch dessen Menschwerdung, durch sein Eintreten in die Geschichte als der Gottmensch Jesus und sein ganzes Werk der Erlösung.

Dazu reichte nicht aus, daß Jesus Christus nur als Lehrer in's Mittel trat, wenn auch als Lehrer ohne Gleichen. Selbst nicht, daß er zugleich als das Ideal menschlicher Persönlichkeit und menschlichen Lebens repräsentirendes Vorbild, doch mehr nur äußerlich, dasteht und zur Nachahmung anregt. Dazu war nöthig und ist erfolgt die innerlichste Eingeburt seines ewigen göttlichen Wesens in das Menschengeschlecht, dazu war und ist sein ganzes gottmenschliches Leben, Thun und Leiden, Sterben und Auferstehen, sowie sein und der Gottheit überhaupt sich auch darüber hinaus in alle Zukunft erstreckendes, Lebensverhältniß zur Menschheit, erforderlich.

Und dennoch ist uns das nicht ein nur anzustaunendes, übrigens

aber unnahbares Geheimniß; sondern erschließen es uns, bei all' seiner Unausdenklichkeit, wenigstens sehr nahe liegende Analogien weit, deutlich und lebendig genug, um mit zuversichtlichem Glauben weiter darauf einzugehen. Oder vermag denn, um vorerst nur diesen Einen Gesichtspunkt in's Auge zu fassen, der Gärtner nicht, einen Baum, der bis dahin schlechte Früchte trug, dadurch, daß er ihm ein edles Auge oder Pfropfreiß einverleibt, dahin zu bringen, nunmehr bestimmte gute Früchte zu gewähren? Können Pflanzen- und Thier-Varietäten durch entsprechende Fürsorge rücksichtlich ihrer Fortpflanzung und weitere angemessene Behandlung nicht mehr oder weniger auffallend verbessert, verschönert und veredelt werden? Ja können nicht die ferneren Abkömmlinge einer menschlichen Familie im Vergleich zu früheren Generationen in physischer, psychischer und geistiger Hinsicht dadurch auf Generationen hinaus mehr oder weniger auffallend vortheilhafter ausfallen gemacht werden, daß dieser Familie ein Individuum aus einer tüchtigeren andern als Ehegatte, Vater oder Mutter, einverleibt wird? Und das Menschengeschlecht sollte nicht die gründlichste und totalste vortheilhafte Umwandlung dadurch erfahren können, daß Gott selbst mittels des Gottmenschen Jesus die innigste Lebensgemeinschaft mit demselben einging, wenn nur auch die Menschheit diese Lebensgemeinschaft seiner Zeit auch möglichst selbstbewußt und frei eingehen, darin beharren und fortschreiten wenigstens w i l l, wie eine ähnliche die Wurzel und der Stamm des zu veredelnden Baumwildlings mit dem Edelreisse, mit dem es gepfropft worden, unbewußt und unfrei wirklich eingeht?

Und man sollte meinen, dem Menschen könne das nicht blos nicht schwer fallen, sondern die ihm dabei so unverdient zuvorkommende absolute Liebe Gottes müsse ihm solche dankbare Gegenliebe und solch' williges Entgegenkommen so nothwendig abgewinnen, daß er sich dessen kaum erwehren könne. Zudem erfuhr einerseits das innerste Leben der ganzen Geschichte in dem einzig großen Wendepunkt derselben, in welchem das fragliche göttliche Insmitteltreten durch die Gründung des Christenthums und im Uebergange des Alterthums in's Mittelalter endlich vollends erfolgte, eine Stimmung und Richtung, die, wie bei passender Gelegenheit weiter unten anschaulicher zu machen gesucht werden wird, ganz geeignet waren, zu möglichst lebendigem und kräftigem religiösen Glauben zu befähigen — und hat sich andrerseits derjenige Theil des Menschengeschlechts, der sich dem Christenthum näher anschloß, wie viel auch er dabei noch zu wünschen übrig ließ, gleichwohl vor allen andern Völkern und Reichen so vortheilhaft ausgezeichnet

und eine solche Superiorität über dieselben thatsächlich bewährt, daß der religiöse Glaube fortwährend auch daraus Muth und Zuversicht schöpfen konnte.

Auch was sich an den wesentlichsten Grundbestand des religiösen Verhältnisses zunächst weiter anschließt, ist an sich klar und überzeugend genug, um zuversichtlich geglaubt und vorerst wenigstens zur Probe thatsächlich geübt zu werden.

Dahin gehört als von Religion überhaupt unablösliches Moment das Gebet. Denn indem Religion wesentlich geistig-persönliches Verhältniß des Menschen zu Gott ist, so versteht es sich ja von selbst, daß dazu von Seiten des Menschen gehören müsse, was auch persönliche Verhältnisse zwischen Menschen nnd Menschen, wie namentlich zwischen Eltern und Kindern, Ehegatten, Freunden, Wohlthätern und Wohltha-ten Empfangenden u. s. w., wesentlich vermittelt. Das ist aber die menschliche Sprache als Mittel, in bestimmtester Weise Vertrauen, Liebe Bitten, Dank, Wünsche, Gelöbnisse u. s. w. auszudrücken. Welche des Menschen unwürdige, wunderliche Undinge wären doch diese Verhältnisse ohne Vermittelung der Sprache! Und gerade bei dem höchsten und wesentlichsten Verhältnisse solcher Art sollte mit dem Gebete diese Vermittelung von Seiten des Menschen fehlen?

Während aber überdieß die heilige Schrift voll ist von Mahnungen zum Gebete, von daran geknüpften Verheißungen, sowie von zur Nachahmung ermuthigenden Beispielen, und der wirklich recht Betende stets und überall entsprechende Erfahrungen an sich selber machen kann, so suchen sich gleichwohl Viele das objective Sachverhältniß weg- und dafür höchstens ein subjectives anzuräsonniren, wie: Gott wisse ja ohnedieß, wie sich der Mensch zu Ihm verhalte, was er von Ihm bedürfe und wolle, und gewähre es von selbst; der Betende stimme und bestimme sich als solcher nur höchstens selbst mehr oder weniger vortheilhaft u. dergl. m.

Solchen Ausflüchten und Fehldeutungen liegt jedoch zum Theil namentlich auch ein wenigstens unklarer Begriff von Gott zu Grunde, vermöge dessen Er mehr unpersönlich gedacht wird, während er der absolut persönliche ist. Und doch käme, selbst wenn Gott nur eine Art Naturmacht wäre, dem Gebete aller Analogie zufolge eine reellere objective Bedeutung zu. Denn der Betende würde selbst alsdann zu dem so vorgestellten Gott in ein analoges Verhältniß treten, wie die Erde

durch ihre jeweilige Sonnennähe zur Sonne, oder wenigstens einzelne Theile der Erdoberfläche, die sich an sich und mit einer reicheren Vegetation höher in die Atmosphäre erheben und dadurch deren befruchtende Processe und Producte kräftiger an sich ziehen, als die flache Ebene mit spärlichem niedrigem Pflanzenwuchse. Oder verhielte sich denn selbst alsdann der Mensch, jenachdem er betet oder nicht, nicht ähnlich zu Gott, wie der Organismus zu dem wesentlichen Lebensmittel, das die atmosphärische Luft für ihn ist, jenachdem er ihr athmend entgegen kommt oder nicht? Was hälfe ihm die ganze Atmosphäre, wenn er nicht athmend in Wechselwirkung mit ihr träte? Das Beten im Geiste und in der Wahrheit ist wirklich auch ein ähnliches Wechselverhältniß zwischen dem menschlichen Geiste und Gott, wie das Athmen zur atmosphärischen Luft. —

Wer darüber im Unklaren ist, dem wird es freilich noch viel weniger leicht gelingen, rücksichtlich jener Mysterien des religiösen Verhältnisses, soweit überhaupt nöthig und möglich, in's Klare und Reine zu kommen, welche die Kirche als Sacramente bezeichnet, wie Taufe und Abendmahl. Und doch liegen uns Anhaltspunkte für die mögliche und nöthige Würdigung auch dieser großen und mächtigen Realitäten nahe genug.

In Ansehung der Taufe stößt man sich jedoch häufig insofern vor Allem an der Kindertaufe, als man meint: dem Täuflinge fehlt es dabei für das geistige Verhältniß, um das es sich handeln soll, an aller Fähigkeit. Allein obwohl das Lebensverhältniß zwischen Gott und dem Menschen überhaupt von Seiten des letzteren mehr und mehr mit Bewußtsein und Freiheit eingegangen werden soll und kann, so geht es doch nie und nirgends ganz darin auf. Auch länger nach der Geburt des einzelnen Menschen wird es vorerst wohl höchstens durch ein dunkles Gefühl der Abhängigkeit von Gott realisirt, das klares Bewußtsein und freies Daraufeingehen noch möglichst ausschließt. Dem Keime nach ist jedoch bei jedem menschlichen Individuum bereits von dem Momente seiner Zeugung an auch der menschliche Geist bereits gegeben. Wenn nun schon Menschen einer gedeihlichen Entwickelung desselben bereits im zartesten Kindesalter in angemessener Weise behülflich sein können und mehr oder weniger wirklich sind, so ist dieß doch gewiß noch eher und mehr von Seiten Gottes der Fall. Oder wartet im Uebergange des Winters in den Frühling auch die Sonne mit ihrem Zuthun, bis mehr und Besseres von der Erde geschehen ist?

Wo wir es aber nur immer nicht an gutem Willen zur Erkenntniß fehlen lassen und den rechten Weg dazu einschlagen, da ergibt sich

auch mehr oder weniger, daß jederlei Geschehen behufs der Erreichung eines Endzwecks an gewisse Bedingungen und Formen geknüpft ist. Auch von dem religiösen Acte der Taufe gilt dieß, und auch dabei fehlt es wenigstens nicht an Analogieen, die uns bis auf einen gewissen Grad zur Erkenntniß des realen Zusammenhangs behülflich sein können.

Wir setzen uns leider nur zu häufig außer Stand, zur möglichen und nöthigen Erkenntniß, selbst nur in der Form der Ahnung, zu gelangen, namentlich durch zu abstractes Denken überhaupt und dadurch insbesondere, daß wir Physisches zu abstract materialistisch und Geistiges zu abstract spiritualistisch fassen, um Wechselwirkung zwischen beiden zu begreifen. Ganz anders hält es aber auch in dieser Beziehung die heilige Schrift mit ihrem durchgreifenden, Physisches und Geistiges umfassenden, Realismus. Zudem zeigt uns jeder unbefangenere Einblick in den Lebensinhalt des Menschen, daß in ihm auch Natur und Geist, Physisches und Geistiges, keineswegs so abstract ver- und geschieden sind, um nicht wirklich allseitig und fortwährend in realer Wechselwirkung begriffen zu sein. Der heiligen Schrift zufolge stehen aber namentlich auch Wasser und Geist in inniger Wechselbeziehung. Eine solche deutet sie sofort für die Schöpfung der Erde oder wohl mehr nur für die Umschaffung einer vorher bereits wieder erfolgten Verwüstung derselben zwischen dem irdischen Wasser überhaupt und dem Geiste Gottes an. Und so erscheint auch bei der Taufe das Wasser als entsprechendes Vehikel für Herstellung und Förderung des Lebensverhältnisses zwischen dem Geiste Gottes und selbst schon dem Keime des Geistes im Täuflinge. Und findet denn Analoges nicht täglich statt, indem wir Wasser als Vehikel für Speisen, anderweitige Getränke und Arzneien benützen, wobei es sich nicht sowohl um das Wasser an und für sich als vielmehr nur um ein geeignetes Mittel zur Einverleibung anderer Substanzen handelt? Nicht uneben hat man übrigens auch in einer pflanzlichen Veredlung, die man als diejenige „auf das schlafende Auge" bezeichnet, ein Gleichniß der Kindertaufe gefunden. Wie durch jene Veredlungsweise einem Baumwildlinge ein edler Keim inoculirt wird, der erst im nächsten Jahre zur Entwickelung kommt, weiterhin aber zur vollen Krone des Wildlings wird, die, wenn nun der ganze veredelte Baum nur auch sonst angemessen behandelt wird, anstatt der schlechten Früchte, die er getragen haben würde, gute trägt — so soll und kann Aehnliches auch durch die Kindertaufe geschehen. Ja in ihr tritt der Geist Gottes schon zu dem geistigen Keime des Täuflings in das wesentlich ähnliche Verhältniß, wie ein Ferment der Chemie zu

einer entsprechenden physischen Substanz, kraft dessen derselbe Proceß, in welchem jenes begriffen ist, auch in dieser hervorgerufen und damit diese jenem verähnlicht und überhaupt zu Weiterem befähigt wird.

In analoger Weise dienen im heiligen Abendmahl Brod und Wein als Vehikel des verklärten gottmenschlichen Wesens Christi und dient dieses je und je als Ferment für den Geist des erwachsenen Menschen und mittels desselben gewisser Maßen für seinen ganzen Lebensinhalt, wodurch den einzelnen Menschen von Zeit zu Zeit ganz individuell zu Theil werden kann und soll, was dem ganzen Menschengeschlechte durch die Eingeburt des Sohnes Gottes ein- für allemal zu Theil wurde. Nur daß dabei auch mehr bewußtes und freies Zuthun des Genießenden, vor Allem geistiger Hunger und Durst lebendigen Glaubens, vermitteln zu helfen hat, obwohl, wie bei dem ganzen religiösen Verhältnisse, so auch dabei, von Seiten Gottes sicherlich unser Bewußtsein und unsere Freiheit rück- und vorwärts weit Ueberragendes geschieht.

Wie kommt es denn nun aber, daß wir auf das religiöse Verhältniß überhaupt, wie es sich in dem auf die heilige Schrift gegründeten Christenthum gestaltet, so schwer gehörig eingehen, wenn sich selbst die centralste Hauptsache und die auf den ersten Blick unfaßbar erscheinenden weiteren Mysterien bei näherer Betrachtung dennoch wenigstens zum Theil und bis auf einen gewissen Grad, so zu sagen, als etwas so Natürliches ausweisen?

Dazu wirkt freilich Mancherlei zusammen, obwohl nicht ohne unsere Schuld. Darunter namentlich auch Folgendes.

Vor Allem und hauptsächlich fehlt es uns zu sehr an dem rechten Bewußtsein und Interesse von und für Gott. Zwar leben, weben und sind wir an sich mindestens nicht weniger in Gott, als in der Welt, und von Gott, durch Gott und zu Gott sind alle Dinge. Allein bei uns Abkömmlingen eines Geschlechtes, das schon in der Urgeschichte seines noch einfachen Stammes am ehesten und meisten und immer von Neuem rücksichtlich des religiösen Ur- und Grundverhältnisses und dadurch auch an seinem eigenen geistigen Wesen Noth gelitten hat, und da ja „der Apfel nicht weit vom Baume fällt", ist unser innerer Sinn für Gott und Göttliches schon in jedem Menschenkeime im Nachtheil gegen Anderes. Alsbald von den äußeren Sinnen und was sich zunächst an sie anschließt überwuchert, tritt uns die Welt überhaupt und die Natur

insbesondere mehr und mehr in den Vordergrund und drängt Gott und Göttliches in den Hintergrund.

Nun könnte uns wohl die Mannigfaltigkeit und Größe der Uebel um, an und in uns, die sich uns fühlbar genug machen und die wir zum Theil mit Händen greifen können, zu der Erkenntniß oder wenigstens Ahnung drängen, daß und wie es so nicht in der Ordnung sei, und uns „die Noth beten lehren.“ Allein auch dabei ist uns Gewohnheit zur andern Natur geworden, um ernstlicher auf die Wiederherstellung der ersten und deren glückliche Fortentwicklung durch alle Zukunft hindurch einzugehen. Ja bei der uns von Haus aus angeerbten, schon so lange fortdauernden und immer von Neuem verstärkten geistigen Depotenzirung und Depravation fehlt es uns zu sehr auch nur an dem Willen, die wirkliche desfallsige Sachlage und die daraus erwachsene Aufgabe gehörig in's Auge zu fassen.

Wie Viele von denen, welche vorstehende Zeilen gelesen haben, mögen sich nicht sofort so widerwillig als schmerzlich daran stoßen, daß damit wohl gar auf das vermeintlich unleidliche Unding der sog. Erbsünde hingewiesen werden solle? Und doch, was wäre denn wirklich an der Sache selbst — von ungeeigneten Vorstellungen von derselben abgesehen — Anstößiges? Allerdings handelt sich's dabei nicht um eine Vererbung, so zu sagen, fertiger Sünden der Vorfahren auf die Nachkommen. Da sich aber unwidersprechlicher täglicher Erfahrung zufolge durch die Zeugung mit der Grundlage zu neuen menschlichen Individuen überhaupt auch die mannigfaltigsten, wie normalen, so auch abnormen, physischen, psychischen und geistigen Eigenthümlichkeiten dem Keime oder der Anlage nach wirklich von den Eltern auf die Kinder fortpflanzen und die abnormen, obwohl die Vorfahren zum Theil erst seit kurzer Zeit damit behaftet waren, häufig noch vollständiger zur Entwicklung kommen als die normalen — wie sollte es da doch kommen, daß gerade nur die Neigung des menschlichen Willens, sich in Abweichung und Widerspruch von und mit dem göttlichen zu bethätigen, welche sich in der koncentrirtesten Weise schon in der Urgeschichte unseres Geschlechts und durch Jahrtausende hindurch so vielfach immer von Neuem geltend machte, daß, sag' ich, gerade nur dieses uralte und so allgemeine nitimur in vetitum eine Ausnahme davon machte? Nein, es bedarf nur offener Augen und guten Willens, sie zu gebrauchen, um eine Menge der alltäglichsten Erscheinungen auf dem Gebiete des sittlichen Lebens wahrzunehmen, die ohne entsprechende erbliche Anlage so wenig erklärlich wären, wie so manche Krankheit ohne Rücksicht auf den durch die

Zeugung gelegten und oft noch viel weiter als nur auf Vater oder Mutter zurückweisenden Grund.

Das bedenken namentlich auch Solche zu wenig, welche es, insbesondere auch im Zusammenhange mit der vorgefaßten Meinung von einem von Hause aus besseren Zustande des Menschen und mit der fälschlich daraus gefolgerten „reinen Humanität", dem Christenthume verargen, daß es diese Illusion nicht theilt, aber dadurch mit sich selbst in Widerspruch kommen. Denn ohne die sog. Erbsünde in dem angedeuteten Sinne gelten zu lassen, müssen sie jedes sittliche Gebrechen ganz und gar nur dem Individuum imputiren, das damit behaftet ist, und dadurch dasselbe inhumaner betrachten und behandeln, als das Christenthum thun kann und thut.

Solche kommen übrigens auch in folgender Weise bedenklich in's Gedränge. Es ist eine allgemeine und psychologisch wohl erklärliche Wahrnehmung, daß der Mensch besonders die eigenen sittlichen Fehler und Gebrechen weniger leicht als dasjenige er- und bekennt, was sie wirklich sind, als an Andern, und vollends um so weniger leicht, je mehr nur er selbst schuld daran und verantwortlich dafür sein soll. Diese Schuld und Verantwortlichkeit vermindert sich vielfach bei Anerkennung der Erbsünde, und damit erleichtert sich auch das eigene Er- und Bekennen der davon abhängigen Fehler und Gebrechen. Gerade darauf kommt es aber wesentlich an, weil man sonst nicht ernstlich genug sucht oder wenigstens wünscht, ihrer los zu werden, dann es jedoch auch beim Alten bleibt und Alle gerade solchen besonders bedenklichen Kranken gleichen, welche sich selber am wenigsten für krank halten, so aber auch ihrer Heilung selbst am meisten hinderlich werden.

So zu sehr mit demjenigen befreundet, wie wir eben sind, aber nicht sein und bleiben sollten, dagegen aber mehr gegen als für das Anders- und Besserwerden und die dazu dienlichen Mittel gestimmt, trülen und verwirren wir uns auch selbst den Blick für dasjenige, was Gott deßhalb zu unserem Besten veranstaltet hat und immerfort zu thun bereit ist, sowie für das Wesen und Walten Gottes überhaupt.

Dazu kommt, daß, was Sache Gottes und des Geistes an sich und auch im Verhältniß zu Welt und Natur ist, gehörig nur von Seiten unseres Geistes gewürdigt werden kann, nicht von Seiten unseres Psychischen, dessen Gegenstand vielmehr nur Welt und Natur sind, wie sie eben sind. Nun eilt unsere physische und psychische Entwicklung der geistigen voraus und erreichen jene ihre Höhe in einer Zeit, in welcher diese in der Regel noch weit hinter der ihrigen zurück

ist. Da kommt es nun, wie sich bei späterer Gelegenheit noch näher ergeben wird, unschwer dazu, daß wir die Höhe unserer physischen und psychischen Entwicklung fälschlich für die Höhe des irdischen Menschenlebens überhaupt halten, mehr nur für wirklich und wahr gelten lassen, was und wie es unserem Psychischen selbst erst auf der Höhe seiner Entwicklung erscheint, und uns mehr nur dem zuwenden, dem vertrauen und dabei stehen bleiben, dagegen aber uns demjenigen abwenden und fremd bleiben, was und wie es sich vollends erst auf der Höhe unserer geistigen Entwicklung zu erkennen geben würde, die wir dann auch um so weniger erreichen.

Auch im deßhalb besseren Falle verkennen wir ferner das wahre Wesen der christlichen Religion durch unstatthafte Identifikationen desselben mit anderen Religionen, die sich doch zu jener mehr noch wie Carricaturen zum Ideale als nur wie unvollkommene Vorstufen zu vollendeter harmonischer Entwicklung verhalten. Aehnliches geschieht durch unstatthafte Identifikation des vollen reinen Wesens des Christenthums an sich mit aus menschlicher Schuld resultirenden einzelnen Mißgestaltungen desselben selbst innerhalb einzelner christlicher Kirchen.

Zwar bedürfen Wesen und Endzweck der christlichen Religion zu ihrer Realisirung der Kirche so nothwendig, als Kunst und Wissenschaft entsprechender Schulen. Die christliche Kirche entwickelt sich aber nur durch alle sich theils einander folgende theils gleichzeitig neben einander bestehende Kirchen hindurch und aus ihnen heraus. Letztere können einzeln mehr oder weniger großer Entartung verfallen, während das Wesen des Christenthums an sich nach wie vor dasselbe bleibt und nach immer vollkommnerer Realisirung strebt. Wer, was einzelne Kirchen und ihnen angehörige Einzelne fehlen und verschulden, unbedacht oder selbst mehr oder weniger böswillig dem Christenthume selbst aufrechnet und so zu seiner Verkennung und Mißachtung beiträgt, ladet schwere Schuld auf sich; gleichwohl betheiligen sich daran nur zu sehr namentlich auch leider nicht allzu wenige christliche Geistliche, die ihren Beruf nicht hoch genug fassen, es nicht ernst genug damit nehmen und dadurch jene Verwechselung wenigstens erleichtern.

Uebrigens kommt es im Allgemeinen ohne gehörige Benützung der Kirche so wenig zu tüchtiger religiöser Bildung, als ohne Schule zu wissenschaftlicher oder künstlerischer Meisterschaft. Daß es um das religiöse Element unserer heutigen allgemeinen Bildung bei so Vielen schlechter steht als um jedes andere, damit aber zugleich auch so mißlich um

diese allgemeine Bildung überhaupt selbst, ist jedenfalls großentheils auch durch große Entfremdung gegen die Kirche verursacht.

Zwar ist heutzutage die Hauptquelle religiöser Bildung, nämlich die heilige Schrift, Jedermann zugänglich. Allein unsere desfallsige Befähigung ist im Allgemeinen nicht der Art, daß sie uns ohne Vermittelung der Kirche werden kann, was Noth thut, wenn wir uns auch wirklich ernstlich daran hielten. Der Inhalt der heiligen Schrift ist gegenüber unserer Befähigung und unserem Bedürfnisse zu groß, zu tief und, so zu sagen, zu concentrirt, als daß wir sofort unmittelbar von ihm, ohne Vermittelung der sich darauf gründenden lebendigen Predigt und daraus schöpfender kirchlicher Schriften, sowie des ganzen gemeinsamen Gottesdienstes, das Nöthige von ihr erwarten könnten. Und wie halten es die meisten Menschen und gerade Solche, die sich vorzugsweise zu den Gebildeten rechnen, sowohl mit diesen anderweitigen Hülfsmitteln, als mit der heiligen Schrift? Bis zu einer ziemlich frühen Epoche der Jugend stehen sie allenfalls, jedoch mehr von außen veranlaßt, als aus innerem Bedürfnisse, in einem gewissen Verhältnisse zu ihnen. Allein jenseits dieses Zeitpunktes und in der ganzen Folgezeit, von welcher Fähigkeit und Bedürfniß, erfolgreicher darauf einzugehen, erst mehr und mehr zu erwarten wären, vernachlässigt man, wie die Kirche, so auch die heilige Schrift, ihre Quelle, die bei allem Interesse und Eifer bis in's höchste Alter nicht erschöpft werden würde, meistens mehr oder weniger vollständig. So ist im Ganzen die Unwissenheit in Sachen der Religion und Kirche größer, als in irgend einer andern Beziehung. Tauchen dann zeitweise, wie namentlich auch in der letzten Zeit, mehr oder weniger raffinirte und fanatische Bestrebungen Einzelner und selbst verhältnißmäßig Vieler auf, um gerade auch den Inhalt der heiligen Schrift zu verdeuteln oder ganz und gar, am meisten wohl den Mittelpunkt desselben, die Person und das Werk des Gottmenschen Jesus Christus, zu verdächtigen und herabzuwürdigen, so tritt an die Stelle bloser Vernachlässigung derselben vollends mehr und mehr Mißtrauen und Widerstreben.

Zum weiteren Hintergrunde solchen Erfolgs gehört aber auch noch Folgendes.

Es gab und gibt selbst vorzüglichere Geister, deren stärkste Seite nur gerade die religiöse nicht ist, welche sich und Anderen weiszumachen suchen: der Glaube an göttliche Offenbarung mache die menschliche Vernunft überflüssig erscheinen oder trage wenigstens dazu bei, daß sie sich träger Ruhe hingebe und so mehr oder weniger in und aus sich

selber verkomme. Nun kann er aber zwar dazu mißbraucht werden; allein an und für sich erweitert der christliche Glaube an die göttliche Offenbarung in der That und Wahrheit den Horizont des menschlichen Geistes unendlich, stellt er ihm Aufgaben, die ihm ohnedieß kaum in den Sinn gekommen wären und überläßt er demselben unendlich mehr und Besseres zur glücklichen Lösung derselben zu thun, als er ohne solchen Offenbarungsglauben aus sich selber aufgeboten haben würde. Und selbst im anderen Falle lehrt die Erfahrung gar deutlich, wie der menschliche Geist ohne Anregung und Orientirung durch göttliche Offenbarung sich zwar unendlich abmühen kann, aber ohne befriedigenden Erfolges theilhaftig zu werden.

Nun scheiden sich aber die Menschen nach wie vor vollends in Solche von höherem Adel und in Solche von niedrigerer Gemeinheit der Gesinnung, des Denkens und Handelns. Den Letzteren fehlt es stets und überall am meisten an Sinn und Geschmack gerade für den Verein absoluter Hoheit, Majestät, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe, Gnade, Barmherzigkeit und Weisheit des Einen ewigen persönlichen Gottes, sowie für das gottebenbildliche Ideal des Menschen und die Geschichte seiner Realisirung. Sie setzen überall nur ihrem eigenen Wesen Verwandtes voraus. Selbst ihren Gott bilden sie sich darnach und bei allem Hochmuthe auf das Wesen des Menschen, wie sie es repräsentiren und deuten, gilt ihnen der Mensch doch nur als höchstes Thier. So geht ihnen Gott selbst mehr und mehr in der Welt und diese in der möglichst materialistisch vorgestellten Natur auf. Consequenter Weise lassen sie die oberste Herrschaft lediglich blinde und willenlose, aber ewige und allmächtige, Naturgesetze führen. Auch der menschliche Geist soll, obwohl man nur in demselben Gott selbst einiger Massen zu sich kommen läßt, nur Erscheinung und Product der Natur sein. Wie man aber so den menschlichen Geist überhaupt gründlich verkennt, so insbesondere auch, bei allem Pochen auf die eigene Weisheit, Wissenschaftlichkeit, Kritik u. s. w., sein Erkennen, die Elemente, deren gegenseitiges Verhältniß und die Methode desselben. Der wahren Wirklichkeit gegenüber kann es freilich dabei an Inconsequenzen und Widersprüchen nicht fehlen; nichtsdestoweniger soll sich solcher Weltanschauung Alles, vor Allem selbst Gott, fügen. Da kann es dann namentlich auch keinerlei, sonst durch Wunder bezeichnetes, schöpferisches Einwirken Gottes als des realen Urgrundes alles Daseins in den ordinären Verlauf der einmal bestehenden Welt mehr geben. Da aber dergleichen einen guten Theil des Inhalts der heiligen

Schrift bildet und laut derselben insbesondere auch mit der Person und dem Werke Jesu in Verbindung steht, so soll es mit der heiligen Schrift überhaupt unmöglich in der Ordnung sein können.

Ist denn aber nicht schon die uranfängliche Schöpfung der Welt ein unerklärbares Wunder? Können wir denn sonst Alles bis auf den tiefsten und letzten, nur in Gott zu suchenden, Grund erklären? Und ist denn anderntheils nicht selbst jedes geniale menschliche Eingreifen in das bis dahin Gewöhnliche und Gewohnte durch Entdeckungen, Erfindungen und Leistungen seltener Art, ja mehr oder weniger jeder in die Sphäre des an und für sich blos Naturgesetzlichen eingreifende Act menschlicher Freiheit, etwas dem Wunder wesentlich Analoges? Oder kommen denn in der Wirklichkeit nicht wenigstens fort und fort Fälle willkürlichen Mißbrauchs der menschlichen Freiheit vor, in welchen dem Sinne und Zwecke von Naturgesetzen mit entsprechendem üblen Erfolge entgegengewirkt wird? Und nur absolut freies göttliches Eingreifen gerade zu Gunsten des normalen Fortschritts überhaupt und der Wiederherstellung des verletzten Naturgesetzlichen, sowie der Beseitigung der schlimmen Folgen davon insbesondere, sollte es nicht geben oder Gott nicht möglich sein?

Aber so absurd Behauptungen der Art auch sein mögen, so fehlt es unter der Menge, die stets und überall dem nächsten gewohnten Ordinären zuneigt, dennoch nicht an Gläubigen. Und so wurden denn die Wunder der heiligen Schrift früher und später, im grellsten Widerspruche mit dem ganzen Zusammenhange der letzteren, theils nur in vermeintlich natürlicher, aber in der That eben so schaler und zum Theil selbst lächerlicher als unnatürlicher, Weise, theils vollends als absichtlicher Betrug zu erklären versucht, theils endlich für zwar absichtslose, aber doch blose Dichtungen schwärmerischer Stimmung des Gemüths und der Phantasie oder für Mythen ausgegeben, Alles dagegen, was dazu denn doch durchaus nicht paßte, für unächt erklärt, damit aber gerade das innerste, eben so nüchterne als erhabene und wie kaum irgend etwas Anderes beglaubigte Grundwesen der Geschichte in einer Weise zu beseitigen gesucht, in welcher die Geschichte überhaupt auf das Willkührlichste theils in einen leeren Dunst theils in einen erbärmlichen Roman verwandelt werden könnte.

Solchem Treiben bot aber in der letzten Zeit gleichwohl, gewisser Massen auch vom entgegengesetzten Extreme aus, ein nur um so radicaleres Zuwerkegehen die Hand. Es konnte nämlich Vielen je länger um so weniger entgehen, daß unsere Gegenwart zu den seltenen Epo-

chen gehört, in welchen sich je ein besonders mächtiger Umschwung der Geschichte vollzieht. Dießmal spielen dabei namentlich auch die Naturwissenschaften eine um so größere Rolle, je mehr in früheren Zeiten die Natur und ein ernsteres Eingehen auf dieselbe vernachlässigt waren und erstere selbst positiv mißachtet und mißhandelt wurde. Dabei fallen die Verwerthungen der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit für die äußere Wirklichkeit Jedermann ungleich imponirender in die Augen, als Anderes. An sich wäre tieferes Eingehen auf die Natur gar sehr geeignet, auch den höchsten und wesentlichsten Interessen des Geistes förderlich zu werden. Diese wurden aber durch das so allgemeiner geweckte und genährte Interesse für die Natur einerseits vorerst vielmehr verhältnißmäßig in den Hintergrund zurückgedrängt, andrerseits wurde jedoch der gleichwohl auch da nicht unbemerkt bleibende wissenschaftliche Auf- und Umschwung dergestalt maaßlos übertreibend verkannt, daß man wähnte, was davon nicht ebenfalls unmittelbar Sache der Wissenschaft ist, wie man sich dieselbe nach dem Muster der modernen Naturwissenschaften nur dachte, das sei nicht sowohl nur etwa ebenfalls tiefer und lebendiger zu erfassen, sowie praktisch noch weiter und besser zu verwerthen, sondern dessen Zeit sei überhaupt abgelaufen, das gehöre einem bereits überwundenen oder wenigstens demnächst vollends zu überwindenden Standpunkte an und dem müsse je eher desto besser der Garaus gemacht werden. Dieses Loos dachte der am keckesten fortschreitende Theil des überhaupt einseitig nicht sowohl realistisch als vielmehr naturalistisch und selbst materialistisch werdenden Zeitalters vor Allem der Religion überhaupt und dem Christenthume insbesondere, mehr oder weniger aber auch allem Idealen auch in der besten Bedeutung des Wortes, zu. —

Glücklicher Weise charakterisirt sich jedoch dieses Zuwerkegehen selbst als das, was es wirklich ist. Dieß gilt insbesondere selbst von seiner besseren Seite gerade gegenüber dem innersten Kerne der religiösen Frage, gegenüber dem Gottmenschen Jesus Christus und seinem Werke. Denn so escamotirt es vor Allem die Person des ersteren in das widerspruchvollste Wesen. Einerseits wird nämlich dieser Jesus, z. B. namentlich von Renan, als großer Bahnbrecher der Wahrheit, als Urheber der reinsten Sittenlehre und selbst als höchstes sittliches Muster gefeiert, andererseits aber doch zugleich auch als schlaues Parteihaupt dargestellt, das die Schwächen und Leidenschaften Anderer geschickt zu seinen Zwecken benützt oder zwar allenfalls Andere nicht sowohl wissentlich und geflissentlich getäuscht habe, als vielmehr, ein in mancher Hin-

sicht unwissender und phantastischer Idealist, selber in Selbsttäuschung befangen gewesen sei.

Und wenn man dabei gleichwohl — von aller geschichtlichen Betrachtung absehend und alles Uebrige der geringschätzig behandelten Dogmatik überlassend — bei der Sittenlehre Jesu als der vollkommensten stehen bleiben zu können und zu müssen meint, so wäre doch auch mit dieser vollkommensten Sittenlehre blos als solcher theils der Natur der Sache zufolge theils nach der ausdrücklichen Versicherung ihres Urhebers allzu wenig gedient. Denn ohne lebendige Verbindung derselben mit dem Wesen der Religion fehlt auch die Quelle der Lust und Kraft, ihr im Leben zu entsprechen. Die Sittenlehre blos als solche hat man mit Recht einem Wegweiser verglichen, der zwar den rechten Weg anzeigt, aber dem Wanderer nicht auch noch anderweitig nach Bedürfniß behülflich ist, ihn zu gehen. Und Christus sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben, ohne mich könnt ihr nichts thun, aber was ihr bitten werdet in meinem Namen, das soll euch werden, und er gründet seine Sittenlehre selbst wesentlich auf den Glauben an den ganzen Inhalt der heiligen Schrift alten und neuen Testaments, somit aber jedenfalls auch an ihn selbst als den Gottmenschen. Nur dieser konnte und mußte den verwilderten Baum des Menschengeschlechts durch die innigste Vereinigung seines göttlichen Wesens mit demselben so veredeln, daß jeder einzelne Mensch, der nur auch selbst diese Lebensgemeinschaft nach Maaßgabe seines wirklichen individuellen Zustandes und Bedürfnisses mittels lebendigen objectiven religiösen Glaubens eingeht, eben erst durch sie befähigt wird, die der christlichen Sittenlehre entsprechenden guten Früchte zu bringen.

Ausschlag gebend ist jedoch dabei von Seiten des Menschen namentlich die Erkenntniß der Sünde, des Bösen, als der gottwidrigen Quelle aller Uebel überhaupt und des Antheils jedes Einzelnen daran insbesondere. Erst diese Erkenntniß und das deßfallsige eigene Bekenntniß können und müssen das Gewissen und den Willen jedes Einzelnen vollends dazu disponiren, sich speciell an dem göttlichen Erlösungswerke zu betheiligen. Wo nicht, so verhilft aller anderweitiger Fortschritt der Bildung, der Künste und Wissenschaften, der Civilisation und ganzen äußeren Wirklichkeit, so sehr es sich übrigens auch darum handelt, nicht nur nicht dazu, sondern wird derselbe durch Beförderung falscher Selbstzufriedenheit und trügerischen Hochmuths wohl selbst zum wesentlichsten Hinderniß. Und wirklich wurzeln darin zu einem besonders großen

Theile die Geringschätzung der heiligen Schrift und die Anstrengungen gegen dieselbe gerade in unseren Tagen.

Diese Anstrengungen, so üblen Ursprungs sie auch überhaupt, so widerspruchsvoll sie auch in sich selbst sind und so kläglich es auch um die Methode steht, mittels deren man dazu kommt, haben zunächst gleichwohl nur allzu großen und unheilvollen Erfolg; weiterhin haben sie jedoch auch das gerade Gegentheil von demjenigen, was sie anstreben, bereits zur Folge gehabt und werden dazu wider Willen noch weiter dienen müssen. Hier soll indessen sofort nur noch auf einen, für Viele freilich besonders abstoßenden, Punkt hingewiesen werden, rücksichtlich dessen sie sich selbst charakterisiren.

Zur möglichsten Förderung des Endzwecks des göttlichen Erlösungswerkes eröffnet die heilige Schrift insbesondere auch einen, wie in die fernste Zukunft hinaus-, so auch über den Anfang des Menschengeschlechtes und des ganzen jetzigen irdischen Daseins zurückweisenden, Blick in dasjenige, was den Namen der Weltgeschichte ungleich mehr verdient, als die nur auf die irdische Sphäre und ihren Zustand, wie er nicht immer war und nicht immer sein wird, beschränkte Geschichte. Dieser rückwärts weisende Blick gilt namentlich dem, bereits vor dem Eintritte des Menschengeschlechtes in das Dasein selbstverschuldet erfolgten, sich aber erst noch in der Zukunft vollends entscheidenden, Schicksale eines älteren Geschlechtes persönlicher Wesen hohen Ranges und eines besonders hervorragenden Individuums desselben, denen inzwischen noch immer eine gewisse Machtsphäre in Bezug auf das Menschengeschlecht und ganze irdische Dasein gelassen ist, die jedoch dem Menschen nur aus eigener Schuld zum Verderben gereichen kann, außerdem dagegen so in den göttlichen Plan der Erziehung des Menschengeschlechts eingefügt ist, daß sie ihm vielmehr als Mittel der ihm überhaupt nöthigen Wachsamkeit und möglichsten Bewährung dienen kann und soll.

Gerade diesen Gegenstand göttlicher Offenbarung weist man aber im Zusammenhang mit jenen Bestrebungen allgemeiner und entschiedener zurück, als manchen andern. Und weßhalb gerade den Teufel, um den sich's dabei handelt? Von irgend einem stichhaltigen oder auch nur scheinbaren Grunde gegen die Möglichkeit und Wirklichkeit eines solchen Geschlechts und seines Schicksals überhaupt, sowie dieses Individuums desselben insbesondere, — von ungereimten deßfallsigen Vorstellungen abgesehen — ist keine Spur zu finden. Um so näher liegt daher die Vermuthung, daß man den Bösen mit solcher Entschiedenheit zurück-

weist, weil man gerade auch über das Böse allzuwenig im Klaren und Reinen ist, ja, daß jener bei seiner eigenen Leugnung, die eng genug mit derjenigen aller göttlichen Offenbarung zusammenhängt, selbst als der vorzugsweise „Lügner und Vater derselben" und „als der Geist, der stets verneint", um so mehr im Spiele sei, als es in seinem eigensten Interesse ist, daß er nicht geglaubt werde, weil er dann um so leichteres Spiel hat.

Auch die Ritter jener „reinen Humanität", auf die bereits wiederholt hingewiesen wurde, kommen, sofern sie diesen blinden Unglauben an den Bösen theilen, dadurch mit sich selber in Widerspruch, daß sie alsdann den Ursprung des Bösen innerhalb der Menschheit, an welchem jener der göttlichen Offenbarung zufolge wesentlichen Antheil hat, ganz nur dem Menschengeschlechte imputiren und trotz aller Bemühungen, das Böse überhaupt unschuldiger erscheinen zu machen, als es wirklich ist, doch gerade selbst das vorzugsweise als satanisch bezeichnete Allerböseste ganz nur auf Rechnung des Menschen bringen und damit consequenter Weise gegen den Menschen inhumaner werden müssen, als es der Glaube an den Bösen zu sein nöthig hat. Ueberhaupt verdankt die Menschheit wahre Humanität im höchsten, besten und schönsten Sinne doch vollends erst dem Christenthume.

Neuerlichst hat man endlich gegen die Bibel insbesondere auch angebliche Widersprüche zwischen kosmo- und geogenischen Andeutungen derselben einerseits und Ergebnissen der deßfallsigen Wissenschaft andrerseits geltend gemacht. Allein die Bibel ist wesentlichst nur religiöse Urkunde und berührt dergleichen, wie Anderes, eben nur rücksichtlich seiner wesentlichen Beziehung zu Gott, oder eben unter dem religiösen Gesichtspunkte. Was sie aber deßhalb enthält, ist mit wirklich feststehenden Resultaten der in ihrer Art specieller darauf eingehenden Wissenschaft gar wohl vereinbar, die gegenseitige Harmonie wird sich in demselben Verhältnisse noch immer klarer herausstellen, in welchem von beiden Seiten mit dem rechten vorurtheilslosen Ernste zu Werke gegangen werden wird, und die Bibel wird nur auch in solchen Beziehungen ihre großartige Wahrhaftigkeit mehr und mehr bewähren. Wir werden es in einzelnen Rücksichten bei weiter unten folgenden Gelegenheiten ähnlich finden. Einstweilen vergleiche man namentlich auch A. Hengstenberg: die Wohlvereinbarkeit der biblischen Kosmogenie mit den feststehenden Resultaten der kosmogenischen Wissenschaft in der Monatsschrift: der Beweis des Glaubens, Septemberheft 1867 S. 400 ꝛc.

Die großen Anstrengungen, welche in unserer Zeit rücksichtlich der religiösen Frage von ganz entgegengesetzten Seiten gemacht wurden und noch werden, haben auf beiden Seiten ihren tiefsten Grund in der Größe und Wichtigkeit ihres Gegenstandes selbst. Je größer zunächst auch der Erfolg von derjenigen Seite war, die es dabei hauptsächlich auf den Mißcredit der heiligen Schrift als der höchsten Instanz für die Lösung dieser Frage absieht oder dazu wenigstens sonstwie, namentlich durch möglichste Gleichgiltigkeit dagegen, mehr beiträgt, als diesem Bestreben entgegenwirkt, desto mächtiger wurden dadurch alle besseren Kräfte der entgegengesetzten Seite wachgerufen und in desto erfolgreichere Thätigkeit wurden sie versetzt. Wie jenes Lager auf sehr verschiedenen Gebieten und in manchfaltigen Abstufungen und Modificationen Aliirte hat, darunter selbst Theologen und Lehrer der Theologie auf Hochschulen, und zwar keineswegs nur durch zu große Nachgiebigkeit gegen mehr oder weniger radicales Anstürmen, und wie zu diesen Aliirten namentlich auch die entschlossensten Kämpfer für Trennung der Schule von der Kirche gehören — so durfte das andere Lager nicht blos auf Theologen, so zu sagen, von Profession beschränkt bleiben, sondern haben sich Streiter auch aus allen anderen Gebieten angeschlossen und noch weiter anzuschließen, darunter insbesondere auch Alle, welche Anspruch darauf haben, Vertreter der Philosophie im ernsteren und würdigeren Sinne des Worts zu sein.

Auch bei diesem Kampfe hat sich übrigens glücklicher Weise bereits bewährt und wird sich weiter bewähren, daß die Feinde der Wahrheit zuletzt selbst nur als Werkzeuge der Läuterung, festeren Begründung und glücklicheren Realisirung derselben dienen müssen. Zwar sind darauf auch keine allzu sanguinischen Hoffnungen zu gründen. Der „breite Weg, auf dem die Vielen wandeln, und die weite Pforte, durch welche sie dem Verderben entgegengehen", sowie dagegen der „schmale Weg und die enge Pforte, auf welchem und durch welche die Wenigeren zum Leben eingehen", werden wohl noch länger neben einander verlaufen. Ja die deßfallsige Scheidung wird bis zur definitiven Entscheidung noch ungleich schroffer, der Kampf jener Majorität gegen diese Minorität noch viel erbitterter werden. Auch wird selbst schon nur „um zehn Gerechter willen" die schließliche Katastrophe noch länger hinausgeschoben und Gelegenheit zur verhältnißmäßigen Abnahme der Majorität und zum verhältnißmäßigen Wachsthume der Minorität gegeben werden. Die Vorkämpfer der ersteren werden aber künftig noch weniger leicht als heute eines Besseren zu belehren sein, am wenigsten blos auf dem

Wege der Intelligenz, selbst bei der correctesten und gewandtesten Methode. Dazu ist vor Allem mehr und Besseres von Seiten des Gewissens und Willens nöthig. Für nicht wenige andere auf ihrer Seite Stehende, für so manche noch allzu Unsichere und Schwache auf der entgegengesetzten Seite, sowie für die vielen noch unentschieden zwischen beiden Lagern Schwankenden, ist jedoch noch Vieles zu hoffen. Besonders aber auch davon, daß immer mehr klar gemacht werde, daß und wie von der mehr oder weniger glücklichen Lösung der religiösen Frage auf den verschiedensten Gebieten — was immer auch außerdem von diesen aus selbst zu ihrer glücklichen Erledigung erforderlich sein mag — wesentlich abhängt.

Dazu in mancher speciellen Beziehung beizutragen, werden hoffentlich spätere Abschnitte dieser Schrift nicht verfehlen. Hier soll deßhalb sofort nur noch auf Folgendes hingewiesen werden.

Leider scheint heutzutage bei Vielen an die Stelle der Religion bereits fast ganz die Politik getreten zu sein. Nun hat diese allerdings belangreiche Aufgaben zu lösen und hat sie dafür, wie überhaupt, eine gewisse Selbstständigkeit in Anspruch zu nehmen. Aber wie wenig hat sie es doch, zu sehr von der religiösen Frage isolirt oder sich gar mehr feindlich als freundlich zu derselben verhaltend, trotz aller Anstrengungen vom Flecke zum Zwecke gebracht! Wie sehr geht sie doch so in sich gegenseitig bis zur Vernichtung bekämpfenden Parteien auf, deren jede, im Widerspruche schon mit der Bezeichnung Partei, sich gerirt, als wäre sie das Ganze! Und wie Vieles ist denn wirklich an der Charakteristik derselben zurückzuweisen, welche ein Mann, wie Jacob Grimm, dahin zu formuliren sich bewogen fand, daß ihre einzelnen Glaubensbekenntnisse abstracte Extreme zum Inhalte hätten, denen das ausgleichende warme lebendige Herz fehle, deren dürftiger Gehalt an Wahrheit durch Heuchelei und Lüge ergänzt werde und von welchen jede denjenigen, der nicht eine von den paar Farben aufstecke, welche sie in Curs bringen, und die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestatteten Seelen der Menschen nicht wie ein schwarz und weiß getheiltes Schachbret ansehe, mehr hasse, als ihren Gegner, der wiederum nur ihre Livree anzuziehen brauche, um ihr zu gefallen? Und was hat denn das immer lebhaftere politische Treiben nur etwa seit 1848 wirklich für Resultate erzielt? Ist es doch nicht blos sehr anders gekommen, als damit beabsichtigt war, sondern hat man doch Mächten, die man feindlich bekämpft hatte, als sie siegreich geworden waren, selbst gar dienstbeflissen gehuldigt! Was man aber mit dem größten Rechte anstreben mag, wird

doch schwerlich so unmittelbar das Werk der vielen Mitrathenden und Dreinredenden sein. Leicht viel mehr würde dafür mittelbar dadurch geschehen, daß Jeder vor Allem und hauptsächlich seines nächsten speciellen Berufes gewissenhaft im Geiste des Christenthums wartete. „Ein Jeder lern' sein Lection, so wird es wohl im Hause stohn.“ Und was insbesondere die politische Freiheit anlangt, so wird sie eben doch vollends recht erst auf Grund wahrer Freiheit überhaupt gedeihen. Wie diese, so ist auch jene nicht nur so von aussen und unmittelbar im Ganzen, sondern wesentlich von innen heraus und dadurch zu beschaffen, daß jeder Einzelne auf seinem eigensten Posten und in seinem ganzen concreten Wirkungskreise sein Mögliches in demselben Geiste thut. „So ihr bleiben werdet bei meiner Rede“, verheißt Christus, „so werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen; ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ —

Wir streben allerdings eifrig nach Erkenntniß der W a h r h e i t. Auch sind wir bereits reich und werden es noch weiter werden an mannigfaltigen relativen Wahrheiten. Aber d i e Wahrheit ist eben nicht ohne Weiteres nur die Summe aller solchen Wahrheiten, sondern erwächst aus ihnen nur vollends erst durch die ihnen allen als gemeinsames Ferment zur Ergänzung, Berichtigung und Vollendung dienende absolute Wahrheit, von welcher Christus betheuert, daß er dazu in die Welt gekommen ist, um von ihr zu zeugen. Anstatt uns aber mit der Frage nach d e r Wahrheit an diesen Zeugen zu wenden, halten wir es noch immer zu häufig wie Pilatus, der zwar auch fragte: was ist Wahrheit?, aber zugleich über und von Christus hinwegging. Nur zu Viele suchen sodann die Antwort zunächst dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung abzulauschen. Aber ist denn der Zeitgeist nicht wirklich mehr nur „der Herren eigener Geist“? Und können denn die Fragenden die Wahrheit von sich selber erfahren? Und ist denn die öffentliche Meinung nicht schon durch diesen Namen als etwas bezeichnet, von dem man die wirkliche, volle objective Wahrheit unmöglich erwarten kann? Wie wetterwendisch ist jene vielmehr! Wie divergiren ihre verschiedenen Organe von einander nach Maaßgabe der verschiedenen Partei-Standpunkte und -Leidenschaften! Wie beschuldigen sie einander selbst der Entstellung der Wahrheit je nach Verschiedenheit besonderer Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen und dergleichen mehr! Wie erscheint da die Wahrheit mit Irrthum, Dichtung und Lüge versetzt und wie drängen sich da die gegenseitigen Berichtigungen, Dementi's, Desaveu's, Widerrufungen u. s. w.! Wie beschuldigen sie sich gegenseitig selbst der Be-

stechlichkeit und Feilheit! Wie nahe liegt es da, auch noch an weitere großartige Anstalten geistiger Falschmünzerei zu glauben, über diejenigen hinaus, die man bereits kennt! Und was kann und muß so aus dem Sinne für Wahrheit überhaupt werden!

Wohl wendet sich die ernstere Frage nach der Wahrheit vorzugsweise an die Wissenschaft. Und wie rühmt sich die exacte Wissenschaft unserer Tage, und zwar nicht ohne alles Recht, einer Zuverlässigkeit, wie es keine frühere Zeit in gleichem Maaße konnte! Allein die speciellen Wissenschaften, welche man dabei hauptsächlich im Auge hat, bilden nur die Aeste und Zweige des Wipfels vom Baume der Erkenntniß, dessen Wurzel die sich auf göttliche Offenbarung in dem oben geltend gemachten Sinne gründende Religion ist, wie die Philosophie der einfache Stamm — jedoch nicht die Philosophie, wie sie als allgemeine Wissenschaft blos dem modernen Schulbegriffe entspricht, sondern als die ihrem Weltbegriffe, wie es Kant ausdrückt, entsprechende wissenschaftliche Weisheitslehre überhaupt, wobei Weisheit nicht weniger als Sache des Wollens und Handelns, denn als Sache des Wissens und Erkennens in Bezug auf dasjenige erscheint, was Jedermann nothwendig interessirt. Auch dieser Baum kann die rechten Früchte nur tragen und reifen, wenn Wipfel, Stamm und Wurzel in ungestörter Lebensgemeinschaft mit einander stehen. Wie aber, wenn sie sich von dieser Lebensgemeinschaft lossagen und die speciellen Wissenschaften von der Philosophie und Religion zumal nichts wissen wollen, und die Philosophie mehr oder weniger mit stolzer Geringschätzung auf die Religion herabsieht, damit aber sich jedes festen Stand- und sicheren Ausgangspunktes für die ihr vorzugsweise zustehende deductive Methode begibt?

So konnten und können wir mit unseren verschiedenen Zeitfragen unmöglich und um so weniger in's Klare und Reine kommen, je mehr wir dieselben mehr von außen her als von innen heraus zu lösen suchen und je mehr wir dabei bei abstracten Allgemeinheiten stehen bleiben. Jedenfalls müssen wir noch viel mehr in's Kleine und Einzelne herabsteigen und zuletzt namentlich die Familie und das Individuum besser in's Auge fassen. Dann werden sich, anstatt mehr nur abstracte allgemeine Begriffe, von selbst immer mehr concrete Motive des Gewissens und religiösen Glaubens geltend machen. Die Familie und die Individuen als Bestandtheile derselben sind aber die Elemente, aus denen sich alle größeren menschlichen Kreise mit ihren entsprechenden Verhältnissen aufbauen. Und bei jenen Elementen ist es hauptsächlich das innere Heiligthum des Gewissens und religiösen Glaubens, sowie der durch

diese zunächst vermittelten Lebensgemeinschaft mit Gott, woraus ihre weiteren Lebensverhältnisse wesentlich erwachsen und sich gestalten, das aber wiederum nur richtig und tüchtig auf Grund und nach der Norm der im Christenthume sich vollendenden göttlichen Offenbarung. Und das ist — was auch sonst noch dazu erforderlich sei — so gewiß auch wesentlichst der Grund, die Norm und der Weg für alle größeren Kreise, Verhältnisse und Interessen des Menschenlebens, als eben Individuen und Familien mit ihren Verhältnissen und Interessen auch deren Elemente sind.

So sollen, können und müssen denn wirklich — allerdings jedoch unter übrigens gleichen Umständen — nur Diejenigen, deren innerstes Fühlen, Denken und Wollen, Leben und Handeln dem wirklichen wahren Wesen des Christenthums möglichst entspricht, „das Licht der Welt" sein, in welchem Alles erst möglichst richtig und deutlich erscheint, sowie „das Salz der Erde", welches alles Uebrige möglichst vor Fäulniß bewahren und ihm zu möglichst richtigem und tüchtigem Gedeihen behülflich sein soll und kann. Und so hängt denn wirklich mit der mehr oder weniger glücklichen Lösung der religiösen Frage in letzter Instanz wesentlichst das gleiche Schicksal aller andern Fragen zusammen und davon ab, und gilt für die ächten Jünger Christi auch in dieser Beziehung der Ausspruch: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi." Das werden spätere Abschnitte theilweise noch specieller bewahrheiten. Vorerst fassen wir jedoch den weiteren Fortgang des bisherigen Lebenslaufes wieder in's Auge.

7.

Schwieriger werdende Verhältnisse überhaupt und — namentlich auch gegenüber gewissen bedenklicheren Gestaltungen des Studentenlebens — für die akademische Wirksamkeit insbesondere — Weitere eigene Lehrthätigkeit und Schriftstellerei — die 18. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Erlangen — „Trübsal bringt Geduld, Geduld bringt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung, Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden" — Innere Mission — Fernere Reisen.

(1834 – 1850.)

In die 30er und 40er Jahre fiel bereits ein beträchtlicher Theil einer bedenklichen Wandelung unserer Zeit überhaupt. Welches auch der endliche Ausgang derselben sein möge, so war doch gerade schon, was davon dieser Periode angehört, für den tiefer Blickenden wenigstens vorerst leicht mehr Befürchtung als Hoffnung erregend.

Denn auch abgesehen von weiter zurückliegenden Factoren dieser Wandelung, so wurden ja die Schwingungen der von den Jahren 1813—1815 ausgegangenen Bewegung theils aus ihr selber theils durch Mißhandlung von aussen nur allzubald nicht blos immer schwächer, sondern unterlag dieselbe auch positiver Entartung. Die Julirevolution von 1830 war schon als Revolution geeignet, die Lage wenigstens zunächst eher zu verschlimmern als zu verbessern. Ihre Nachwirkungen verbanden sich alsbald mit den vorbereitenden Wehen des neuen Ausbruchs von 1848 und mit diesem selbst. Revolutionärem Treiben von unten folgten revolutionäre Akte von Oben. Die auf politischem Gebiete beschränkte und niedergehaltene Revolution warf sich mit noch unheilvollerem Erfolge auf die Gebiete der Wissenschaft und Religion. Die in der gleichwohl vorausgegangenen langen Friedenszeit reichlich gediehenen materiellen Interessen überflügelten wenigstens verhältnißmä-

ßig die geistigen. An die Stelle theilweiser früherer idealistischer Ueberschwänglichkeit trat ein einseitiger Realismus. Die Förderung, welche die materiellen Interessen durch bedeutende Leistungen der Naturwissenschaften erfuhren, machte diese einseitig überschätzen, die Natur selbst auf Kosten des Geistes hervorheben und überhaupt eine einseitig naturalistische Weltanschauung mehr und mehr anbahnen. Dabei hielt man sich aber bei der Natur selbst zu einseitig an ihre materielle Aussenseite und verkannte zu sehr ihr eigenes mehr ideales inneres Wesen. Dieß Alles disponirte mehr und mehr überwiegend für materiellen Gewinn und Genuß und der deßfallsige praktische Materialismus hatte um so eher auch den entsprechenden theoretischen zur Folge, als es sich auch bei wissenschaftlichen Berufsarten häufig zu sehr nur um Kenntnisse und Fertigkeiten zu handeln schien, die möglichst bald und viel materiellen Gewinn brächten. Die weiterhin so überwiegende Rolle, welche bei all' dem die Politik spielte, brachte es gleichwohl nirgends recht vom Flecke zum Zwecke. Und so steigerten sich hie und da die Befürchtungen schon bald bis zu der niederschlagenden Resignation, daß wir eben bereits „unter einem niedergehenden Geschlechte" lebten (Friedr. Thiersch's Leben Bd. 2 S. 611).

Die Medicin gab sich diesem Zuge nur allzu unbedenklich und willig hin und gab eben damit, wie sich später zeigen wird, gerade dasjenige großentheils preis, was mir besonders am Herzen lag und worauf ich durch meine Lehrfächer vorzugsweise hingewiesen war. Zwar gewann sie auch so in andern Beziehungen sehr Werthvolles, allein um einen zu hohen und gerade mir besonders schwer fallenden Preis.

Auch auf die Studirenden überhaupt übte solch' eine Zeitstimmung nachtheiligen Einfluß aus. Blieb doch schon den Schülern der Lateinschule und des Gymnasiums die damit verbundene Abnahme der bisherigen Hochschätzung der Sprachen und Schriften des klassischen Alterthums nicht verborgen. Zwar hielten jene Lehranstalten auch ferner daran fest. Aber den deßfallsigen Lehrgegenständen wurden theils mehr und mehr andere zugesellt, theils mußten diese und jene immer mehr darauf hin betrieben werden, durch häufige Prüfungen und für dieselben bestimmte Resultate mehr äußerlich zu erzielen. Dadurch wurde bei den Schülern die Lust und der freie Trieb beeinträchtigt, welche wenigere und in unmittelbareerm Verhältnisse zur Ausbildung des Geistes und Herzens stehende Gegenstände erregt, unterhalten und genährt haben würden. Und die für so viele und zum Theil geistig weniger unmittelbar und lebhaft ansprechende Gegenstände allzu gleichmäßig abge-

nöthigte Aufmerksamkeit hatte vielfach mehr Abspannung, Gleichgiltigkeit und Ueberdruß zur Folge, als das Gegentheil.

Ist dann endlich das Gymnasium absolvirt, so wendet man sich, bei solcher Zeitstimmung, an der Universität theils zu unmittelbar und handwerksmäßig dem speciellen Brodstudium als solchem zu, theils und noch viel mehr gibt man sich zunächst nach solcher Schulzeit dem stark hervorgehobenen äußeren Studentenleben um so unbedenklicher hin, je längere Zeit nun die Meisten vor sich haben, bis sich's wieder ernstlicher um ein Examen handelt und je mehr ihnen überlassen ist, wie sie es in der Zwischenzeit mit ihrem Studium halten wollen.

Nun ist zwar nicht zu gering anzuschlagen, was auch schon das äußere Studentenleben zur gesammten Entwickelung und Bildung der einzelnen Studirenden beitragen kann, und ist nunmehr für das akademische Studium ein größeres Maaß der Freiheit zu Gunsten ächter Geistesbildung um so unerläßlicher, je weniger davon auf der Schule gewährt wurde. Allein nur zu leicht gibt sich der Neuling, letztere mißbrauchend, dem ersteren in einem zu günstigen Verhältnisse und zu lange hin, als daß nicht auch dabei Gewöhnung oft zur andern Natur werden sollte. Und doch ist damit im Allgemeinen so viel energieloses Sichgehenlassen, so viel Bummelei, so viel äußerliches, zum Theil selbst etwas kindisches, Flunkern und soviel Hinneigung zu verweichlichendem Behagen und sinnlichem Genusse verbunden, daß die Besorgniß nahe liegt: es dürften dabei der Ernst und die Energie, die nicht blos das eigentliche Studiren, sondern vollends die nöthige Ausbildung persönlicher Tüchtigkeit überhaupt fordern, zu sehr im Rückstande bleiben.

Möchten die Ferien immerhin reichlich den dritten Theil des Jahres in Anspruch nehmen. Sie könnten ja doch auch zweckmäßig verwendet werden. Wie steht es aber meistens damit? Und nun Festivitäten der einzelnen Studentenverbindungen zum Anfang und zum Schlusse des Semesters, dazwischen das sich durch mehrere Tage in verschiedenen Formen hinziehende Bundesfest, wohl auch eine mehrtägige Kirchweih, zu einzelnen solcher Festfeierlichkeiten wochenlange Vorbereitungen und darauf folgende Nachwehen, obligates Frequentiren des Commershauses und der Exkneipe, dadurch herbeigeführte Geldverlegenheiten, Schuldenmachen und was sich weiter daran anschließt! Kann es da fehlen, daß — von der Charakterbildung ganz abgesehen — nicht blos ernstes und fruchtbares Studiren, sondern auch nur der blose Collegienbesuch empfindlich Noth leiden? Und ist davon nicht mehr und mehr selbst eine bedeutende Herabstimmung der Anforderungen an die Befähigung zu den wichtigsten

Berufsarten zu fürchten? Zwar könnte man hoffen, wenn nur endlich die Prüfungen rechten Ernst machten, so würden wohl häufige Noten geringer Befähigung oder gänzlicher Nichtbefähigung wenigstens Klugwerden durch Schaden zur Folge haben. Allein bei der Werthschätzung, welche die materiellen Interessen bereits genießen und bei den Vortheilen, die sie denen gewähren, welche sich ihrem Dienste widmen, droht die Zahl derer, welche sich für Dienste des Staates, der Kirche und der höheren und höchsten Lehr- und Bildungsanstalten zur Disposition stellen, noch immer eher ab- als zuzunehmen. Die Stellen sind und da und müssen besetzt werden. Wie nun, wenn man wegen der geringeren Zahl der Candidaten immer weniger darauf pochen kann, blos durch hinlänglich strenge Prüfungen brauchbare und unbrauchbare zu scheiden, nur jene zu wählen, diese aber ihrem Schicksale zu überlassen, wenn man vielmehr immer weniger Wahl hat zwischen mehr und weniger Befähigten, wenn man immer mehr auch mit den letzteren vorliebnehmen muß?

Befürchtungen der Art sind um so weniger zu ignoriren und zurückzuweisen, als sie durch Prüfungsresultate aus der letzten Zeit bereits bis auf einen gewissen Grad gerechtfertigt erscheinen. Sie werden aber auch noch durch Folgendes genährt. Jung und Alt wird mehr und mehr von allen Seiten mit Zeitungen, Zeit- und Unterhaltungs-Schriften bestürmt und liest dergleichen mehr als Anderes. Ist aber für Studirende von der Lectüre politischer Zeitungen überhaupt und vollends davon, daß jene wohl noch unmittelbarer in das gewöhnliche politische Treiben hineingezogen werden, nicht wirklich mehr Nachtheil zu fürchten, als Vortheil zu hoffen, wenn man selbst dem besseren Theile dieses Gebietes der Literatur, etwa nach Anleitung der jüngsten deßfallsigen Schrift von Wuttke, etwas näher auf den Grund sieht? Und nun gar die vielen größeren und kleineren Klatsch- und Skandal-Blätter! Ein beträchtlicher Theil illustrirter und nicht illustrirter Unterhaltungsblätter mit ihren unablässigen, allen tieferen und festeren Grund untergrabenden und alle höheren Ziele herabwürdigenden Wühlereien! Die üppige Vegetation von mannigfaltigen Literatenproducten überhaupt und von Novellen und Romanen insbesondere, die, auch abgesehen von darunter befindlichen mehr oder weniger entschiedenen Giftpflanzen, wenigstens den Blick, anstatt ihn für die ernste Wirklichkeit zu schärfen, an Spiele der Einbildungskraft verwöhnen, müssigen Zeitvertreib befördern, wo sich's dringend um begeisterte und rüstige Thätigkeit handelt, oder wenigstens den haut-goût süffisant witzelnder und karikirender Geistreichigkeit auf Kosten frischen und gesunden, der wah-

ren Wirklichkeit entsprechenden, Geisteslebens fördern! Jene bändereichen Zwittergeschöpfe von Romanen und Geschichte, in denen eine meisterlose Phantasie mit pikant zubereiteten Geschichtsstoffen und bodenlosen ephemeren Raisonnements ein keckes Spiel treibt, oder auch jene zwar entschiedenen und in mancher mehr untergeordneten und äußerlichen Hinsicht noch so anerkennenswerthen Romane, denen aber großentheils eine Weltanschauung zu Grunde liegt, welche die christliche nicht blos ignorirt, sondern ihr auch offen entgegentritt und namentlich auch einen Hochmuth nährt, der nur einen um so tieferen Fall zur Folge haben muß!

Da haben die Universitäten wahrlich eine große und dringende Aufgabe. Wohl können und müssen dafür die einzelnen Lehrer blos als solche Beträchtliches thun; nur nicht gerade sofort allein durch viele, lange und breite, wenn auch sonst noch so gute, herkömmliche philosophische und specielle Fach-Vorlesungen. Vielmehe erscheinen für die große Mehrheit der Studirenden sofort Geist- und Lebenvoll anregende und vorläufig orientirende Vorlesungen über akademisches Studium und Leben überhaupt, rücksichtlich der eigentlich philosophischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen vorerst mehr nur theils gedrängte encyklopädische Uebersichten theils sich auf einzelne ganz besonders hervorragende Gegenstände und Fragen beschränkende Vorlesungen ähnlichen Charakters und ähnlicher Haltung, sowie sich nach Geist und Methode enger daran anschließende für das specielle Fachstudium propädeutische und in dasselbe einleitende besonders am Platze und wünschenswerth. Allein wenn es daran auch nicht fehlte und wenn mit den specielleren Vorlesungen auch Conversatorien und Aehnliches in rechter Weise verbunden würden, so ist doch das Nöthige von den einzelnen Lehrern als solchen allein nicht zu erwarten. Und doch ist auch den akademischen Behörden insofern allzu wenig Raum gelassen, als auch die Studirenden zunächst den für Alle gemeinsamen Staatsbehörden unmittelbar zugewiesen sind, und ist allerdings die Freiheit der Studirenden an den Universitäten möglichst zu respectiren. Allein ihr Verbindungswesen dürfte doch allzu unbedingt ihnen allein überlassen sein und es großentheils dadurch mehr und mehr zu einer die Hauptsache allzu bedenklich überwuchernden Ausbildung des äußeren Studentenlebens kommen. Und sollten denn nicht doch organische Einrichtungen, unter Anknüpfung an historisch gegebene frühere und hie und da zum Theil noch bestehende, zwischen der Studentenschaft und der akademischen Behörde zu vereinbaren sein, welche auch fortwährend eine gewisse Gemeinschaft

und ein gewisses Zusammen-Leben und Wirken der akademischen Lehrer überhaupt mit sich brächten und namentlich auch ein gewisses Maaß idealen Schwunges und edlerer Begeisterung der akademischen Jugend begünstigten, ohne welche die Aussicht in die Zukunft sich mehr und mehr trüben müßte?

Auf deren lebendige Anregung und kräftige Förderung allen Ernstes bedacht zu sein, ist jedenfalls Grund genug vorhanden. Und dazu ist an sich Weckung und Förderung gesunder Religiosität stets und überall vor allem Anderen geeignet. So mißlich es aber im Allgemeinen in unseren Tagen gerade damit steht, so fehlt es doch glücklicher Weise gerade unter einem Theile der Studirenden deutscher Universitäten noch oder wieder weniger daran, als in vielen anderen Kreisen. Je besser es damit namentlich an einzelnen vorherrschend evangelischen Universitäten, vorzüglich solchen mit bedeutenden theologischen Facultäten, steht, desto mehr ist Aussicht, daß vorzugsweise von da eine glückliche Reform des Universitätslebens ausgehen könnte. Hiezu kommt jedoch auch noch ein anderer glücklicher Umstand. Reinere und innigere Religiosität ist nämlich einer der charakteristischsten Züge des deutschen Genius. Er ist daher auch unzertrennlich von gesundem deutschen Patriotismus, dessen ferneres glückliches Gedeihen in unseren Tagen zuversichtlicher zu hoffen ist, als seit geraumer Zeit. Jene Religiosität charakterisirt das deutsche Volk wesentlich schon in seiner vorchristlichen Urgeschichte. Nach dem Eintritte des Christenthums in die Geschichte befähigte den ganzen germanischen Völkerstamm vorzüglich eine innigere Verbindung zwischen seinem eigenen Wesen und dem des Christenthums mehr und mehr zu einem Hauptträger der Geschichte der christlichen Welt. Und die größten und schönsten Epochen insbesondere der Geschichte des deutschen Volkes sind wesentlichst durch innige gegenseitige Durchdringung reinerer christlicher Religiosität und des gesammten Volksthums, insbesondere auch deutscher Wissenschaft und Kunst, charakterisirt. Das trat auf der Höhe des Mittelalters, vollends in der deutschen Reformation der christlichen Kirche, was diese seitdem wesentlich zur Folge hatte, und endlich namentlich auch in den Befreiungskriegen im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts unverkennbar deutlich in die Erscheinung. Knüpfen wir also nur auch gegenwärtig wieder glücklicher daran an!

Das könnte und sollte aber von allen Seiten geschehen. Voran von der Philosophie ihrer selbst und des Ganzen willen. Denn ohne innige Gemeinschaft mit den Fundamenten der Religion als göttlicher Offenbarung fehlten der Philosophie durchaus die höchsten und sicher-

sten Ausgangs- und Zielpunkte. Erst durch solche Gemeinschaft, in der ihr übrigens die volle gebührende, nur nicht eine blos geträumte absolute, Selbstständigkeit verbleibt und durch die ihre Wurzeln erst den rechten Grund und Boden finden, kann sie auch den speciellen Wissenschaften das Nöthige und können ihr umgekehrt diese gewähren, was dem Lebensverhältnisse zwischen Stamm und Wipfel eines Baumes entspricht. Nur bei solchem Verhältnisse ist die rechte Durchdringung der speciellen Fachbildung von höherer allgemeiner Bildung möglich, kraft deren auch die speciellen Fachvorlesungen erst recht Theil nehmen an dem Leben des Gesammtorganismus der Wissenschaft, lebendig für's volle Leben wirken und eben auch die den Zöglingen der Universitäten so nöthige Idealität und Begeisterung wecken und nähren helfen können und müssen.

Immerhin bleiben auch bei den besten allgemeineren Einrichtungen intimere specielle Verhältnisse zwischen einzelnen Lehrern und Studirenden höchst wünschenswerth; denn dabei kann auf letztere durch der ganzen Individualität derselben entsprechende Accommodation vielfach noch durchschlagender eingewirkt werden, als durch Vorlesungen, die höchstens mehr nur dem Durchschnitte der ganzen Zuhörerschaft gelten, während durch solche intimere individuelle Verhältnisse auch einzelne Studirende selbst zu um so wirksameren Fermenten für ihnen näher stehende Commilitonen befähigt werden. Dagegen gelten Einladungen einer mehr oder weniger großen Anzahl Studirender zu Gesellschaften einzelner Lehrer eben doch selbst mehr nur dem conventionellen äußerlichen geselligen Wesen. Und Einladungen der Lehrer zu den Festlichkeiten einzelner, sich übrigens möglichst nur sich selbst überlassenen Studentenverbindungen dienen zwar gewiß zu theilweiser Veredlung des ganzen Tones und der ganzen Haltung solcher Festlichkeiten, tragen aber zugleich leicht noch weiter bei zu unverhältnißmäßiger Verherrlichung des äußeren Studentenlebens und bereiten den Lehrern hie und da gleichwohl eine ihrer Stellung nicht ganz entsprechende Situation. Jedenfalls mehr vom Uebel als irgendwie vortheilhaft sind aber vollends anderweitige Bemühungen einzelner Lehrer um die Gunst der Studirenden, deren Triebfeder im Grunde gemeiner Egoismus ist, der jedoch heuchlerisch für Hingebung gelten möchte.

Jedenfalls hängt das Schicksal des deutschen Volkes auf's Innigste mit seinen Universitäten mittels der an ihnen zu pflegenden höheren Bildung zusammen und davon ab. Und darum ist es gerade für die

so entscheidende Epoche, in der wir gegenwärtig leben, eine der dringendsten Fragen: wie es damit wirklich steht, was davon mehr zu Besorgniß und was dagegen mehr zu Hoffnung berechtigt, wogegen allen Ernstes mehr anzukämpfen und worauf mehr hinzuwirken ist?

Meine eigenen Vorlesungen und die damit verbundenen Conversatorien und Disputatorien blieben rücksichtlich der Gegenstände, der Formen und Tendenz auch ferner dieselben, wie bisher, außer daß es mehr und mehr galt, die schon bald Anfangs der 30er Jahre besonders in den Conversatorien zu Tage kommenden Sympathieen mit dem umsetzenden Zeitgeiste nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Die Form meiner Vorlesungen anlangend, so hielt ich fortwährend für die mir in den allgemeinen Theilen der medicinischen Hauptdisciplinen besonders zugewiesenen mehr theoretischen Lehrfächer einen möglichst freien Vortrag für den angemessensten und vortheilhaftesten. Nicht als ob ich von Seiten der Zuhörer alles Nachschreiben beseitigt wissen wollte, wo ich nicht der Hauptsache nach auf Gedrucktes verweisen konnte. Aber selbst nur von Zeit zu Zeit zwischen den freien Vortrag hinein Hauptsätze zu dictiren, fand ich weniger im Interesse der Zuhörer, als sie mehr nur durch jeweilige entsprechende Modification des Vortrags auf die jedesmalige Hauptsache besonders aufmerksam zu machen und deßfallsiges Niederschreiben zu erleichtern. Denn selbst jenes auf das Hauptsächliche beschränkte dictiren verleitet gar manchen Zuhörer zu dem falschen Troste: davon habe er ja schwarz auf weiß, was eigentlich Noth thut, sowie dazu, es weniger genau zu nehmen mit der Aufmerksamkeit auf den ganzen Vortrag. Ein bloses Vorlesen aus einem Hefte im Dienste des Nachschreibens kommt ja hoffentlich kaum mehr vor. Aber bei allen akademischen Vorlesungen gilt es hauptsächlich, die Zuhörer dazu anzuregen und im Zuge zu erhalten, daß sie dem ganzen Gange derselben möglichst selbstthätig folgen, ja den jedesmaligen Erkenntnißprozeß in Gemeinschaft mit dem Lehrer selbst mitdurchmachen. Als vorzügliche Mittel zu diesem Endzwecke galten mir namentlich, die Zuhörer überhaupt und bald diesen bald jenen Einzelnen besonders recht eigentlich im Auge zu behalten, nach besonderen desfallsigen Wahrnehmungen meinen Vortrag zu modificiren, gegen einzelne Sätze desselben im Geiste der Zuhörer selbst Einwürfe zu machen und sie dann zu beseitigen, Fragen aufzuwerfen und sie zu beantworten u. s. w. Für manchen

Zuhörer wird dergleichen allerdings unbequem und wenn es die Mehrheit der Lehrer anders hält, kann es selbst bei vielen Zuhörern zu einer für den mehr frei vortragenden Lehrer mehr nachtheiligen als vortheilhaften Stimmung kommen. Allein je mehr Lehrer einen lebendigen freien Vortrag vorziehen, und je mehr zugleich darauf Bedacht genommen wird, daß die Zuhörer nicht mit zu vielen und zu langen und breiten Vorlesungen auf Kosten eines mehr freithätigen Studirens überbürdet werden, desto eher und mehr werden sich die Zuhörer von der größeren Fruchtbarkeit freier Vorträge überzeugen. Nur dürfen sie die Lehrer nicht verleiten, es damit insofern zu leicht zu nehmen, daß sie ihren Gegenstand nicht streng genug von Semester zu Semester und von Stunde zu Stunde immer von Neuem durcharbeiten und das docendo discimus nicht auf Kosten der Sache und ihrer Zuhörer zu weit ausdehnen. Wenigstens theilweise einen Beleg dazu hat mir einst ein übrigens hochverdienter Lehrer durch das Geständniß geliefert, daß er gar oft, wenn er den Katheder verließ, sich über seinen Gegenstand ganz anders geäußert hatte, als er beabsichtigte, wie er den Katheder betrat.

Meine nächste Schrift, das alsbald in's Holländische übersetzte „Lehrbuch der Psychiatrie", erschien 1837. Dieses Lehrbuch, das sich, im Zusammenhange mit meiner Anthropologie, auf meine bereits wenigstens zwanzigjährige Beobachtung Psychisch-Kranker und des Irrenhauswesens und der eben so lange eifrig fortgesetzten Bekanntschaft mit der einschlägigen Literatur gründete, sollte zunächst der endlichen allgemeineren Einbürgerung von Vorlesungen über dieses Gebiet auf den deutschen Universitäten Vorschub leisten, demnächst aber auch die nöthige Vertrautheit der Medicin überhaupt mit dem psychischen (und geistigen) Leben fördern helfen. Leider aber machte die Medicin bereits so rasche Fortschritte in ihrer einseitigen Gründung auf physiologische und pathologische Anatomie, auf Physik und Chemie, sowie auf blos empirische Beschaffung von Material auf diesem Wege, und wollte sie auch der Psychiatrie diesen „rein medicinischen Charakter" vindicirt wissen, daß sie den Geschmack für jedes andere Zuwerkegehen und seine Resultate mehr und mehr verlor, ja sich selbst feindlich dagegen verhielt.

Um auf historischem Wege anschaulich zu machen, wie anders sich die Aufgabe der Medicin für die Gegenwart gestalte, veranlaßte ich einen früheren Zuhörer von mir, Dr. Preu, zu systematisch geordneten Auszügen aus den Schriften des Hauptrepräsentanten ihrer Reformation im 16. Jahrhundert, Paracelsus, dessen endliche bessere Würdigung längst an der Zeit gewesen wäre und dessen Grundanschauungen,

trotz alles Wunderlichen, das sich in einzelnen Beziehungen daran knüpft, von einer Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Medicin sind, die noch meistens kaum geahnet wird, wegen deren ich mich übrigens auf meine spätere Geschichte der Medicin berufe. Ich selbst lieferte zu jenen Auszügen nicht blos eine Vorrede, sondern auch einen Ueberblick der Geschichte der Medicin bis auf Paracelsus und von ihm an durch die neuere Zeit. Auch proponirte ich am Schlusse des 1838 erschienenen Buches, im Einverständnisse mit dem Verleger, meinem trefflichen Freunde Georg Reimer, eine entsprechende Zeitschrift unter dem Titel: „iatrosophische Blätter", verzichtete jedoch bei der rasch immer mehr anschwellenden ungünstigen Strömung alsbald auf die weitere Verfolgung dieses Plans.

Dagegen veröffentlichte ich 1842 meine „Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten", also den ersten Versuch, dasjenige, was ich längst als objective Seite der Geschichte der Medicin bezeichnet hatte, den Grundzügen nach und in gedrängtem Zusammenhange darzustellen. Deßgleichen 1846, zur Orientirung über die immer herrschender gewordene Richtung in der Medicin, sowie zu ihrer Ergänzung und Berichtigung, „zur Charakteristik der Medicin der (damaligen) Gegenwart."

Bereits gegen den Ausgang der 30er Jahre war innerhalb der Erlanger physikalisch-medicinischen Societät die Frage wiederholt zur Sprache gekommen: inwiefern sich Erlangen zum Versammlungsorte der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte eigne und es Erlangen selbst erwünscht sein könne, daß eine solche Jahresversammlung daselbst Statt finde? Man war ziemlich allgemein über die Ausführbarkeit einverstanden Die nächste Folge davon war, daß namentlich auch ich veranlaßt wurde, dergleichen Versammlungen zu frequentiren, was ich ohnedieß schon vorher wiederholt gethan hatte *). Die nächsten

*) Während derjenigen in München kam ich namentlich auch mit Franz v. Baader in persönliche Berührung, von der mir insbesondere auch die Aeusserung erinnerlich geblieben ist: der Protestantismus sei ein auf den Katholicismus ausgestellter Wechsel, der diesem seit bald drei Jahrhunderten präsentirt werde, ohne von ihm eingelöst worden zu sein, dieß aber unabweislich noch werden müsse. — Einige Jahre vorher wurde mir in München auch die persönliche Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen Bischof Sailer in eigenthümlicher Weise zu Theil. Ich war Vormittags Ringseis auf der Straße begegnet, der mich fragte,

fanden in Jena und Prag statt, die ich denn auch besuchte. An derjenigen in Jena nahm namentlich auch Alexander von Humboldt thätigen Antheil, und in Prag erfreute ich mich insbesondere auch der persönlichen Bekanntschaft mit Hyrtl, dem Anatomen, und Riedel, dem Psychiater, die später beide nach Wien versetzt wurden. Doch wurde Erlangen erst noch ein Jahr später für 1840 zum Versammlungsorte und dabei Koch und ich zu Geschäftsführern gewählt.

Sehr günstig war dabei der Umstand, daß das als Museum bezeichnete Gebäude der Universität, welches die Hörsäle für den größten Theil der Vorlesungen enthält, gerade noch rechtzeitig fertig wurde, um den verschiedenen Sectionen der Versammlung angewiesen werden zu können, während sich die Aula vortrefflich zu den allgemeinen Sitzungen eignete. Allein Koch nahm Anstand als erster Geschäftsführer zu fungiren, und alle Versuche, einen Ersatzmann für ihn unter den hiesigen Collegen zu gewinnen, scheiterten. So mußte denn ich seine Stelle einnehmen und froh sein, Stromeyer dazu bestimmen zu können, daß er einen Theil derjenigen Geschäfte übernahm, die außerdem mir zugefallen wären.

Die Versammlung fiel jedoch zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Die sehr zahlreich aus allen Gegenden Deutschlands und darüber hinaus Theilnehmenden zeigten sich von dieser Versammlung unverkennbar befriedigt, wie von irgend einer früheren und schieden mit einem um so freundlicheren Andenken an Erlangen, je weniger sie zum Theil davon erwartet hatten, was sie doch wirklich daselbst fanden.

Den Geschäftsführern solch' einer Versammlung bleibt auch nach ihrer Beendigung noch Manches zu thun übrig, darunter namentlich die Herstellung des gedruckten Berichtes über dieselbe. Das fiel nun vollends um so mehr mir allein zu, als Stromeyer demnächst einem Rufe von hier weg folgte. Kaum aber war ich damit fertig, so trübte sich mein Familienleben durch die rasch überhand nehmende Kränklichkeit meiner Gattin immer drohender und erfolgte im Frühlinge 1842

ob ich zu einer bestimmten Nachmittagsstunde nicht zu ihm kommen könne und wolle? ich würde da — ich verstand Feiler, Professor in Landshut, — bei ihm treffen. Ich kam und fand zu meiner sehr angenehmen Ueberraschung Sailer.

deren Tod, auf welchen Zeitpunkt ich gerade eine größere Reise in England und Frankreich, vorzüglich im Interesse der Psychiatrie, vorbereitet hatte, die aber nunmehr unterbleiben mußte.

Aeltere Collegen von Seiten der Universität überhaupt und der medicinischen Facultät insbesondere vertauschten theils diese ihre hiesigen Stellen mit anderwärtigen im Staatsdienste, theils wurden sie allmälig vom Tode abgefordert. Hier an ihre Stelle tretende wurden zum Theil bald wieder an andere Universitäten abberufen. Die medicinischen schlossen sich je länger um so entschiedener der „radicalen Umwälzung der medicinischen Anschauungen" an, zu welcher der Keim in Frankreich und insbesondere in Paris gelegt war und die weiter von Wien und Prag aus vollzogen wurde, deren Einseitigkeit und Geistesverwandschaft ich aber, bei aller willigen Anerkennung des mit ihr verbundenen Guten, unmöglich unbedingt gutheißen konnte. Zwar erklärte sich bald einmal auch die Majorität der hiesigen medicinischen Facultät wenigstens gegen die Art und Weise, wie die Sache durch einen aus Oesterreich berufenen, übrigens sehr ehrenwerthen Collegen repräsentirt wurde. Allein je mehr sich dabei auch andere Motive, als die mich leitenden, geltend gemacht haben mochten und je mehr der theilweise Beanstandete zu denjenigen jüngeren Lehrern gehörte, die hier von Zeit zu Zeit zu ihrem eigenen Nachtheile mehr oder weniger überschätzt und verzogen wurden, desto mehr wurde mir meine deßfallsige Theilnahme von mir sonst befreundeten und sehr werthen Collegen anderer Facultäten verargt Mit den der Universität später zuwachsenden Collegen war ein näherer Anschluß zum Theil auch dadurch erschwert, daß sie sich aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und aus oft sehr heterogenen Verhältnissen hier zusammenfanden. War ich nun schon durch all' das zu einer gewissen Vereinsamung disponirt, so kam dazu auch die zunehmende Trübung meines Familienlebens durch die Fortdauer und Zunahme der Kränklichkeit meiner Frau und endlich vollends ihr Verlust durch den Tod. Gleichzeitig und später wiederholt galt es, ohne Gattin und Mutter Entscheidung wegen Verheirathung meiner älteren Tochter zu treffen. Im Jahre 1847 verheirathete sich die jüngere. Ziemlich zu gleicher, bald so mißlich bewegter, Zeit bezog mein Sohn die Universität. So nah mir aber dabei einerseits auch der Gedanke einer Wiederverheirathung trat, so viel stand ihm doch andrerseits entgegen. Das politische Treiben, das sich später auch der Universität bemächtigte, konnte mir um so weniger irgend Ersatz gewähren, als ich es da am wenigsten am rechten Platze fand und dasselbe zum Theil um so schär=

sere Parteiungen zur Folge hatte, je heterogener die Mischung ohnedieß schon war. Vielmehr trübten sich Aussicht und Stimmung für mich auch dadurch je länger desto mehr, daß ich mich nicht blos auf dem Gebiete meiner nächsten Berufsthätigkeit in die Nothwendigkeit versetzt fand, mehr gegen den Strom zu schwimmen, als mit ihm zu treiben, sondern daß mir immer klarer wurde, wie auch damit culturhistorische Mißstände in tieferem Zusammenhange standen, welche auch anderen Gebieten und Interessen immer größere Gefahr drohten. Doch ging es seiner Zeit auch damit verhältnißmäßig wieder „aus Nacht zum Lichte."

Schon der revolutionäre Paroxysmus von 1848 und was sich weiter an ihn anschloß, war nämlich noch viel mehr geeignet, als derjenige zu Anfang der 30er Jahre und die Zwischenzeit, einen Einblick in unsere Zeit zu gewähren, vermöge dessen es sich jedenfalls nicht blos um politische Verhältnisse handelte, die Vieles zu wünschen übrig ließen, sondern einerseits um viel tiefer gründenden und umfassenderen Krankheitszustand derselben, andrerseits jedoch auch um die Möglichkeit und Hoffnung seiner Heilung. Das Eine und das Andere äußerte sich nur auch in heftigeren politischen Exacerbationen, trat aber für bessere und geübtere Augen zugleich auch für sich selbst mehr mit zu Tage.

Was aber auch sonst noch darein spiele, der tiefste und wesentlichste Grund ist dennoch, daß unser Bewußtsein bereits längerher der Welt in allen Richtungen und Beziehungen zu einseitig zugewendet und daß diese für uns immer stärker in den Vordergrund getreten ist, Gott uns dagegen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde und daß sich Sinn und Geschmack für Gott und Göttliches wenigstens mehr und mehr nach denen für die Welt und Weltliches blos für sich ummodelten. Was aber deßhalb von unserm Verhältnisse zur Welt überhaupt Gott gegenüber gilt, davon gilt das Analoge in Beziehung auf die Natur insbesondere gegenüber dem Geiste auch innerhalb der Welt selbst. Wie viel Recht wir nun aber auch haben mögen, uns des Gewinnes von der einen Seite zu freuen und zu rühmen, so sind wir doch im Begriffe, von der andern Seite unendlich viel mehr zu verlieren, ohne welches auch der anderweitige Gewinn mehr zum Fluche als zum Segen ausschlägt. Das ist sofort namentlich auch insoferne der Fall, als wir selbst den Schaden und Verlust, den wir am eigenen Geiste in Bezug auf Gott und Göttliches erleiden, fälschlich für Gewinn des Freiwerdens von Solchem halten und uns weiter davon freizumachen eifrigst bestrebt sind, mit welchem Lebensgemeinschaft für Alle und Alles wesent-

lichste Bedingung rechten Gedeihens ist. Man scheut sich nicht, das ohne Weiteres ausdrücklich als das „Uebernatürliche" zu bezeichnen, während doch schon unser eigener Geist wirklich Uebernatürliches ist und vollends Gott als der absolute Geist über Natur und Geist, soweit sie Sache der Welt sind, steht. Ja, man faßt dabei wohl das Uebernatürliche, dessen wir ganz los werden müßten, so, daß man ihm gerade nur die irdische Natur, wie sie gegenwärtig gegeben ist und ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche und künftige Bestimmung, entgegenhält, damit aber selbst nur höhere Natur-Regionen und Ordnungen, sowie deren Verhältniß zur irdischen überhaupt und vollends unter besonderem göttlichem Zuthun, mehr oder weniger ignorirt. Zwar kann man eben doch von der wahren Wirklichkeit nicht ganz loskommen. Gleichwohl aber läßt man sich dabei wenigstens die schreiendste Inconsequenz gegen unsere, innerhalb gewisser Grenzen mit Recht gerühmte, Exactheit und Objectivität namentlich insofern zu Schulden kommen, als man gerade an die Stelle Gottes und Seines Verhältnisses zur Welt überhaupt und zum Menschen insbesondere, wie sie aller Exactheit und Objectivität allein entsprechend offenbaret sind, blose Abstractionen und subjective Fictionen setzt, eben damit alle Objectivität der Religion, soweit man ihr überhaupt noch Bedeutung, Recht und Macht zugesteht, negirt, dann aber zugleich auch alle wahre lebendige Sittlichkeit, die es nur in innigster Gemeinschaft mit Religion gibt, von Grund aus schädigt. So untergräbt man aber eben auch alles wahre Gedeihen und Lebensglück gerade durch die Art und Weise, in welchen man es rastlos zu begründen meint. Doch zum thatsächlichen Beweise, daß es so sei, müssen wir Uebel aller Art immer mehr anwachsen und ärger werden sehen.

Oder nimmt denn nicht wirklich, gegenüber dem sich allerdings in wenigen Händen anhäufenden Reichthume, die Armuth immer mehr zu — die Armuth, die selbst wieder eine so reiche Quelle weiterer physischer und moralischer Uebel ist? Nehmen denn bescheidenes Sichgenügenlasse, Zufriedenheit, Vertrauen, die Ueberzeugung, daß es am sichersten überhaupt besser werden wird, wenn vor Allem Jeder auf eigene Besserung bedacht ist und, eingedenk des „bet' und arbeit', so hilft Gott allezeit", seinen besonderen Posten tüchtig ausfüllt u. dgl. m. immer mehr zu oder ab? Werden denn der glücklichen oder der unglücklichen Ehen mehr? Nimmt denn die Zahl und das Verkommen unehelicher Kinder oder wenigstens eine Kinderzucht überhaupt, von welcher eine bessere Zukunft zuversichtlich zu erwarten wäre, wirklich mehr ab oder mehr zu? Und kann man denn eine tiefere und ergiebigere Quelle von

deßfallsiger Hoffnung oder Besorgniß nach= und aufweisen, als den entsprechenden religiös=sittlichen Zustand?

Daß soviele von der Schattenseite unseres Gesammt=Zustandes zu wenig wahrnehmen oder daß sie ihnen wenigstens nicht genug zu Herzen geht und sie dieselbe gerade auch deßhalb mit zu wenig als das erkennen, was sie ist; daß zwar Manche mehr davon kennen, aber sich egoistisch dagegen isoliren; daß so viele den Grund davon und die Abhülfe dagegen nur da suchen, wo sie allein nimmermehr zu finden sind, oder gar wähnen: es könne und solle eben nicht anders sein — ist selbst schon ein Zeichen davon, wie unzureichend wir rücksichtlich der Bedeutung und Macht des religiös=sittlichen Lebens orientirt sind.

Zu mehr Klarheit und Entschiedenheit zu verhelfen, sind jedoch gerade Zeiten ungewöhnlicher Aufregung überhaupt geeignet, in welchen insbesondere auch der sonst mehr verborgene tiefere Grund aufgerührt wird und davon auch dasjenige ungescheuter zu Tage tritt, was außerdem jedenfalls sorglicher beschönigt wird. Dergleichen Zeitpunkte sind aber vollends geeignet, Solchen dazu behülflich zu sein, die gleichzeitig erschütternde Veränderungen ihrer eigenen individuellen Lage und Verhältnisse erfahren, vermöge deren sich nähere Verbindungen, in welchen sie Befriedigung und Glück zu einem mehr oder weniger großen Theile fanden, lockern und lösen, bisherige Stützen wanken und brechen, Aussichten in die Zukunft sich trüben oder ganz vereitelt erscheinen u. dgl. m. Da erbleicht ein zu rosiger Schein zugleich über die eigenen und die menschlichen Angelegenheiten überhaupt und erscheinen sie mehr, wie sie wirklich an sich sind; da drängt es, zuverlässigere und dauerndere Verbindungen einzugehen, sichrere und festere Stützen zu finden, weiteren und mehr Bestand versprechenden Ausblick in die Zukunft zu gewinnen, da tritt im menschlichen Bewußtsein die Welt, ohne daß man sie aus den Augen verlieren, unterschätzen und zu schwarz sehen müßte, wieder gebührend zurück und dagegen Gott wieder mehr hervor und in Sein Recht, da ändert sich das eigene Verhältniß zu Gott nicht blos von Seiten des Kopfes, sondern, was noch wichtiger ist, vollends auch von Seiten des Herzens entsprechender. Die Sprache bezeichnet das schön als „Heimsuchung" aus manchfaltiger Entfremdung, als „Bekehrung" aus Abkehr und manchfacher Verkehrung. Da bewahrheitet es sich mehr und mehr, daß „die Sünde", vor Allem die Ursünde des selbstverschuldeten Mißverhältnisses zu Gott, „der Leute (und aller Verhältnisse) Verderben" sei. Da wird es aber auch immer deutlicher, daß Jeder

selbst Einer von den „Leuten“ ist und seinen Antheil an der Gesammtschuld hat. Da findet sich jene Reue ein, „die Niemanden gereuet.“ Wohl wird dadurch die ohnedieß vorhandene Trübsal zunächst erst recht trüb und schwer; zumal wenn sich in solcher Zeit zur eigenen alten Schuld doch auch noch mehr oder weniger große neue gesellt. Allein je ernstlicher und aufrichtiger man gleichwohl fortfährt, sich Gott zuzukehren, desto größer wird die Zuversicht zu Seinem Werke unserer Erlösung, dazu, daß Er für die Vergangenheit Seiner absoluten Heiligkeit und Gerechtigkeit durch Seine gleich absolute Liebe, Barmherzigkeit und Gnade für uns Menschen als Gottmensch selbst genug gethan und uns für die Zukunft, wenn wir nur selbst wollen, zu demjenigen, was von unserer Seite nöthig ist, befähigt und verhilft. So kommt es dazu, daß „Trübsal — Geduld, Geduld — Erfahrung, Erfahrung aber Hoffnung bringt, die nicht zu Schanden werden läßt“; so kommt es glücklicher Weise auch, daß zwar Jeder dasjenige, was der Mensch dazu zu thun hat, vor Allem in und an sich selber zu thun immer williger und fähiger wird; dann aber auch Andern, je mehr sie's bedürfen, um so mehr behülflich zu sein trachtet und vermag, und, wie er Theil an der allgemeinen Schuld und ihren traurigen Folgen hat, so auch nach Kräften sich am allgemeinen Besserwerden und Bessermachen betheiligt, womit auch der sich in der Liebe bethätigende Glaube erst die volle Frucht bringt. Damit aber immer wieder am ehesten und ernstlichsten bei sich selber anzufangen, mahnt kräftig genug das Warnungszeichen des Pharisäismus, der den Splitter aus dem Auge des Andern ziehen will, ohne den Balken im eigenen zu gewahren.

Bereits mehr oder weniger lange vorhandene Bestrebungen solcher Art nahmen vom Jahre 1848 an rasch einen höheren Aufschwung, gewannen größere Ausdehnung, manchfaltigere Gliederung und doch zugleich auch einheitlichere Organisation unter dem gemeinsamen Namen „innerer Mission“. Auch in Erlangen war bereits namentlich eine Anstalt für verwahrloste arme Mädchen, dergleichen man weiterhin Rettungshaus nannte, durch Krafft, sowie eine Kleinkinder-Bewahranstalt durch meine selige Frau, in's Leben gerufen. Von 1848 an war aber hier für Weiteres der Art, vor Allem für Gründung eines Vereins für freiwillige Armenpflege, vorherrschend in der Weise des schottischen Geistlichen Chalmers, mit kräftiger und nachhaltiger Begeisterung besonders

ein junger Geistlicher, Julius Schunck, der älteste Sohn eines meiner früheren hiesigen Collegen und Freunde, thätig.

Die Zahl der Armen war und ist in Erlangen unverhältnißmäßig groß. Die officielle Armenpflege nimmt zwar überall auch verhältnißmäßig bedeutende Geldmittel in Anspruch, ist aber allerwärts noch immer zu wenig dazu angethan, über das Palliativverfahren, der physischen Noth durch Geldmittel abzuhelfen, hinaus auch die geistigen Quellen der Armuth und der sich leicht mit ihr verbindenden Uebel nach Bedürfniß verstopfen zu helfen. Verschämte Arme kommen ihr gegenüber nur gar zu leicht in Nachtheil gegen unverschämte. Und auf diese wirkt vollends die Voraussetzung nicht wenig ungünstig, daß sie ein Recht auf Unterstützung haben und die Wohlhabenderen dazu bürgerlich verpflicht seien. Und was darüber hinaus von einzelnen wohlthätiger Gesinnten freiwillig unmittelbar für einzelne Arme geschah, war hier, wie anderwärts, zu sehr durch ein überhaupt, besonders aber für Kinder, grundverderbliches Bettelwesen vermittelt. Dem gegenüber galt es nun, einen möglichst zahlreichen Verein Solcher zu Stande zu bringen, die etwas über die Pflichtbeiträge hinaus für die Armen geben konnten und wollten, von denen zwar der größte Theil nur Geber blieb, ein Theil aber zugleich als Armenpfleger (Männer, jedoch nach Umständen von andern Gliedern der Familie unterstützt), fungirte. Die letzteren sollten ihre eigenen Beiträge und diejenigen der ersteren monatlich einsammeln und dabei allenfalls wegen einzelner Armer besondere Rücksprache nehmen. Uebrigens sollten alle bereits notorisch Armen oder durch die Armenpfleger erst noch zu ermittelnden anhaltend oder momentan Nothleidenden Gegenstand der Pflege des Vereins sein, diese aber sollte nicht blos in billiger und zweckmäßiger Vertheilung materieller Gaben, unter Beseitigung des Bettels, sondern auch und hauptsächlich in damit verbundener geistiger Einwirkung auf die Armen, ganz besonders auch auf die Erziehung der Kinder, bestehen. Zwischen der officiellen und dieser freiwilligen Armenpflege sollte fortwährend gegenseitige Communication stattfinden. Die materiellen Mittel der letzteren sind jedoch viel zu gering und der wahre Endzweck der Armenpflege wird erst dann möglichst erreicht werden, wenn ein beträchtlicher Theil der bedeutenden Mittel der ersteren durch letztere zur Verwendung kommt. Zum Theil für seine Armen, zum Theil jedoch auch für Alle, welche davon Gebrauch machen wollen, unterhält übrigens der hiesige Verein auch eine Volksbibliothek.

Wie dies von Anfang an in's Werk gesetzt und weiterhin betrieben

worden ist, veröffentlichten bisher von Jahr zu Jahr erschienene Berichte. Der Erlanger Verein für Armenpflege galt bald als musterhaft. Eifer und Liebe der ersten Zeit sind freilich mit der Zeit hie und da mehr oder weniger erkaltet, doch fehlt es seiner Wirksamkeit noch immer nicht an Segen. Ihm trat später auch ein weiblicher Verein für Armen- und Krankenpflege zur Seite, zwar im Ganzen selbständig, aber doch nicht ohne einen gewissen Zusammenhang mit dem vorzugsweisen männlichen. Letzteres gilt auch von einer Strick- und Nähschule für arme Mädchen, sowie von einigen theils männlichen theils weiblichen Vereinen für speciellere verwandte Zwecke. Der hier hauptsächlich in Frage stehende Armen-Verein nimmt sich besonders auch entlassener Sträflinge an.

Schunck, dem dieser menschlicherseits sein Dasein hauptsächlich verdankt, wurde nach einiger Zeit von hier wegversetzt, dann aber bald durch den Tod abberufen. Sein Andenken vermochte mich großentheils, dem Vereine von Anfang an bis heute in einem Maaße zugethan zu bleiben, das mich meinen übrigen Verpflichtungen gegenüber selbst von Zeit zu Zeit bedenklich machte.

Ich war und blieb jedoch auch bei einem anderen Unternehmen betheiligt, das ebenfalls hauptsächlich der christliche Feuereifer Schuncks sofort nach Gründung des Armenvereins in's Werk setzte, nämlich die Begründung des hiesigen Kinderrettungs-Vereins und eines Rettungshauses für verwahrloste Knaben und Mädchen evangelischer Confession, das seinen bleibenden Sitz bald in Puckenhof in der Nähe von Erlangen fand. Da hier etwas der Art für Mädchen bereits durch Krafft geschaffen war, so handelte es sich Anfangs nur um eine Anstalt für Knaben. Glücklicher Weise gelang es jedoch damit bald so gut, daß sich die Krafft'sche Anstalt damit vereinigte.

Zu Gunsten dieser Unternehmungen wurde gleich Anfangs auch der Vorstand des Rauhen Hauses bei Hamburg und eigentliche Vater der innern Mission überhaupt, wie sie neuerlichst verstanden und betrieben wird, Wichern, zu Rathe gezogen, der denn auch dem Rufe, persönlich hier an Ort und Stelle behülflich zu sein, willig Folge leistete. Nach dem Muster des Rauhen Hauses wurde mit dem Rettungshause auch eine Brüderanstalt für geeignete junge Männer von 20 bis höchstens 30 Jahren vereinigt, welche zugleich für verschiedene Posten des Werkes der innern Mission überhaupt ausgebildet werden und als Gehülfen bei Erziehung der Knaben des Rettungshauses thätig sind. Die oberste Leitung der ganzen Anstalt steht, im Zusammenhange mit einem von 9 Männern gebildeten, rücksichtlich gewisser Angelegenheiten auch

mit einem weiblichen, Comité, einem in der Regel verheiratheten jungen Theologen zu, von dessen Gattin es erwünscht ist, daß sie als Hausmutter zu fungiren geeignet sei, deren jedenfalls nicht blos das Hauswesen der Anstalt überhaupt, sondern noch ganz besonders die Abtheilung der Mädchen bedarf. Uebrigens hat die Anstalt auch noch einen eigenen Lehrer, sowie einen männlichen und einige weibliche Dienstboten.

Alle diese und ähnliche, ältere und jüngere Unternehmungen sollen und wollen, sich den deßfallsigen Ordnungen, Mitteln und Wegen von Kirche und Staat freundlich anschließend und einfügend, vor Allem den religiös-sittlichen Zustand der ärmeren Bevölkerung und mittels desselben das wahre Volkswohl auch in allen andern Beziehungen verbessern und heben helfen, was nicht ohne entsprechende Wirkung auch auf die unmittelbar dazu Mitwirkenden selbst bleibt. Das religiös-sittliche Leben ist und bleibt ja eben doch die tiefste Grundlage und das wesentlichste Element aller menschlichen Bildung und Verhältnisse, was an diesen auch sonst noch betheiligt und nach Gebühr zu würdigen, zu benützen und zu fördern ist. Die höchste und allein vollauf genügende Norm aber für gesundes und kräftiges Gedeihen des religiös-sittlichen Lebens ist keine andere, als Geist und Leben des in der heiligen Schrift gründenden Christenthums. Insofern steht an der Spitze auch aller Anstalten der innern Mission die längst großartig wirksame britische und ausländische Bibelgesellschaft, welche das Buch der Bücher bereits fast allen Völkern der Erde in ihren Sprachen zugänglich gemacht und sonst nahe gelegt hat. Auch einzelne andere, jüngere, in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus geringen Anfängen auf deutschem Boden mächtig herangewachsene Anstalten der innern Mission, wie namentlich das Rauhe Haus mit seiner Brüderanstalt und mehrere Diakonissen-Anstalten, erstrecken ihre Wirksamkeit bereits selbst über Europa hinaus auch auf andere Welttheile.

Sofern die Wirksamkeit dieser und anderer, auf mehr oder weniger enge Grenzen beschränkter, Anstalten der Art vorzugsweise den untersten Volksschichten gilt, so ist dieß nicht blos darum der Fall, weil sie da am meisten Noth thut, sondern auch darum, weil sich da gleichwohl auch noch mehr gesunde Anknüpfungspunkte dafür finden, als bei Vielen, welche bereits höheren Schichten der vorzugsweise sogenannten Gebildeten zugerechnet werden, in der That aber mehr oder weniger jämmerlich Verbildete sind. Uebrigens fehlt es auch bei den höheren und höchsten Klassen nicht an Bedürfniß, glücklicher Weise aber auch nicht an Kräften, Mitteln und Wegen inneren Missionirens.

Ohne den lange nicht dagewesenen, aber durch Gottes Fügung mittels harten und langen Unglücks endlich vollends von 1813 an erfolgten, religiös-sittlichen Aufschwung und seine innige Verbindung mit dem lange und tief verkümmerten Volksthume wäre es nicht zu der siegreichen Erhebung der deutschen Freiheitskriege gekommen, wie namentlich auch die „Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen" von W. Baur vielseitig nachweisen. Daß aber das junge Leben dieses neuen Frühlings von da an bei verhältnißmäßig nur Wenigen einen glücklichen Fortgang bis in unsere Tage hatte, bei den Meisten dagegen durch bald nachfolgendes ungünstiges Wetter, Stürme und Fröste in seiner Fortentwickelung alsbald so sehr gehemmt wurde, und so schwer erkrankte, daß es wenigstens vorerst nicht allgemeiner zu einem entsprechenden Sommer und Herbste kam, ja großentheils schlimmer als vorher wurde, ist wesentlich dadurch bedingt, daß jene höchste Norm des religiös-sittlichen Lebens doch gleich Anfangs noch nicht entschieden und vollständig genug er- und bekannt wurde und darum auch letzteres einer nachhaltigen gesunden und kräftigen Fortentwickelung um so weniger fähig war. Ja, es ging seitdem dem deutschen Volke leider großentheils nach dem Worte im Evangelium: „wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausfährt, so durchwandert er dürre Stätten, sucht Ruhe und findet sie nicht. Da spricht er: ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er dann kommt, findet er's schön gekehrt und geschmückt. Da geht er hin und nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind, als er selbst; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie da; und dadurch wird es mit demselben Menschen ärger, als zuvor."

So konnten und mußten wir denn auch lernen, es ernster und genauer zu nehmen mit der allein genügenden Norm für die rechte volle Entwickelung und Ausgestaltung des religiös-sittlichen Lebens für sich und in seinem gebührenden Verhältnisse zu allem Anderen. Und soweit darnach Armenpflege geübt, in Kleinkinder-Bewahranstalten bereits auf die Kinder in den letzten Jahren vor ihrer Schulpflichtigkeit gewirkt, in Rettungshäusern ganz und anhaltend für die am meisten verwahrlosten Knaben und Mädchen sobald als möglich und bis über die Confirmation hinaus und auch alsdann dafür gesorgt wird, daß sie nur bei solideren und zuverlässigeren Familien in Dienst oder in die Lehre kommen; wenn darnach beschaffene Arbeiter-, Lehrlinge- und Gesellen-, sowie Jünglings-Vereine, eigene Häuser für durchreisende Handwerksgesellen, für augenblicklich dienstlose oder vollends gefallene Mädchen, für entlassene

Sträflinge u. s. w. gegründet, unterhalten und geleitet werden; wenn darnach Hunderte besser gearteter und gesinnter junger Männer und Jungfrauen Jahrelang in geeigneten Anstalten auf das Sorglichste und Umsichtigste dazu ausgebildet werden, um in derlei Wirkungskreisen der innern Mission selbst oder in Armen- und Arbeitshäusern, in Gefängnissen, Krankenhäusern, als Kranken-Pfleger oder -Pflegerinnen überhaupt im Frieden und im Kriege u. s. w. ihren Lebensberuf zu finden — wer sollte da die Wirklichkeit so wenig kennen, wer in den wesentlichsten Hinsichten so desorientirt oder voreingenommen, verkehrt und verstockt sein, um nicht zu begreifen oder wenigstens zu ahnen, wie Vieles, Bedeutendes und dringend Nothwendiges erst auf diesem Wege für das wahre Wohl des gesammten Volkslebens geschehen kann? Zwar fehlt es gleichwohl auch dabei nicht an Solchen, von denen das Gegentheil gilt; der bessere Theil des Volkes wird aber über kurz oder lang seine wahren und falschen Freunde immer besser unterscheiden und würdigen lernen. Wie viel größer wäre in dem fast beispiellosen Kriege des Sommers 1866 der Jammer gewesen, wenn solche der inneren Mission gewidmete Institute nicht so viele Herzen und Hände zur Verfügung gestellt hätten! Welche wenig tröstliche Wandelung unserer politischen Parteien trat dagegen von da zu Tage!

Von Reisen, welche in diese Zeit fallen, erwähne ich nur kurz folgende zwei, und zwar ebenfalls vorzugsweise Fußreisen.

Die frühere machte ich mit meinen drei Kindern. Sie ging über München, jedoch vorerst ohne Aufenthalt daselbst darüber hinaus dem Gebirge zu. Zunächst nach Schliersee, von da nach Tegernsee und Kreut, ins Achenthal und durch dasselbe ins Innthal. Von Innspruck sodann über Zirl, Seefeld und Scharnitz wieder ins Bayerische Gebirge zurück. Jenseits Mittenwald, Partenkirchen und Garmisch überschritten wir jedoch, der Loisach folgend, nochmals die Grenze zwischen Bayern und Tyrol, um über Lermos, den Plansee und Reute nach Hohenschwangau und Füssen, dann durch das südliche Algäu nach dem Bodensee zu gelangen. Die dabei befolgte und ganz vorzüglich genuß- und lehrreich gefundene Reisemethode war die, daß wir in der Regel vom frühen Morgen an eine Reihe von Stunden zu Fuß reisten, sodann während des späteren Vormittags und der ersten Stunden des Nachmittags uns des ersten besten Fuhrwerks, das zu haben war, bedienten, endlich die letzten Stunden vor dem Nachtquartier abermals Fußreisende machten.

Die Rückreise erfolgte über Kempten und Pähl, den vieljährigen Ferienaufenthalt Schubert's zwischen dem Ammer- und Würmsee, wo wir ihn auch dießmal trafen, zunächst nach München, wo wir nun erst eine Anzahl Tage verweilten.

Das Hauptziel der zweiten Reise war Venedig. Ich beabsichtigte dieselbe in Gesellschaft meines Sohnes zu machen, wollte aber diesen mit dem Plane erst beim Eintritte der Herbstferien überraschen. Da wurde nun aber ich selbst durch das Geständniß überrascht, daß er in der Hoffnung auf meine Genehmigung bereits mit einigen Commilitonen eine Ferienreise bis auf einen gewissen Grad verabredet habe, die sich zwar auch bis Venedig erstrecken, aber übrigens eben eine Studentenreise sein sollte, die mitzumachen mir weniger zusagen möchte. Ich gab dazu meine Genehmigung, war nun aber selbst ohne Reisegesellschaft, die ich gerade dießmal wünschte. Sie in Erlangen zu finden, war die Zeit zu kurz geworden. Ich tröstete mich aber, eine solche in München, nöthigenfalls auch erst in Partenkirchen zu finden, fand sie jedoch in der Kürze, in der ich es wollte, auch da nicht und setzte meine Wanderung nach Lermos fort, wo sich allenfalls auch noch Gesellschaft finden konnte. Doch auch dort war ich bereits im Begriffe, allein weiter zu wandern, als sich dem Posthause auf der staubigen Straße und in voller Mittagshitze zwei Fußreisende zubewegten, die mir als passende Gefährten erschienen, wenn sie ein entsprechendes Reiseziel hätten.

Wirklich ergab sich bald, daß die beiden Herren, zwei Geistliche aus Würtemberg, ein älterer und ein jüngerer, ebenfalls vorzugsweise zu Fuß nach Oberitalien zu reisen im Begriffe seien und mit meiner Gesellschaft eben so zufrieden schienen, als mir die ihrige willkommen war. Aber nun fragte sich's nur: welchen Weg einschlagen? Diese Frage war jedoch bei den neuen Ankömmlingen bereits unwiderruflich dahin entschieden, daß sie durch das Oetzthal und über den Hochjochferner zu gehen entschlossen waren. Vergebens suchte ich sie durch Vorstellungen wegen der Beschwerlichkeiten und Schwierigkeiten dieses Weges davon abzubringen; ich mußte ihnen endlich nachgeben. Wir wanderten noch denselben Nachmittag miteinander bis Nassenreit, eine Strecke von so seltenen Naturschönheiten, daß sie allein einer Reise werth erscheint.

Zwar ergab sich am nächsten Tage bald nach dem Eintritte in das untere Oetzthal, daß dasselbe erst kürzlich wegen Gletscherdurchbrüche bedeutende Verheerungen durch Wasser erfahren habe, durch welche Rei-

sende, welche vor uns diesen Weg eingeschlagen hatten, sich bewogen fanden, wieder umzukehren. Allein meine Reisegefährten blieben bei ihrem Reiseplane und ich folgte ihnen durch Dick und Dünn die Oetz hinauf, jenseits Oetz über Umhausen, Lengenfeld, Hüben, Sölden und Zwieselstein. Von da weiter das Vender Thal hinauf. Dabei kamen wir aber freilich hie und da an Stellen, an welchen unser Fußpfad an der Bergwand plötzlich aufhörte, weil eine Strecke in die Tiefe gestürzt war, und wir zusehen mochten, wie wir die jenseitige Fortsetzung desselben erreichen konnten. Endlich gelangten wir aber doch glücklich in das Pfarr- und zugleich Wirthshaus zum heiligen Kreuz und am nächsten Sonntag-Vormittag in dasjenige von Vend hinauf. Im ersteren schienen wir Anfangs nicht sonderlich willkommen zu sein, verbesserten jedoch unsere Lage dadurch, daß wir das „O sanctissima etc." anstimmten. In Vend kamen wir am nächsten Tage zwar ziemlich frühe, dennoch aber zu spät, um noch an demselben Tage über die Gletscher des Hochjochferner zu kommen.

Wir mußten daher Rasttag daselbst halten, wo wir jedoch in dem Herrn Pfarrer einen sehr leutseligen Wirth fanden. Derselbe, ein lebhafter, kräftiger und auch geistig gutbegabter junger Mann, war aber noch ein ziemlicher Wildling von Geistlichem und daher auch nicht ganz freiwillig auf seinem hohen Posten. Er suchte uns denn auch sofort nach dem Mittagessen so weltlich mit Gesang und Guitarrespiel zu unterhalten, daß mir angst wurde, wie es werden sollte, wenn sich ihm, dem katholischen Geistlichen, gegenüber meine Reisegefährten als protestantische Geistliche entpuppen würden, was wenigstens beim Einschreiben in das Fremdenbuch erfolgen würde. Ich suchte daher baldmöglichst eine Unterhaltung einzuleiten, die sich besser für den Sonntag und drei Geistliche unter vier Theilnehmern eigne, was mir denn auch dergestalt glückte, daß schließlich unser Wirth am dankbarsten dafür war.

Am nächsten Tage brachen wir in aller Frühe auf. In Rofenhöf, wo einmal Herzog Friedrich mit der leeren Tasche seine Zuflucht gesucht, fanden wir den bewährten Führer bereit, uns weiter zu geleiten. Mit ihm erreichten wir denn auch zeitig genug die Gletscherregion, zunächst den Vernaggletscher. Das Eis aber war in der vorhergehenden Nacht so glatt gefroren, daß wir oft lange auf einem höheren Punkte still stehen mußten, bis der Führer eine Strecke ausgemittelt hatte, auf der wir wieder hinabgelangen konnten. Versuchten wir hie und da eine abschüssige Partie zu umgehen, so fanden wir die Muränen doch nicht so fest gefroren, um nicht öfter einzubrechen. Prächtig war zwar end-

lich der Uebergang über den letzten und größten, über 10,000 Fuß hoch liegenden und sammt den links und rechts begrenzenden weiteren Höhen mit in der vorausgegangenen Nacht neugefallenem Schnee reichlich bedeckten Gletscher, bei dem freundlichsten Himmel über und in lautloser Stille rings um uns; aber es galt auch fortwährend wohl auf der Hut zu sein wegen überschneiter Eisspalten. Dennoch war der endlich jenseits wieder abwärts führende Weg, wenn man ihn anders so nennen kann, vollends über alle Vorstellung wunderlich. Ihn bildete nämlich vorzugsweise das Rinnsal eines Bächleins, das wir unzählige Male übersetzen mußten, weil sich bald am rechten, bald am linken Rande eine kurze Strecke vorfand, auf der von Felsblock zu Felsblock, zum Theil durch abgestürzte Eis= und Schneemassen hindurch, leidlich fortzukommen war. Endlich gelangten wir aber doch nach Kurzras im obersten Ausgang des Schnalserthals und von da aus noch an demselben Tage weiter abwärts nach „unserer lieben Frau.“ Besser ging es am nächsten Tage das zwar tiefe und enge, aber gleichwohl reizende Ansichten gewährende und von einem ausgezeichneten Menschenschlage bevölkerte Schnalserthal, auf großentheils mehr oder weniger hoch an der westlichen Seitenwand hinlaufenden Pfaden hinab, zuletzt nach Staaben in das freundliche Etschthal hinaus und von da nach Meran.

Kurz nach uns Dreien kam auch die Studenten=Reisegesellschaft, welcher sich auch mein College Heyder angeschlossen und welche die westlichere Hauptstraße verfolgt hatte, in Meran an. Mit ihrem weitern Reiseprojecte stand es aber, wie mir mein Sohn anvertraute, insofern mißlich genug, als es mit der Reisekasse bereits ziemlich auf die Neige ging. Ich schlug mich nun in der Art ins Mittel, daß ich mich erbot, ihnen die Reise bis Venedig zu ermöglichen, wenn sie sich mir anschließen und als Reisemarschall fügen wollten. Sie gingen darauf ein. Allein wegen eines Unwohlseins, das mich befiel, konnten wir erst nach einigen Tagen weiterreisen. Leider wollte meine bisherige Reisegesellschaft weder so lange warten, noch mit uns denselben Weg einschlagen. Diese setzte daher ihre Reise früher und auf anderem Wege fort. Wir Andern, mit denen die ganze Reise auch ein merkwürdiges Thier, der Hund meines Sohnes, mitmachte, hielten uns sodann an die Hauptstraße über Botzen, Trient und Roveredo nach Verona. Von da aus nach Venedig konnten wir bereits die Eisenbahn benützen.

Höchlich von dem Aufenthalte in dem einzigen Venedig befriediget, kehrten wir zunächst nach Verona zurück, von wo aus wir unsere Wanderung nach Peschiera fortsetzten. Von hier bis Riva überfuhren wir

sodann den herrlichen Gardasee auf dem Dampfboote, worauf wir unsern Weg durch das Arcothal nach Trient zu Fuß fortsetzten. Dann ging es wieder nach Botzen, weiter aber über Brixen und den Brenner nach Innspruck. Da überließ ich die Studenten wieder sich selbst und reiste allein über München zurück. Etwas theuer kam mir freilich mein Amt als Reisemarschall, wie sich zum Theil erst nach einiger Zeit vollends ergab, zu stehen.

Mir, der in seinen Studentenjahren das damals bei Studenten ziemlich allgemein übliche, leiblich und geistig so heilsame, Fußreisen zum Theil zugleich wie eine Ehrensache trotz Einem geübt hatte und auch später fortwährend nach Thunlichkeit übte, erscheint es bis auf diesen Tag als etwas Bedauerliches, daß namentlich unsere studirende Jugend soweit davon abgekommen ist.

Wie die Reihenfolge der einzelnen Abschnitte dieser Selbstbiographie als solcher im Interesse ihres Endzweckes bereits oben einmal durch das Kapitel: die religiöse Frage 2c. unterbrochen wurde, so lassen wir auch hier, bevor wir den Faden des Lebenslaufes auch mehr äußerlich da wieder aufnehmen, bis wohin ihn der letzte Abschnitt verfolgt hat, sogar zwei Kapitel folgen, deren Inhalt in mehrfacher Hinsicht geeignet sein dürfte, unserer heutigen Bildung eine glücklichere Weltanschauung vermitteln zu helfen.

8.

Natur und Geist als Resultate gegensätzlicher Entwickelung des Einen von Gott gelegten Grundes der Welt — Weltliche Entwickelung und göttliches Walten — Geistartiges in der Natur und Naturartiges im Geiste — Makrokosmisch-protoorganische und mikrokosmisch-deuteroorganische Natur, sowie allein statthafter Begriff von Unorganischem — Stufen und Sphären des Geistes — Geistesfreiheit und Naturgesetze — Der Mensch als höhere Einheit von Natur und Geist, und die Seele als Mittelglied beider — Pflanze, Thier und Mensch; letzterer zugleich vorzugsweiser Mikrokosmos und Mikrotheos.

Es ist zwar bereits lange her, daß Natur und Geist als die zwei Haupt-Gebiete oder Seiten des gesammten weltlichen Daseins bis auf einen gewissen Grad erkannt sind, so zwar, daß der Geist den vorzugsweise bewußten und freithätigen ethischen Factor bilde, dem auch der Endzweck der Welt überhaupt vorzugsweise gelte, die Natur dagegen den vorzugsweise unbewußt und unfrei als Mittel dienenenden. Aber bis auf den heutigen Tag setzt man sich dadurch immer wieder außer Stand, beide und ihr gegenseitiges Verhältniß richtig zu erkennen, daß man dabei alsbald an ein als Materie bezeichnetes bloses Abstractum anknüpft, damit gleichwohl zugleich die Vorstellung sinnlichen Stoffes verbindet und demnächst entweder die Welt überhaupt mit der obendrein einseitig materialistisch aufgefaßten Natur identificirt, zu welcher sich der Geist nur als Accidens verhalten soll, oder zwischen Geist und Natur wenigstens einen abstracten Gegensatz statuirt, vermöge dessen ersterer etwas rein Immaterielles, letztere etwas rein Materielles sein soll, und welcher alles deßfallsige wirkliche Begreifen und Erklären unmöglich macht.

Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn man auch dabei schlicht und einfach von Gott, wie er sich selbst geoffenbart hat und in der That auch allein wahrhaft zu denken ist, ausgeht, und zwar insbesondere von Gott als Weltschöpfer. Denn alsdann ergibt sich demnächst von selbst, daß der Eine Gott zur Welt nach Natur und Geist, die ja, was und wie sie heute sind, unverkennbar erst durch Entwickelung geworden sind, uranfänglich auch nur den Einen gemeinsamen entwickelungsfähigen Grund gelegt habe, welcher aber die reale Wesenseinheit von Natur und Geist und alles weltlichen Daseins, wie es sich als Resultat seiner im Laufe der Zeit erfolgten Entwickelung herausstellte, gewesen sei.

Weit entfernt jedoch, damit Hypothesen beistimmen zu wollen, deren Ausgangspunkt nicht Gott und göttliche Offenbarung, sondern Vorstellungen von pur naturalistischem Standpunkte aus sind und die, sich höchstens auf gewisse, bei der Entstehung von Varietäten aus bestimmten Arten betheiligte, Momente stützend, alles Höhere aus Niedrigerem, uranfänglich Alles aus Einer Urzelle, am Schlusse der irdischen Schöpfung den Menschen aus einer Affenart, hervorgehen lassen, — worauf wir weiter unten zurückkommen werden — erscheint uns vielmehr der von Gott gelegte einheitliche Grund der Welt sofort als Inbegriff des ganzen weltschöpferischen göttlichen Gedankensystems, jedoch nicht als noch subjectiv im absoluten Geiste Gottes bestehendes, sondern bereits in nächster Objectivirung, somit als der Inbegriff der der Welt selbst immanenten Ideen im objectiven, bis auf einen gewissen Grad namentlich schon von Platon erfaßten, Sinne, als der realen Wesenheiten aller Gattungen weltlichen Daseins, denen zugleich als Analogon des ihnen weiter zu Grunde liegenden weltschöpferischen Wollens Gottes auch das entsprechende Streben, Treiben und Drängen nach entsprechender Realisirung mit entsprechendem Erfolge zukommt. Sofern übrigens das fragliche Streben, Treiben und Drängen wirklich wesentlich Alles charakterisirt, dem wir Leben zuschreiben, so könnte man die ursprüngliche Grundlage, aus der sich alles Weltliche erst entwickelt, ohne daß sie selbst schon irgend etwas davon actu gewesen wäre, wohl aber Alles bereits potentia, auch überhaupt als Leben, ja nach uralter ahnungsvoller Anschauung als Weltseele, zum Theil identificirt mit Aether, zugleich zwar auch als Materie bezeichnen, nur aber nicht gleichbedeutend mit grob sinnlichem Stoffe. Materie bedeutet ja auch wirklich im einfachen Wortsinne und etymologischen Zusammenhange mit mater (Mutter) nur überhaupt mütterliche Grundlage, damit aber zugleich

auch dasselbe, was eigentlich auch die Bezeichnung Substanz nur besagt, nämlich id, quod substat, was dem Uebrigen zu Grunde liegt — allerdings eine wirkliche Realität, kein bloses Abstractum; aber doch um so weniger Materie in der Bedeutung grobsinnlichen Stoffes, als es eine solche an und für sich, wie man es doch eigentlich meint, eben so wenig wirklich gibt, als es z. B. Obst au und für sich in der Wirklichkeit gibt. Einzelne sinnfällige Stoffe sind aber, wie alles Andere, eben erst Resultate der Entwickelung der fraglichen Grundlage, die, wie gesagt, zwar potentia Alles ist, was sich aus ihr entwickelt, somit eben sowohl geistartig als naturartig, aber actu weder überhaupt schon Natur oder Geist, noch etwas Einzelnes aus einem dieser zwei Gebiete. Wer die Welt lediglich aus Stoff hervorgehen lassen will, der müßte auch die Rede oder die Melodie einer Musik lediglich von Wörtern und Tönen ableiten, während jene doch in der That und Wahrheit ihren Ursprung aus dem Geiste des Redners und Tonkünstlers haben. In analoger Weise hat die Welt, die keine verkehrte sein soll, ihren Ursprung aus dem absoluten Geiste Gottes.

Wie sich nun jeder einzelne Organismus als zunächst vorzugsweise aus seiner einmal gegebenen Grundlage werdende und wirkende Einheit eines Mannigfaltigen ausweist, so bietet auch die Welt überhaupt äußerlich zwar eine unendliche Mannigfaltigkeit dar, erschließt sie aber innerlich unsererer Erkenntniß, je tiefer diese eindringt und je umfassender sie wird, um so mehr ihre, dem Einen Systeme der weltschöpferischen Gedanken des Einen göttlichen Schöpfers entsprechende, Einheit. Auch die Welt überhaupt ist also Organismus. Ihre uranfängliche einheitliche Grundlage muß also behufs ihrer Entwickelung einerseits die Tendenz nach möglichster Mannigfaltigkeit verfolgt haben und noch immer verfolgen, welche nothwendig zugleich entsprechende Selbst-Entäußerung und Veräußerlichung zur Folge hat, und andrerseits die Tendenz nach möglichster Vereinheitlichung, die nothwendig zugleich möglichste Verinnerlichung zur Folge hat. Wie sie in ersterer Richtung theilweise mehr und mehr außer sich kam und kommt und um so mehr Unbewußtes und Unfreies, von ihrer selbst unbewußten Gesetzen Beherrschtes, äußerlich materiell Erscheinendes und Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung, d. h. Natur werden mußte, je weniger ihr als einem höchstens blos theilweise Geist*artigen* schon ursprünglich Selbstbewußtsein und Freiheit zukam; so mußte sie dagegen in der entgegengesetzten Richtung erst eigentlich mehr und mehr zu sich selbst kommen, wirklich Bewußtes überhaupt und Selbstbewußtes insbesondere

werden, sich selbst mehr und mehr in die Gewalt bekommen, ihrer selbst mächtig oder frei und auch mehr nur Gegenstand freier bewußter Erkenntniß, mit dem Allen aber eben Geist werden. —

Die der ursprünglichen Weltgrundlage und durch sie der Welt im Ganzen und Einzelnen von Gott eingeschaffene Fähigkeit der Entwickelung und ihr eigenes entsprechendes Treiben, Drängen und Streben, den göttlichen Schöpfungsplan zu realisiren, schließen jedoch weiteres darauf bezügliches göttliches Walten nicht aus. Dasselbe erscheint vielmehr, wie von der Existenz des wirklichen Gottes unzertrennlich, so für die Welt unumgänglich nothwendig, da diese nicht absolut ist, also nicht blos aus und durch sich sein kann, sondern der Absolutheit Gottes als ihres Complementes bedarf. Zudem ist die Welt nicht identisch blos mit Natur, sondern umfaßt auch Geist. Natur und Geist wechselwirken mit einander, so zwar, daß dabei dem Geiste die Suprematie über die Natur zusteht. Der gleichwohl ebenfalls nur relative, nicht absolute, creatürliche Geist bedarf daher sowohl zu seinem eigenen Besten als zu demjenigen seines Verhältnisses zur Natur und mittels derselben zum Besten der Natur selbst der Gemeinschaft und Harmonie mit dem absoluten Geiste Gottes. Endlich kann der creatürliche Geist, seine relative Freiheit richtig gebrauchend, diese Gemeinschaft und Harmonie eingehen oder, jene mißbrauchend, diese Gemeinschaft und Harmonie stören und möglichst verweigern. Im letzteren Falle werden jedoch Plan und Endzweck der Welt nach Geist und Natur nicht blos beeinträchtigt und mit Vereitelung bedroht, sondern sind damit auch positive üble Folgen nothwendig verbunden. Um dieß möglichst zu verhüten und, soweit es dennoch erfolgt, wieder gut und selbst Uebles am Ende dem Guten dienstbar zu machen, ist göttliches Walten unumgänglich nöthig. Nur kann dieß nicht der Art sein, daß die Freiheit des creatürlichen Geistes dadurch ganz aufgehoben würde, denn damit würde der wesentlichste Endzweck der Weltschöpfung aufgehoben. Das allein mögliche und zweckmäßige deßfallsige göttliche Walten ist daher nur darin gegeben, daß Gott gegen den creatürlichen Geist unverdiente absolute Liebe beweist, um ihn dadurch zur Gegenliebe und durch diese zur heilsamen Gemeinschaft und Harmonie ohne eigentlichen Zwang zu bewegen. —

Natur und Geist können sich übrigens auch an sich so gewiß nicht absolut fremd werden, als sie ursprünglich aus Einem gemeinsamen Grunde stammen. Auch wäre, wenn das Gegentheil statt fände, Wechselwirkung zwischen ihnen, wie sie denn doch unverkennbar wirklich besteht, gar nicht möglich. Zwischen Natur und Geist einen Gegensatz

zu statuiren, vermöge dessen sie sich gegenseitig ganz fremd wären, verleitet nur rein abstractes Denken. Zufolge allein angemessenen concreten Denkens kommt jedem von beiden trotz ihres gegenseitigen, nur nicht abstracten, Gegensatzes auch das Charakteristische des andern zu, nur in untergeordneter und sonst angemessener Weise. Inwiefern demnach der Natur auch verhältnißmäßige Einheit und Innerlichkeit oder etwas Geistartiges, und dem Geiste auch verhältnißmäßige Mannigfaltigkeit und Aeußerlichkeit oder etwas Naturartiges wirklich zukommt, wird alsbald aus der nachfolgenden gesonderten allgemeinen Betrachtung jedes derselben bis auf einen gewissen Grad erhellen.

Von der **Natur** pflegt man sofort selbst wieder eine unorganische und eine organische Stufe oder Sphäre zu unterscheiden. Ist aber die Welt überhaupt Einheit eines Mannigfaltigen, die ohne absolut selbständig zu sein doch zunächst und vorzugsweise aus und durch sich selber wird und wirkt, so ist sie eben damit Organismus und kann auch der Unterschied zwischen unorganischer und organischer Natur nicht streng gemeint sein, kann die sog. unorganische Natur des organischen Charakters nicht ganz und an sich entbehren und nicht einen so schroffen (abstracten) Gegensatz zur organischen bilden, wie ihn die beiden Bezeichnungen aussagen. Oder haben denn nicht auch Weltkörper, insbesondere die unserer Erkenntniß am meisten zugängliche Erde, eine Entwickelungsgeschichte aufzuweisen?

Unorganisches im möglichst strengen Sinne des Worts resultirt erst secundär aus Organischem. Und zwar theils überhaupt dadurch, daß das ursprüngliche Verhältniß von Bestandtheilen eines organischen Ganzen zu dessen innerer Einheit so alterirt wird, daß jene weniger mehr aus dieser heraus zu „wesen" (werden, sein und wirken) vermögen, als vielmehr unter überwiegendem Einflusse von aussen dem „**Verwesen**" preisgegeben sind — theils vollends insbesondere dadurch, daß selbst relative organische Ganze in Folge ihres Todes als Leichname der Verwesung verfallen. Doch tritt selbst bei solchem erst secundär unorganisch Gewordenen sein organisch-lebendiges Wesen vorerst nur in Latenz zurück, aus der es durch Wechselwirkung mit einem Organisch-lebendigen wieder erweckt und wirksam gemacht werden kann, so lange es der Verwesung noch nicht bis auf einen gewissen Grad verfallen ist. Und doch kann es selbst darüber hinaus gewisser Massen organischen Charakters von Neuem theilhaftig werden, zwar nicht für sich, doch in

solchem Organischen, mit welchem es, z. B. als Bestandtheil des Bodens, auf welchem Pflanzen gedeihen, Verbindung eingeht. Länger der völligen Verwesung entgehendes Unorganisches in diesem unserem Sinne kann auch zur Herstellung künstlicher Nachahmungen von Organismen in Gestalt von Mechanismen benutzt werden. Diese unterscheiden sich jedoch von jenen sehr entschieden dadurch, daß Mechanismen nicht nur der, wenigstens den Organismen höheren Ranges (Deuteroorganismen) zukommenden, Fähigkeit ermangeln, durch Zeugung Ihresgleichen hervorzubringen, sondern auch, anstatt übrigens vorzugsweise aus sich selber zu werden und zu wirken, vielmehr ganz nur von außen, wie ursprünglich zu Stande gebracht, so auch bethätigt werden müssen.

Es gehört zu dem Schlimmsten, dessen sich der Mensch leider nur zu häufig schuldig macht, die ursprünglich organische Wirklichkeit in vielfacher Beziehung wie Unorganisches zu betrachten und zu behandeln.

Was man bei dem gebräuchlichen Unterschiede zwischen unorganischer und organischer Natur im Auge hat, davon ist daher nicht blos das Eine organischen Charakters, sondern bildet die sog. unorganische Natur nur eine niedrigere und die vorzugsweise sog. organische Natur nur eine höhere Stufe innerhalb des Ganzen der, des organischen Charakters theilhaftigen, Natur. Das erste Glied jenes Unterschiedes dürfte daher, wie sich ergeben wird, besser als protoorganisch-makrokosmische, das zweite als deuteroorganisch-mikrokosmische (Stufe oder Sphäre der) Natur zu bezeichnen sein. Und zwar deßhalb so, weil man unter ersterer oder unter der sonst sog. unorganischen Natur den Inbegriff der vorzugsweise sog. „Weltkörper" an und für sich versteht, unter letzterer dagegen deren Bewohnerschaft, sofern und soweit sie selbst dem Gebiete der Natur angehört. Dieß gilt jedoch rücksichtlich der Bewohnerschaft unseres Planeten möglichst ausschließlich nur von dem Pflanzenreiche. Selbst vom Thierreiche, wie sich weiter unten zeigen wird, schon nicht mehr so ohne Weiteres. Vollends aber vom Menschen fällt in dieses Gebiet nur seine niedrigere (physische) Zubehör; seinem eigentlich erst charakteristischen Wesen nach, das erst in seinem Geiste im engeren Sinne des Worts gegeben ist, gehört er eben auch nicht dem Gebiete der Natur, sondern demjenigen des Geistes an, das auf der Erde nur durch ihn repräsentirt ist.

Uebrigens ist der Unterschied zwischen protoorganisch-makrokosmischer und deuteroorganisch-mikrokosmischer Natur selbst wieder demjenigen analog zwischen Natur und Geist. Die zuerst genannte Stufe oder

Sphäre der Natur verhält sich nämlich zur andern im Ganzen wie verhältnißmäßig vorzugsweise Aeußerliches und Extensives zu vorzugsweise Innerlichem und Intensivem. Und eben auf die äußerliche Größe einerseits (vgl. oben S. 75) und auf die äußerliche Kleinheit andrerseits beziehen sich die Benennungen makro = und mikrokosmisch.

Die makrokosmische Natur ist aber doch zugleich niedrigeren Ranges als die mikrokosmische. Dieß erhellt schon daraus, daß die einzelnen Weltkörper und ganzen Systeme derselben doch mehr nur die einzelnen Organe und Systeme des Einen relativen protoorganisch-makrokosmischen Ganzen als selbst wieder organische Ganze sind, während in der deuteroorganisch-mikrokosmischen Sphäre auch jedes Individuum ein organisches Ganzes, ein Organismus, ist. Auch dienen jene mehr diesen als Mittel, als das Umgekehrte stattfindet, und mußten jene schon bis auf einen gewissen Grad fertig sein, bevor sie diesen vollauf zum Wohnorte und sonstwie dienen konnten. Die Bezeichnungen „protoorganisch" und „deuteroorganisch" sollen zugleich das zeitliche Verhältniß des verhältnißmäßig Früheren oder Aelteren einerseits und des Späteren oder Jüngeren andrerseits, sowie des niedrigeren und höheren Ranges, andeuten.

Ein weiterer relativer Gegensatz selbst wieder innerhalb der protoorganisch-makrokosmischen Natur und jedenfalls wenigstens innerhalb unseres Systems, analog demjenigen zwischen Natur und Geist, ist derjenige zwischen Planeten und Sonne, von denen diese das vorzugsweise bestimmende Höhere, jene das vorzugsweise bestimmbare Niedrigere sind. Diese beiden Factoren sind zugleich, dem Charakter des Protoorganisch = Makrokosmischen überhaupt entsprechend, mehr ausser einander, die analogen dagegen für die einzelnen mikrokosmischen Deuteroorganismen verhältnißmäßig mehr in einander.

Aber auch ein durch das ganze protoorganisch = makrokosmische Gebiet durchgreifender entsprechender Gegensatz scheint der zu sein, der zwar durch Erde und Himmel bezeichnet zu werden pflegt, wobei jedoch Erde wohl nicht blos unseren Planeten bedeutet, sondern diese nur als Repräsentant solcher Weltregionen überhaupt gilt, denen es zwar allenfalls an Solarem nicht ganz fehlt, in denen aber Planetares verhältnißmäßig vorherrscht — wogegen unter Himmel zunächst solche Weltregionen zu verstehen sind, in welchen selbstleuchtende Fixsterne, wo nicht allein existiren, so doch entschieden überwiegen, sich zum Theil umeinander oder — was eben auch einen Gegensatz dieser Regionen gegen die durch Erde bezeichneten beurkunden würde — selbstleuchtende oder stär-

ker leuchtende Weltkörper um schwächer oder gar nicht leuchtende bewegen.

Während aber die Bewegung der Planeten unseres Systems um ihre Sonne wenigstens vergleichsweise als eine von heftiger einseitiger Anziehung bedingte, gewaltsam schnelle erscheint, ist die der Fixsterne eine so langsame, daß sie so lange ganz zu fehlen schien, weil das Anziehungsverhältniß ein entsprechend anderes ist. In unserem Systeme, das überhaupt in einer Sternenarmen Weltregion liegt, sind ferner die einzelnen Weltkörper durch dunkle Klüfte und tiefe Abgründe getrennt; im Fixsternenhimmel dagegen, bei auffallendem Reichthum an Sternen, durch nur geringe, erleuchtete, Zwischenräume verbunden — dort waltet ein steter Wechsel zwischen Licht und Finsterniß, Tages-, Mondes-, und Jahreszeiten, Wachen und Schlafen, ja Leben und Sterben; hier dagegen, im „Lande der Herrlichkeit", dessen Millionen Sonnen sich dadurch noch immer vermehren, daß sich selbst die sog. Nebelflecken unseren vervollkommneten optischen Instrumenten als immer zahlreichere Haufen derselben darstellen, herrschen allem Anscheine nach Licht, Wachen und Leben ohne oder wenigstens nur mit geringem Wechsel und Wandel.

Wir bleiben hier bei diesem Gegensatze innerhalb der Sphäre des protoorganischen Makrokosmos stehen, ohne damit sagen zu wollen, daß es der letzte sei.

Obigen Gegensätzen von Erde und Himmel, sowie von Planetarem und Solarem, von Seiten der protoorganisch-makrokosmischen Natur entsprechen übrigens von Seiten der deuteroorganisch-mikrokosmischen unseres Planeten insbesondere diejenigen des Pflanzen- und des Thierreichs, von Seiten jedes Thieres selbst wieder seines Physischen und seines Psychischen, von Seiten alles blos Physischen der Gegensatz zwischen seiner mehr realen Aussenseite und seiner mehr idealen Innenseite, oder zwischen seiner mehr äußerlichen materiellen Erscheinung und seinem mehr geistartig selbstthätigen inneren Wesen — abstract gefaßt und bezeichnet zwischen Stoff und Kraft. Diese und noch viele andere entsprechende Gegensätze im Gebiete der Natur sind lauter Analoga desjenigen von Natur und Geist innerhalb der Gesammtheit des weltlichen Daseins. Wir werden noch manchem dahin Gehörigen an seinem Orte begegnen.

Im Begriffe, in ähnlicher Weise den G e i s t in's Auge zu fassen, wie wir zuletzt in Beziehung auf die Natur gethan haben, gilt es vor

Allem daran festzuhalten, daß beide keinen abstracten Gegensatz bilden. Wie wir nun unter diesem Gesichtspunkte der Natur in ihrem eigenen inneren Wesen, in ihrer eigenen verhältnißmäßig mehr idealen Innenseite, auch etwas Geistartiges zuerkennen mußten, so ermangelt auch der Geist, unbeschadet der ihm charakteristischen Vorherrschaft der Innerlichkeit und Einheit, doch nicht ganz einer naturartigen Aeußerlichkeit und Mannigfaltigkeit.

Finden ja doch ausgezeichnete Theologen und Philosophen etwas Derartiges selbst mit dem absoluten Geiste Gottes verbunden und als sogenannte Doxa zugleich frei aus letzterem selbst gesetzt, sowie gewisser Massen seine Erscheinungsform und nächste Umgebung bildend, und zwar vergleichsweise als ein Lichtwesen, als ein für den Menschen unnahbares Licht (1. Tim. 6, 16), als Himmel im höchsten Sinne des Worts.

Und dem entsprechend hat nicht blos der Glaube der verschiedensten Völker aller Zeiten auch dem wenigstens durch den Tod von seiner übrigen gröberen irdischen Leiblichkeit getrennten menschlichen Geiste noch eine eigene, mehr oder weniger lichtverwandte, ätherische Leiblichkeit und Erscheinungsform zugesprochen, sondern haben sich auch die Physiologie und Psychologie des Menschen während seines mit Physischem und Psychischem vereinigten irdischen Lebens der sich durch alle Zeiten hinziehenden Annahme eines πνεῦμα in einem bestimmten engeren Sinne, von sogenannten Lebensgeistern, insbesondere eines sogenannten Hirn- und Nervenäthers oder wie man es sonst noch nannte, so wenig ganz entschlagen können, als die Naturforschung überhaupt von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag die Annahme des makrokosmischen Analogons davon, des allgemeinen Weltäthers, entbehren konnte. Auch die heilige Schrift (1 Kor. 15, 44) spricht in Uebereinstimmung damit von einem σῶμα πνευματικόν (geistigen Leibe).

Und trotz der dem Geiste charakteristischen Einheit bietet er doch auch eine gewisse Mannigfaltigkeit dar, in dem Gegensatze von Erkennen und Wollen, sowie in der ursprünglichen Einheit beider im Gefühle oder Gemüthe. Auch im Erkennen und Wollen des Geistes ist dieser jedoch in seiner ganzen Innerlichkeit und Einheit thätig, nur theils mehr in receptiver, theils mehr in reactiver Richtung. Speciellere Erkenntniß-, Willens- und Gefühlsvermögen, welche die Psychologie im weiteren Sinne sonst noch zu unterscheiden pflegt, sind übrigens, soweit sie überhaupt mit Recht statuirt werden, nicht sowohl Sache des Geistes,

als vielmehr der Seele, des Seelen- oder psychischen Lebens, im engeren Sinne.

Wie die deuteroorganisch-mikrokosmische Natur höher steht als die protoorganisch-makrokosmische und zugleich später vorherrschend zur Entwickelung kommt als diese, so ist der Geist höheren Ranges als beide und tritt er auch später in überwiegende Entwickelung als die deuteroorganisch-mikrokosmische Natur überhaupt und selbst ihr Seelenleben insbesondere.

Der Geist überhaupt und wie er speciell dem Menschen zukommt, charakterisirt sich aber an und für sich wesentlich in folgender Weise. Die ihm der Natur gegenüber charakteristische Innerlichkeit und Einheit begründen gleichen Schrittes mit deren fortschreitender Realisirung

1) sein Selbstbewußtsein und seine Selbstmächtigkeit, d. h. daß er in jedem Individuum nicht blos aller Einzelheiten seines ganzen Inhalts, sondern auch seiner selbst als Einheit, als Ich, mehr und mehr bewußt und mächtig oder frei, damit aber auch selbstverantwortlich und mit all' dem eigentliche Persönlichkeit wird. Das Thier, als charakteristisch psychisches Wesen bringt es durch sein Seelenleben, das nur ein niedrigeres Analogon des Geistes ist, auch nur zu einem niedrigeren Analogon der Persönlichkeit, nämlich zu einer seiner selbst, wie der Außenwelt, nur theilweise und unvollkommen bewußten Individualität mit nur entsprechender willkührlicher Selbstmächtigkeit. Auch der Mensch ist, bevor seine geistige Persönlichkeit bis auf einen gewissen Grad gediehen ist, trotz seines vollkommensten Seelenlebens, in demselben Verhältniß erst mehr nur solches Individuum. Aber die Persönlichkeit ist gleichwohl so wenig nur gradweise gesteigerte Individualität, als die vollkommenste Pflanze zum Thiere wird. Nur Geist begründet Persönlichkeit und nur dem Menschen kommt in der irdischen Sphäre Persönlichkeit zu, weil in dieser Sphäre nur ihm Geist zukommt, nur er in derselben vorzugsweise geistiges Wesen ist, wenigstens dazu bestimmt ist. Von dem Wahne, daß auch der Mensch nur Thier, wenn auch das vollkommenste Thier, sei, sollte allein schon der thatsächliche Umstand abhalten, daß in der praktischen Wirklichkeit nur der Mensch, durchaus aber nicht auch das Thier, als Person beurtheilt und behandelt wird.

2) Auch Weltbewußtsein im möglichst erschöpfenden und umfassenden Sinne des Wortes ist nur Sache des Geistes und desselben nur der Mensch fähig, weil nur er in der irdischen Sphäre geistiges Wesen ist. Zwar wird auch beim Menschen das Weltbewußtsein eingeleitet und vermittelt durch psychische Erkenntnißvermögen, vor Allem durch die

äußeren Sinne, die er mit den höheren Thieren gemein hat. Allein auch des höchsten Thieres Bewußtsein vom weltlichen Dasein ist nur ein je nach der Natur und Lebensweise der einzelnen Thierart beschränktes. Und obwohl dem Menschen auch das vollkommenste und insbesondere umfassendste Seelenleben zukommt, so ist doch sein möglichst umfassendes Weltbewußtsein nicht blos Sache dieses seines Seelenlebens, sondern wesentlichst erst seines Geistes. Auch haftet das beschränkte thierische Weltbewußtsein mehr nur an der Aussenseite oder an der äußeren Erscheinung der Dinge und ist selbst dabei ein bei Weitem weniger bestimmtes und adäquates als das menschliche. Aber auch daß das menschliche Weltbewußtsein auch in das innere Wesen der Dinge eindringt und in Bezug auf ihr Inneres und Aeußeres möglichst bestimmt und adäquat oder zutreffend ist, kommt nicht blos auf Rechnung des vollkommeneren Seelenlebens des Menschen, sondern vollends erst noch auf die seines Geistes. Nur ein gewisses Maaß von Geistlosigkeit, mit wie großem Reichthum von Wissen sie auch verbunden sein mag, kann vollends zu der Behauptung verleiten, daß alle Erkenntniß der Aussenwelt lediglich auf den äußeren Sinnen beruhe, ja selbst daß es andere Gegenstände der Erkenntniß gar nicht gebe, als solche, denen die äußeren Sinne als Erkenntnißmittel entsprächen. So gerne aber diejenigen, die dergleichen behaupten, alles Selbstbewußtsein und alle Selbsterkenntniß des Geistes und diesen selbst leugnen möchten und so wenig sie bei sich selbst, bei ihrem eigenen Ich, zu Hause sein und für dasselbe sorgen können, so haben doch glücklicher Weise selbst sie mehr Geist, als sie selbst wissen, und müssen wenigstens factisch ihrer eigenen Behauptung untreu werden.

3) Das Bewußtsein des Geistes ist jedoch nicht bloß möglichst vollständiges Selbstbewußtsein und möglichst umfassendes, eindringliches und zutreffendes Weltbewußtsein, sondern auch Gottesbewußtsein, und zwar in dem Sinne, daß darunter nicht blos gleichsam mehr nur theoretisches Bewußtsein von Gott, sondern bewußtes Verhältniß zu Gott und bewußte Wechselwirkung zwischen Gott und dem creatürlichen Geiste und somit Religion oder Religiosität überhaupt als das die ganze geistige Persönlichkeit und mindestens nicht weniger die Liebe, das Vertrauen und andere Grundzustände des Gemüthes, als die Erkenntniß und den Willen, betreffende Ur- und Grundverhältniß zu verstehen ist. Dafür fehlen dem psychischen oder Seelen-Leben blos für sich, auch dem entwickeltsten und ausgebildetsten, Sinn und Fähigkeit noch ganz; das ist ganz erst Sache des Geistes. Religiosität ist im irdischen Dasein

nur dem Menschen eigen, weil in diesem Bereiche nur er geistiges Wesen ist. Diejenigen, welche die Religion nur so ungefähr für die Fötus- oder Kindheitsstufe geistiger Entwickelung und selbst dabei für etwas mehr Subjectives als Objectives halten, oder auch für eine Morgenröthe vor dem Sonnenaufgang der Wissenschaft, Kunst, Civilisation u. s. w., die weiterhin der aufgegangenen Sonne ganz zu weichen habe, — der frechen Rohheit Anderer zu geschweigen, welche sie als einen Grundschaden des Menschengeschlechts je eher desto besser ganz ausgerottet und ganz nur durch das Strafgesetzbuch ersetzt wissen wollen — ahnen kaum etwas vom Wesen der Religion, das sich vielmehr auch gleichen Schrittes mit aller anderweitigen geistigen Entwickelung immer reicher entfaltet und lebendiger vertieft, ja seine volle Realisirung erst jenseits des blosen „Stückwerkes" des irdischen Lebens erfahren wird. Denn mit jedem anderweitigen Fortschritte schließt sich dem religiösen Sinne auch das Walten und Wesen Gottes, sowie des Verhältnisses zwischen diesem und allem Anderen, weiter und tiefer auf.

4) Nur der Geist ist es endlich, der durch sein möglichst erschöpfendes, bestimmtes und adäquates Selbst-, Welt- und Gottes-Bewußtsein auch dessen entsprechenden Ausdruck in Wort und Schrift und somit überhaupt in der Sprache ermöglicht und begründet, die eben deßhalb, weil im Bereiche des irdischen Daseins Geist nur dem Menschen zukommt, auch nur dem Menschen eigen ist. Auch von der Sprache kommt selbst den vollkommensten Thieren nur ein sehr beschränktes und unvollkommenes Analogon zu. Sprache und Schrift sind zugleich das Hauptmittel, die geistige Errungenschaft von jeher auf alle Zeiten zu vererben und von allen Seiten zum Gemeingut der ganzen Menschheit zu machen. —

Der Unterschied und das Verhältniß zwischen Geist und Seele wird sich demnächst bei der Erörterung des Wesens und der Stellung des Menschen näher ergeben. Hier soll sofort nur noch ein Blick auf das gegenseitige Verhältniß der Nothwendigkeit der Natur überhaupt und der Naturgesetze insbesondere einerseits und der Freiheit des Geistes, und zwar theils der nur relativen des Menschen theils der absoluten Gottes, andrerseits geworfen werden.

Da kommt denn vor Allem in Betracht, daß, was sich in der Welt einerseits als ihrer selbst unbewußte und ihrer selbst nicht mächtige Natur und Naturgesetze und andrerseits als selbstbewußter und freier Geist geltend macht, nur verschiedene Seiten und Modificationen

des Einen, von Gott gelegten und zur Entwickelung befähigten, dem Einen Systeme göttlicher Weltschöpfungsgedanken entsprechenden, Grundes der Welt sind. So lange und soweit nun der sich demgemäß im rechten Zusammenhange mit Gott entwickelnde Inhalt einerseits der Natur und andrerseits des Geistes seiner Bestimmung getreu und damit normal ist, stimmen daher auch beide harmonisch zu Einem Ziele zusammen. Sofern aber dagegen die Freiheit des creatürlichen und insbesondere menschlichen Geistes sich auch im Widerspruche mit ihrer Bestimmung entscheiden kann und wirklich entscheidet, kommen sie unausweichlich in Collision und in wenigstens theilweisen Widerstreit mit einander, so jedoch, daß die Gesetzlichkeit der Natur zwar zunächst den Mißbrauch der Freiheit des Geistes erschwert, mildert und verlangsamt, weiterhin aber letzterer dennoch auch erstere innerhalb gewisser Grenzen beeinträchtigt und alterirt, sowie deren selbst wieder entsprechende Rückwirkung erfährt. Nun verhütet zwar der Zusammenhang mit Gott überhaupt und seiner sich nie untreu werdenden absoluten Freiheit und absoluten Weisheit insbesondere die Vereitelung des Endzweckes möglichst und sichert dagegen die Erfüllung desselben möglichst, aber beides doch darum eben nur möglichst, nicht absolut, weil die Freiheit des creatürlichen Geistes selbst wesentlichst zu diesem Endzwecke gehört und daher durch absoluten Zwang nicht ganz kann aufgehoben werden wollen. Doch überhaupt so leiten kann und muß göttliche Einwirkung die ganze Entwickelung, daß die gegenseitige Beeinträchtigung und Alterirung der Natur und des Geistes möglichst ermäßigt, die gegenseitige Schädigung möglichst wieder ausgeglichen und der gemeinschaftliche Endzweck möglichst gefördert wird. Und so möchten sich denn doch die namentlich für die Naturgesetzlichkeit so zärtlich Besorgten, daß sie wenigstens in Beziehung auf diese und die Natur überhaupt von göttlichem Walten und Wirken durchaus nichts und Gott wenigstens in dieser Beziehung absolut quiescirt wissen wollen, damit beruhigen müssen, daß sich Gott zum Besten der Natur und ihrer Gesetze selbst, zugleich aber auch der Freiheit des Geistes und des gemeinschaftlichen Ganzen, wenigstens soweit betheiligt. Wir werden später auch noch hieran anknüpfen.

Der M e n s ch repräsentirt die höhere Einheit von Natur und Geist. In ihm ist die für die irdische Sphäre auf's Höchste entwickelte Natur mit dem Geiste, der in dieser Sphäre überhaupt erst im Menschen zur Entwickelung kommt, auf's Innigste vereinigt.

Alles Andere, was die irdische Sphäre umfaßt, gehört der Natur an; der Mensch allein ist in dieser Sphäre Natur- und geistiges Wesen zugleich. So zwar, daß, obwohl er nach ersterer Seite höchstes irdisches Naturwesen ist, sein specifischer Charakter doch erst darin besteht, daß er im Bereiche des Irdischen das einzige geistige Wesen ist. Als solches bezeichnet ihn schon der Namen Mensch, indem dieser Namen in verschiedenen Sprachen von dem Worte stammt, das vor Allem Geist bedeutet, wie z. B. wohl eben auch das deutsche Mensch wenigstens zugleich von dem lateinischen mens (Geist), dessen Abstammung wir jedoch selbst mit demselben Resultate noch weiter zurück verfolgen können — während der Namen für Thier darauf hinweist, daß diesem als Höchstes und Charakteristischstes nur psychisches oder Seelen-Leben zukommt, indem namentlich das lateinische animal (Thier) im Zusammenhange mit anima (Seele) es als vorzugsweise psychisches oder seelisches Wesen bezeichnet — während dagegen die Pflanze in der griechischen Sprache φυτὸν heißt, welcher Name dieselbe im Zusammenhange mit φύσις (Natur) möglichst nur als Natur- oder physisches Wesen bezeichnet. Wie wesentlich Verschiedenes aber selbst Psychisches oder Seele und Geist seien, wird sich demnächst weiter ergeben.

Im Menschen sind aber nicht blos irgendein Theil der Natur und irgendeine Stufe und Richtung des Geistes innig vereinigt, sondern Natur und Geist gehen überhaupt, soweit und wie das irdische Dasein Theil daran hat, im Menschen ihre höhere Einheit ein. Insofern ist der Mensch in dieser Sphäre vorzugsweise Mikrokosmos, die Welt im Kleinen.

Und wirklich finden sich im menschlichen Organismus höhere Analoga vor nicht blos von dem luftförmigen, tropfbarflüssigen und festen Grundbestande des Erdkörpers an und für sich, sondern in seinem Knochensysteme mit seinem Gehalte an phosphor-, kohlen- und flußsaurem Kalke, phosphorsaurer Magnesia und an Kochsalz auch von einzelnen Formationen des Mineralreiches, von denen im menschlichen Organismus auch andere jüngere wenigstens angedeutet sind, — ferner in seinem Nervensysteme auch von dem Monde als Trabanten der Erde, von der Sonne unseres Systems und selbst von dem Fixsternenhimmel.

Denn schon in jenem vorzugsweise durch Gangliensystem oder Sympathicus bezeichneten, namentlich im Innern des Rumpfes herrschenden, niedrigeren Gebiete des Nervensystems gibt sich zugleich dem Monde und der Sonne Analoges zu erkennen. Ersteres besonders in

einer dem menschlichen Organismus selbst eigenen Zeitordnung, welcher, derjenigen des Umlaufes des Mondes um die Erde entsprechend, namentlich bereits die Entwickelungsstadien während seiner Fötusexistenz, sowie später ähnliche vorzugsweise dem Geschlechtsleben geltende und besonders im weiblichen Organismus stärker in die Erscheinungen tretende, folgen. Deßgleichen kommt dem menschlichen Organismus nicht blos ein den Tageszeiten entsprechender, seinen ganzen Lebensinhalt betreffender, täglicher Wechsel zwischen Schlafen und Wachen zu, auf den wir später etwas näher eingehen werden, und der zwar nicht ohne allen Zusammenhang mit demjenigen von Tag und Nacht der Aussenwelt erfolgt, doch keineswegs nur durch diesen bedingt ist, vielmehr auch im Widerspruche mit diesem stattfindet — und gilt Aehnliches auch von einem den Jahreszeiten entsprechenden Wechsel von Zuständen des menschlichen Organismus —, sondern steht auch schon jener niedrigere Theil des Nervensystems zum eigenen vegetativen Leben des menschlichen Organismus in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Sonne zur Vegetation der Erdoberfläche. In seinem Gehirne hat aber der Mensch vollends auch ein Analogon des Fixsternenhimmels zu eigen, wie schon meine Abhandlung über das Leben des Gehirns im 6. Hefte von Friedreich's Magazin für Seelenkunde einiger Massen anschaulich zu machen suchte.

In der physischen Organisation des Menschen kehrt ferner alles Wesentliche der Pflanze in höchster Ausbildung wieder, womit ganz in Uebereinstimmung steht, daß das bei der Pflanze der Verdauung, Athmung, Saft-Bereitung und -Bewegung, Ernährung und Absonderung, dem Wachsthum und der Fortpflanzung Dienende mehr in äusserlicher Mannigfaltigkeit gegeben erscheint, in der physischen Organisation des Menschen dagegen mehr in innerlicher Concentration, was bis auf einen gewissen Grad auch schon von der physischen Organisation des Thieres gilt. Weiter kommt dem Menschen physischer Seits alles Wesentliche in höchster und harmonischster Ausbildung zu, was die physische Organisation des Thieres über alles eigentlich nur Pflanzliche hinaus in sich schließt, nämlich eigenthümliche Bewegungs- und Sinn-Werkzeuge, letztere blos für sich und bei beiden von ihrem Zusammenhange mit dem Nervensysteme noch möglichst abgesehen, das sich auch dabei analog verhält, wie die Sonne zu den Planeten.

Das Nervensystem gehört überhaupt schon beim Thiere nicht mehr zur physischen Organisation, sondern ist vielmehr selbst schon nur die reale Aussenseite, die äussere Erscheinung, des Psychischen, das zwar einerseits innerhalb der deuteroorganisch-mikrokosmischen Natur selbst

den nächsten Gegensatz zum Physischen bildet, durch welches aber andrerseits die Natur überhaupt, behufs ihres Anschlusses an den Menschen als vorzugsweise geistiges Wesen, zugleich bereits über sich selbst hinausgeht.

Das psychische oder Seelen-Leben überhaupt, abstract gefaßt und bezeichnet die Seele, concret aufgefaßt aber das Ganze, dessen mehr reale Aussenseite das Nervensystem ist, der jedoch auch eine mehr ideale Innenseite, ein inneres Wesen entspricht, ist demnach wesentlich Uebergangs- und Mittelglied zwischen Natur und Geist. So bildet im Großen, aber doch zugleich auf niedriger Stufe, das Thierreich durch das ihm specifisch-charakteristische Seelenleben das Mittel- und Uebergangsglied zwischen dem blos physischen Pflanzenreiche und dem charakteristisch geistigen Menschengeschlechte; im Kleinen aber, jedoch zugleich auf der höchsten Stufe seiner Entwickelung, als menschliches Seelenleben im Menschen selbst, zwischen dessen Physischem und dessen Geiste.

Die nähere Deutung und Anwendung des Parallelismus zwischen dem Menschen als vorzugsweisem Mikrokosmos und dem Makrokosmos ist zwar vielfach wunderlich und mißlich genug ausgefallen, der Gedanke selbst hat sich aber immer wieder aufgedrängt und fordert weitere und bessere Erledigung Und diese ist nicht blos Sache theoretischen Interesses, sondern auch von praktischen Bedürfnissen gefordert. Bei der so vielseitigen Wechselwirkung des menschlichen Organismus mit der Aussenwelt auch blos physischer Seits handelt es sich nämlich je und je nicht blos um die Wahrnehmung des Enderfolges für ersteren überhaupt, sondern noch wesentlicher um die Erkenntniß, wie derselbe vermittelt sei. Nun findet sicherlich auch rücksichtlich der Analoga im menschlichen Organismus einerseits und in seiner Aussenwelt audrerseits die Regel, daß „Gleich und Gleich sich gern gesellt", auch in dem Sinne Anwendung, daß dergleichen auch vorzugsweise mit einander wechselwirkt. Insofern beruht darauf alle sogenannte s p e c i f i s c h e Beziehung zwischen dergleichen auch rücksichtlich der Wirkung des Einen auf das Andere und hängt damit namentlich die genauere Erkenntniß der Wirkung der einzelnen Lebensmittel, Schädlichkeiten und Arzneien auf's Innigste zusammen.

Wie übrigens der Mensch von Seiten seines Physischen und Psychischen vorzugsweise als Mikrokosmos in Betracht kommt, so von Seiten seines Geistes zugleich auch vorzugsweise als M i k r o t h e o s (Ebenbild Gottes), nur daß er in dieser Hinsicht jedenfalls als dem absoluten Geiste untergeordnetes Analogon erscheint, während er als Mikro-

kosmos die Natur zwar im Kleinen, aber zugleich auf höherer Potenz darstellt. Doch haben gerade auch diejenigen, welche sich der „reinen Humanität" besonders warm annehmen, alle Ursache darauf bedacht zu sein, daß sie die ursprüngliche und bestimmungsgemäße Gottebenbildlichkeit des Menschen mittels des rechten Gottesbegriffs hoch genug anschlagen, damit sie deren leider zu Stande gekommene Entstellung und Degradation nicht zu niedrig anschlagen oder vollends ganz ignoriren.

Der mehr oder weniger richtige Begriff von Seele ist von großer Wichtigkeit. Wenn man, wie leider noch so häufig geschieht, den Menschen in der Art nur dichotomisch (zweitheilig) auffaßt, daß man ihn blos aus Leib und Seele oder Geist und Körper bestehen läßt, so macht man sich großer und folgenreicher Verstöße schuldig. Vor Allem pflegen dabei Seele und Geist confundirt zu werden, die doch so wesentlich verschieden sind. Sodann werden sowohl diese, als die ihnen entgegengesetzten Leib und Körper, rein abstract als ganz Immaterielles und als ganz nur Materielles aufgefaßt. Damit erscheint der Mensch, aller concreten und lebendigen Auffassung entgegen, als aus zwei ganz heterogenen Bestandstücken zusammengesetzt, anstatt ihn mit seinem ganzen Inhalte als Entwickelungsresultat aufzufassen, und von diesen beiden sich gegenseitig völlig fremden Bestandtheilen ist eine Wechselwirkung, wie sie doch wirklich besteht, unbegreiflich. Vollends aber wird durch Identificirung von Seele und Geist der wesentlichste und specifische Unterschied zwischen Thier und Mensch aufgehoben und begründet man dadurch die Degradirung des Menschen zum Thiere, wenn auch zum vollkommensten, selbst, die man sich zum Theil gleichwohl mit allerlei, dann aber eitlen, Künsten zu bekämpfen gedrungen fühlt. Ja, so begünstigt man insofern selbst den crassesten Materialismus, der die Seele oder den Geist selbst nur Product der Leibesstoffe sein lassen möchte, als sich am Ende dabei wenigstens ein reales gegenseitiges Verhältniß zwischen beiden noch eher begreifen läßt, als bei rein abstracter Entgegensetzung von Seele und Geist einerseits und Leib oder Körper andrerseits.

Es gibt jedoch auch eine falsche Dreitheiligkeit oder Trichotomie, in Folge deren vom Menschen zwar Leib, Seele und Geist unterschieden, aber diesen Worten ebenfalls rein abstracte Begriffe untergeschoben werden und zugleich namentlich mit dem Worte Seele ein Begriff verbunden wird, nach welchem sie dennoch kein coordinirtes Drittes wäre.

Man meint dabei nämlich annehmen zu können: Seele sei nur das Resultat der Vereinigung von Leib und Geist im Menschen oder aber auch nur die naturartige Aussenseite des Geistes. Allein woher dann die Seele des Thieres, die ihm doch unverkennbar zukommt, während bei ihm, in Ermangelung des Geistes, dieser sich doch nicht mit dem, was vom Thiere Natur ist, zur Seele einigen oder es für sich allein zur Seele als seiner naturartigen Aeusserlichkeit bringen kann?

Dagegen tritt der einfachsten Beobachtung zufolge in der irdischen Sphäre Seelenleben zuerst mit dem Thiere, und zwar gleichzeitig mit einem ebenfalls erst im Thiere zum Vorschein kommenden Nervensysteme, auf, hält im Thierreiche die Entwickelung des Seelenlebens und des Nervensystems von Stufe zu Stufe ganz gleichen Schritt und weisen beide allseitig auf einander hin.

Nun wird dieß zwar falsch gedeutet, wenn man das Seelenleben nur Product des Nervensystems und dieses selbst nur einen Theil der physischen Organisation sein lassen will, und ist vielmehr nur auch dabei eine mehr reale Aussenseite oder äußere Erscheinung und eine mehr ideale Innenseite oder inneres Wesen des Einen gemeinschaftlichen seelischen Ganzen zu unterscheiden. Das Nervensystem, weit entfernt, nur ein besonderer, wenn auch der edelste, Bestandtheil der physischen Organisation zu sein, ist vielmehr die eigenthümlich psychische Organisation oder Leiblichkeit, höheren Rangs als alles die physische Organisation des Thieres und Menschen Bildende. In der physischen und in der psychischen Sphäre entsprechen sich aber eine mehr reale, gröber materiell sinnfällige Aussenseite und ein mehr ideales und mehr nur intelligibles inneres Wesen. In der psychischen Sphäre sind beide höheren Ranges als in der physischen, bietet selbst schon die mehr materielle Aussenseite namentlich auch mehr Einheitliches und Innerliches dar, ist aber vollends das innere Wesen geistartiger zu denken und kommt demselben ein günstigeres Verhältniß zur gröber materiellen Aussenseite zu, als in irgend etwas Physischem.

Dem entsprechend verhält sich denn auch das ganze concrete Psychische des Thieres und Menschen zu deren Physischem, in ihnen selber und rücksichtlich all' seiner Wechselwirkung mit der Aussenwelt, oberherrlich bestimmend, leitend und bevormundend.

Die Zweitheiligkeit von Leib und Seele beim Thiere und die Dreitheiligkeit von Leib, Seele und Geist beim Menschen wird aber also gewöhnlich auch insofern falsch gefaßt, als man dabei einerseits die eigenthümliche Leiblichkeit des Physischen und Psychischen beim Thiere und

beim Menschen, und andrerseits mit diesen beiden vollends auch die selbst dem Geiste zukommende eigenthümliche Leiblichkeit, von der bereits oben (S. 142) die Rede war, ungeschieden in Eins zusammenfaßt und dabei sowohl mit der Bezeichnung von Leib, als mit derjenigen von Seele und Geist, blos abstracte Begriffe verbindet. Der concreten Auffassung entsprechen daher besser die Benennungen Physisches, Psychisches und Pneumatisches und in jeder dieser Sphären und Instanzen die Unterscheidung zwischen mehr realer Aussenseite oder äusserer Erscheinung und mehr idealer Innenseite oder innerem Wesen, von welchen beiden zwar das letztere Glied in jeder Sphäre und Instanz das Wesentlichere, aber doch kein der ersteren ganz fremdes bloses Abstractum ist und zu dem ersteren Gliede von unten nach oben in immer günstigerem Verhältnisse steht. So wird dem Physischen nicht zuviel, sondern nur die ihm gebührende, Ehre angethan, und dem Psychischen und Pneumatischen die ihrige eben so wenig geschmälert als abstract übertrieben. Auch dem Physischen kommt sein eigenes inneres Wesen und dessen relative Herrschaft zu. Dem Psychischen aber zwar eine gewisse Oberherrschaft über das Physische; dem Pneumatischen oder dem Geiste aber bestimmungsgemäß doch die Superiorität über beide.

Im Menschen ist aber freilich die psychische Sphäre oder die Seele durch ihre Mittelstellung zwischen dem Physischen und Pneumatischen oder dem Geiste in einer eigenen Lage und kann sie ein sehr verschiedenes Schicksal haben. In ihr kann und soll sich der ganze Lebensinhalt des Menschen vorzugsweise concentriren. In ihr begegnen sich auch Physisches und Pneumatisches. Ihr Schicksal ist aber ein sehr verschiedenes, je nachdem sie das Feld harmonischer Ausgleichung oder disharmonischen Widerstreites beider letzterer ist, je nachdem sie unter der Oberleitung des Geistes selbst angemessene Herrschaft über das Physische ausübt oder von dem in sich selber entarteten Geiste tyrannisirt wird oder endlich gar sammt dem Geiste dem Sklavendienste des Physischen verfällt — wornach für den ganzen Menschen Seeligkeit oder Unseeligkeit in höchst bedeutsamem Sinne auch schon für das irdische Leben resultirt.

Uebrigens steht dem menschlichen Geiste die Oberherrschaft nicht blos im Verhältniß zu dem psychischen und physischen Lebensinhalte des Menschen selbst zu, sondern auch im Verhältniß zu den Thieren. Auch bei diesen reicht ihr eigenes psychisches oder Seelen-Leben nicht allein zur Regelung ihres Lebens aus, am wenigsten bei den Thieren höheren und höchsten Rangs und überhaupt bei solchen, welche zum Menschen

in irgend einer Weise in näheres Verhältniß kommen oder zu einem solchen herbeigezogen werden. Auch da macht der menschliche Geist, wie noch mehr über die Pflanzenwelt und die protoorganische Natur unseres Planeten, seine Obervormundschaft und Oberherrlichkeit geltend.

Und doch bildet der menschliche Geist nicht unbedingt die höchste und letzte Instanz, weder behufs seiner eigenen Lebensführung, noch seiner Herrschaft über das übrige Irdische. Er ist eben nicht absoluter Geist. Auch er bedarf daher der Obervormundschaft und Oberleitung durch Gott, den allein absoluten Geist, und hat ein entsprechendes Verhältniß zu demselben einzuhalten. Nur daß er sich diesem zu seinem eigenen Besten und zu demjenigen des ganzen irdischen Daseins willig und ordnungsmäßig fügen oder sich zu seinem eigenen Schaden und zum Schaden für alles übrige Irdische entziehen kann.

9.

Das Menschengeschlecht nach Ursprung, Entwickelung, äußerer Organisation und innerstem Wesen seiner Geschichte — Das menschliche Individuum im Verhältniß zu seiner Gattung — die Hauptmodificationen menschlicher Individualität überhaupt und diejenigen insbesondere, welche bei seiner möglichst normalen Entwickelung und vollständigen Lebensdauer die einzelnen Lebensalter mit sich bringen — Tod und Unsterblichkeit.

Da im Menschen Natur und Geist zu eigenthümlicher höherer Einheit gelangen, so haben sich in der Anthropologie als der Wissenschaft vom Menschen auch Natur- und Geisteswissenschaften überhaupt zu vereinigen. Das gegenseitige Verhältniß aber, in welchem dieß zu geschehen hat, muß demjenigen entsprechen, in welchem sich Natur und Geist im Menschen geeinigt finden. Nun ist dabei der Geist, dem schon an sich der Vorrang zusteht, so sehr im Vortheil oder soll es wenigstens sein und mehr und mehr werden, daß der Mensch schon durch seinen Namen als vorzugsweise geistiges Wesen bezeichnet wird. Geisteswissenschaften haben daher auch entsprechend überwiegenden Antheil an der Anthropologie.

Indem man sich aber in der letzten Zeit der Natur und den, in sich selbst nur zu einseitig cultivirten, Naturwissenschaften und unter den letzteren selbst wieder einzelnen vor den andern einseitig zuneigte, ja indem man zum Theil sogar soweit ging, daß man Selbständigkeit nur der Natur zu-, dem Geiste aber absprach, so hat man auch nicht blos allzu großen Antheil der Naturwissenschaften an der Anthropologie in Anspruch genommen, sondern die Anthropologie wohl sogar selbst nur als solche Naturwissenschaft geltend zu machen gesucht. Die unausbleibliche Folge davon waren aber auch manchfache nicht blos einseitige, sondern auch grundverkehrte und selbst besseren naturwissenschaftlichen Grundsätzen widersprechende anthropologische Ansichten. So

denn sofort auch schon rücksichtlich des **Ursprungs** des Menschengeschlechts.

Bis dahin waren alle bedeutenderen Anthropologen, darunter auch vorzugsweise Naturforscher, wie Haller, Linné, Buffon, Cuvier, Blumenbach, A. v. Humboldt u. A., darüber einig, daß das Menschengeschlecht, wie es sich gegenwärtig über die Erdoberfläche ausbreitet, Ein großes organisches Ganzes bilde und das Resultat der Entwickelung aus Einem einfachen Anfange sei. Entwickelt sich ja auch alles Organische, soweit es Gegenstand genauerer Beobachtung ist, ursprünglich je aus einer bestimmten einfachen Grundlage in eine entsprechende Mannigfaltigkeit, ohne daß dabei die Einheit aufgehoben wird. Für das Menschengeschlecht ist das Entsprechende um so mehr von vorneherein zu erwarten, da dem Menschenwesen Geist und diesem Innerlichkeit und Einheit in eminenter Weise charakteristisch ist. Es gehört daher zu den Zeugnissen für die Wahrheit des Christenthums auch das, daß eigentlich erst dieses die Gesammtheit der Menschen als organische Bestandtheile einer einigen Menschheit auffassen lehrte, nachdem das Heidenthum nur eine Vielheit von Völkern kannte. Mit einem theil- und gradweisen Rückfalle aus dem verkannten und mißachteten Christenthume in ein neues Heidenthum änderte sich aber auch die deßfallsige Auffassung entsprechend.

Dazu hatte auch der gäng und gäbe Mangel gehöriger Unterscheidung zwischen Geist und Seele vielfach zur Folge, daß man das Menschengeschlecht nicht eben so specifisch vom Thierreiche verschieden auffaßte, wie das Pflanzenreich vom Thierreiche. Dann aber konnte das Menschengeschlecht nur die höchste Abtheilung des Thierreichs bilden. Indem sich überdieß Einzelne, welche selbst für die Zoologie mehr nur in untergeordneter Weise befähigt und berufen erscheinen, dennoch der Anthropologie besonders zu bemächtigen suchten, ließ man das Menschengeschlecht theils für sich aus einer größeren oder kleineren Anzahl von Menschenarten, die dort und da ganz unabhängig von einander autochthon entstanden sein sollen, mehr nur mechanisch zusammengesetzt sein, theils die ganze irdische Schöpfung uranfänglich aus Einer Urzelle, weiterhin aber jede höhere Art irdischer Wesen aus früher zum Dasein gekommenen niedrigeren Arten, zuletzt den Menschen aus einer Affenart, hervorgehen. So neuerlichst namentlich die sogenannte Transmutationshypothese des Engländers Darwin und seiner Glaubensgenossen — eine Hypothese, die zwar in Bezug auf die Entstehung von Varietäten einer und derselben Art durch „natürliche Züchtung“ und

den „Kampf um das Dasein“ zwischen mehr und minder tüchtigen Varietäten eine gewisse Geltung hat, der aber, sofern es sich um Entstehung von Arten aus Arten und am Ende um die ganze Schöpfungsgeschichte handeln soll, sofort schon eine ebenso solide exacte als nüchterne und bescheidene Paläontologie auf das Entschiedenste widerspricht.

Einer gesunden und soliden, sich nicht irrlichtelirend über sich hinaus versteigenden, Naturforschung liegt übrigens jedenfalls nach wie vor die Erkenntniß sehr nahe, daß alle Menschen einer und derselben Art angehören, indem sich männliche und weibliche Individuen aller noch so verschiedenen Abtheilungen des Ganzen der Menschheit zeugungs- und empfängnißfähig zu einander verhalten und dieß auch bei deren Nachkommen dauernd der Fall ist, was sonst überall nur von blosen Varietäten derselben Art gilt. Da nun solche Naturforschung nicht zuzugeben vermag, daß Arten ihren Ursprung aus anderen Arten haben, so ist sie hinlänglich berechtigt, jeder Art ihren eigenen Ursprung zuzusprechen und davon Anwendung auch auf das Menschengeschlecht zu machen.

Sie hat ferner Grund genug, nach Analogie aller Entwickelung anzunehmen, daß das Menschengeschlecht als höchste irdische Wesengattung auch zuletzt in das Dasein getreten sein werde, überläßt aber billig die genauere Ermittelung des Wann der Geschichte. Denn so lange auch einzelne Perioden der Entwickelungsgeschichte unserer Erde — von der Bibel durch Schöpfungstage bezeichnet — gedauert haben mögen, so hat sie doch schon dabei Grund, in einzelnen Beziehungen Ueberschwänglichkeiten, welche höchst freigebig mit Millionen von Jahren um sich werfen, zum Theil selbst mit Berufung auf Experimente, wie z. B. rücksichtlich der zur Steinkohlenbildung nöthigen Zeit, zurück- und auf die dabei unberechtigte Voraussetzung gleicher Umstände in mehr oder weniger ferner Ur- und in der Jetztzeit hinzuweisen. Um so weniger kann sie Folgerungen daraus auf eine abentheuerlich lange Zeit seit dem Eintritte des Menschengeschlechts in das Dasein gutheißen, zumal bei denselben außerdem auch noch vorurtheilsvolle Antipathie gegen die Bibel überhaupt im Spiele ist, diese aber gerade auch in dieser Beziehung keine fix- und fertige Zeitrechnung, sondern nur Anhaltspunkte für eine solche darbietet, bei deren Festsetzung ohne Schuld der Bibel mehr oder weniger richtig zu Werke gegangen werden kann, was übrigens überhaupt nicht Sache der Natur-, sondern der Geschichts- und Alterthumsforschung ist. Dieß gilt auch von der neuerlichst in's Spiel gezogenen Sache der Pfahlbauten mit einem Stein-, Bronce- und Eisen-

alter, welche theils überhaupt der Berichtigung und Feststellung noch so fähig als bedürftig erscheint, theils sich an die demnächst noch zu berührende unstatthafte Hypothese anschließt, nach welcher das Menschengeschlecht im Zustande tiefer Rohheit in's Dasein getreten sein soll.

Dagegen vermag die ihrer Aufgabe gehörig entsprechende Naturforschung zur genauen Würdigung der Einfachheit des Ursprungs des Menschengeschlechtes mehr an die Hand zu geben, als die Geschichte, und zwar gerade zu Gunsten der deßfallsigen Andeutungen in der heiligen Schrift.

Dieser zufolge begann nämlich, näher besehen, das Menschengeschlecht nicht einmal sofort mit einem einzigen Menschenpaare, sondern selbst nur mit Einem Urindividuum, Einem ganzen Menschen, der den Charakter der Männlichkeit und der Weiblichkeit dem Wesen nach harmonisch in sich vereinigte und sich erst später in ein männliches und weibliches Individuum differenzirte. Damit stimmt aber der Typus aller Entwickelung und insbesondere zweier Geschlechter allein überein. Denn noch heute herrscht in niedrigeren Bereichen des Pflanzen- und Thierreichs der Hermaphroditismus vor und treten getrennte Geschlechter erst in höheren auf. Und auch bei jedem einzelnen Menschen geht noch heute nicht blos auf einer gewissen Stufe seiner Entwickelung im Mutterleibe als Fötus der mehr äußerlichen Entscheidung für das eine oder das andere Geschlecht eine Art Hermaphroditismus voraus, sondern gerade beim Menschen tritt das Charakteristische männlicher und weiblicher Individualität überhaupt und vollends die Zeugungs- und Empfängnißfähigkeit insbesondere erst besonders lange nach der Geburt vollständig und entschieden hervor.

Ueberhaupt sind gerade die respectabelsten Meister der Naturforschung auch heute wenigstens weit entfernt, gegen vorzugsweise in die Anthropologie einschlagende Andeutungen der heiligen Schrift ohne Weiteres Widerspruch einzulegen. Vielmehr finden sie ihr „anatomisches, zoologisches und physiologisches Material" zur Zeit höchstens noch nicht groß und reif genug, um sichere Schlüsse für oder gegen dieselben zu begründen, wobei jedoch wesentlich noch in Betracht kommt, daß, wie bereits bemerkt, die Naturwissenschaften überhaupt nur auch, und im Vergleich zu Geisteswissenschaften im Ganzen sogar nur untergeordneten, Antheil am Auf- und Ausbau der Anthropologie haben.

Von letzteren sind dazu namentlich die Sprach- und Religions-Wissenschaft, sowie die ganze Culturgeschichte, berufen. Und so hat denn auch wirklich die vergleichende Sprachkunde schon jetzt zur Aner-

kennung gewisser größerer Völkergruppen geführt, welche weiter auf die Einheit des ganzen Menschengeschlechts hinweisen. So namentlich einerseits der die Indier, Perser, Griechen, Römer, Kelten, Romanen, Germanen und Slawen umfassenden indogermanischen Gruppe und andrerseits der semitischen, welche namentlich die Chaldäer, Babylonier, Syrer, Araber, Phönizier und Hebräer in sich begreift. Aber der Culturgeschichte zufolge schließen sich auch diese beiden Völkergruppen insofern ergänzend innig aneinander, als zwar beide sich als Hauptträger höherer Cultur ausweisen, die Indogermanen aber überwiegend der Wissenschaft, die Semiten dagegen, in eminentester Weise vollends die Israeliten, vorherrschend der Religion zuneigen, und Wissenschaft und Religion als die zu inniger gegenseitiger Vereinigung und Durchdringung bestimmten Hauptelemente aller höheren Geistescultur erscheinen. Aehnliches wird sich sicherlich mehr und mehr auch rücksichtlich anderer Völkergruppen ergeben, wie z. B. namentlich auch der mongolischen. Ja nach dem Urtheile eines Hauptrepräsentanten der Sprachforschung, Max Müller's, „zwingt schon jetzt nichts zu der Annahme verschiedener selbständiger Anfänge für die materiellen und formalen Elemente des turanischen, semitischen und arischen (indoeuropäischen) Sprachenzweiges." Und was die Religion anlangt, so ist ebenfalls schon jetzt constatirt, daß Grundzüge des religiösen Lebens und deßfallsige älteste historische Ueberlieferungen vielfach Völkern wesentlich gemeinsam sind, welche sich nach Zeit und Raum mehr oder weniger fern stehen und außerdem noch so heterogen verhalten.

Später werden wir finden, daß auch die Gesundheits- und Krankheitsverhältnisse und ihre Geschichte entschieden auf die Einheit des Menschengeschlechts hinweisen.

Und so stehen schon jetzt gründliche Forschungen sowohl in vorzugsweiser Richtung auf die Natur als in derjenigen auf den Geist wenigstens mehr im Einklange als im Widerspruche mit dem Zeugnisse der heiligen Schrift und mit der christlichen Weltanschauung, vermöge deren das Menschengeschlecht uranfänglich nur in einem Urindividuum in's Dasein trat, welches zunächst das ganze Menschenwesen in harmonischer Einheit in sich vereinigte, aber sich seiner Zeit in ein erstes männliches und in ein erstes weibliches Individuum differenzirte. Durch Kindererzeugung constituirten diese die erste Familie.

Rücksichtlich der nächstweiteren Entwickelung und Organisation des Einen Menschengeschlechtes ergeben sich aus [illegible]

der Sache, einschlägigen Winken der heiligen Schrift und historischen Forschungen namentlich folgende Grundzüge.

In dem einfachen Anfange des Menschengeschlechts waren der Analogie mit aller, unserer Erkenntniß zugänglichen, Entwickelung zufolge bereits alle Differenzen dem Keime nach beschlossen, welche im Laufe der Zeit zur Verwirklichung gelangten. Zudem mußten die stärksten und allgemeinsten früher bis auf einen gewissen Grad realisirt werden, als speciellere untergeordnete. Die erste Urfamilie konnte und mußte daher auch, ungleich späteren Generationen, sofort Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts von solcher gegenseitiger Individualität in sich schließen, vermöge deren sie, ungleich späteren Zeiten, geeignet waren, weitere Familien mit einander zu begründen. Ja, der heiligen Schrift zufolge traten in der Urfamilie in Kain und Abel sofort selbst bis zum Brudermorde fortschreitende Gegensätze hervor, die weiter dadurch bezeichnet sind, daß man unter Seth, der alsbald an die Stelle Abels trat, „von Jehova zu predigen anfing" und seine Nachkommen „mit Gott wandelten", während dagegen die Kainiten den Weg einseitiger weltlicher Civilisation einschlugen. Doch entwickelte sich die Urfamilie auch in mittlerer Richtung fort (1 Mose 4 und 5).

Wesentlich demselben Typus folgt die Entwickelung nach der großartigen, zugleich durch Sint- (allgemeine) und Sünd-Fluth bezeichneten, Katastrophe — von der sich bei den verschiedensten Völkern der Erde Traditionen vorfinden, welche gegen die in der Bibel enthaltene Darstellung die Sache in den mannigfaltigsten, zum Theil wunderlichsten, Variationen erscheinen lassen — in den Semiten einerseits, in den Hamiten andrerseits und in der durch die Japhetiten angebahnten höheren Einheit. Ihm entspricht auch die Grundlegung zur Entwickelung der heutigen Menschenraçen, mit welcher der Bibel zufolge die Bildung verschiedener Sprachen zusammenfällt und die sich an das engherzig selbstische Unternehmen des Babylonischen Thurmbaus anschloß. Und nach demselben Typus differenzirten sich weiterhin die einzelnen Raçen in verschiedene Völkerstämme, jeder von diesen in verschiedene Völker, jedes Volk in Volkszweige mit weiterer entsprechender Verschiedenheit der einzelnen Familien und Individuen. Einflüsse verschiedener Landesnatur überhaupt und verschiedenen Klima's insbesondere, verschiedener Lebens- [illegible] Beschäftigungsweisen u. dgl. m. griffen erst secundär in di[illegible]gsproceß ein, in Folge der allseitigen Ausbreitung [illegible]en Menschengeschlechts über den früheren gemein[illegible]latz hinaus. Und auch daraus ergibt sich, in wel-

chem Verhältnisse sich Sprach= und Geschichtsforschung einerseits und Naturforschung andrerseits zur Lösung der Aufgabe der Anthropologie die Hand zu reichen haben.

Auch bei der geographischen Vertheilung des Menschengeschlechtes über die Erdoberfläche darf wohl, trotz manchfacher im Laufe der Geschichte erfolgter Versetzungen und Mischungen, ein entsprechender Typus noch immer nicht aus dem Auge gelassen werden. Wie sich schon die Kainiten und Sethiten östlich und westlich schieden (1 Mose 4, 16), so hat auf der auch als alte Welt bezeichneten Halbkugel der Erde die menschliche Bewohnerschaft im Ganzen fortwährend einen Gegensatz dargeboten, welcher dem geographischen von Orient und Occident entspricht, läßt sich aber auch ein verhältnißmäßig mittleres Terrain zwischen beiden bis auf einen gewissen Grad abgrenzen, dessen menschliche Bevölkerung theils als Fortentwickelung der ursprünglichen Indifferenz jener Gegensätze theils als Resultat secundärer Indifferenzirung aus denselben zu betrachten sein dürfte. Weitere untergeordnete Gliederung sowohl des orientalischen als des occidentalischen Theils erfolgte jedoch allem Anscheine nach mehr in nördlicher und südlicher Richtung. Die menschliche Bevölkerung der andern, auch als neue Welt bezeichneten, Erdhalbkugel zeigt sich zwar vorerst noch am stärksten nördlich und südlich geschieden, repräsentirt aber wohl im Ganzen die aus allen übrigen Gliedern des Menschengeschlechts erst mehr noch in Bildung begriffene höhere Einheit. Vergl. meine Anthropologie I. S. 161 u. f.

Wenden wir jedoch unseren Blick von hier aus ergänzend nochmals auf den Ursprung und die Urzeit des Menschengeschlechts zurück! Die obigen Andeutungen in Betreff des Entwickelungsprocesses desselben schließen namentlich auch in sich, daß er sofort das ganze Menschenwesen betraf und selbst vorzugsweise die Seite der geistigen Persönlichkeit. Bald weiter unten wird geltend gemacht werden, daß sich bei der ursprünglichen Entwickelung des heutigen menschlichen Individuums der ganze Lebensinhalt vor Allem mehr nur in vegetativ=physischer Form behufs der ersten Anlage und des ersten Ausbaues des menschlichen Organismus bethätige. Das könnte im Widerspruch zu einander zu stehen scheinen.

Allein das menschliche Urindividuum, sowie das erste männliche und das erste weibliche Individuum, sind ja nicht von Eltern gezeugt und haben keine Fötusentwickelung in einem mütterlichen Uterus erfahren. Aber auch den Ursprung des Menschengeschlechts aus generatio aequivoca oder auch aus irgend einer niedrigeren Art irdischer Wesen

und insbesondere aus irgend einer Thierart mußten wir bereits zurückweisen. So bleibt denn eben doch nichts Anderes übrig, als den Anfang des Menschengeschlechts und selbst jeder besonderen Art weltlichen Daseins mit der Bibel als unmittelbares Werk göttlicher Schöpfung anzuerkennen.

Aber auch als hülfloses Kind, ja als Findelkind, für das es überdieß keinen Finder gegeben hätte, kann Gott den ersten Menschen nicht in die weite Welt ausgesetzt haben, sondern derselbe muß eben doch schon etwas fertiger in's Dasein getreten sein. Es ist überhaupt ein unstatthaftes Beginnen, die Urzeit möglichst nur nach dem Maaßstabe der Gegenwart beurtheilen zu wollen. Davon sollte schon die, von der großen Verschiedenheit zwischen der Entwickelung des Fötus bis zur Geburt und derjenigen des menschlichen Individuums nach seiner Geburt hergenommene, Analogie abhalten. Dann würde man noch so manchen, im Grunde eben so thörichten als vergeblichen, Versuch vermeiden, die Urzeit gerade des Menschengeschlechts nach seiner Gegenwart zu reformiren, wie z. B. namentlich auch die längere Lebensdauer menschlicher Individuen der ersteren, trotzdem daß die Paläontologie bereits so große Verschiedenheiten des Pflanzen- und Thierreichs von einst und jetzt kennen gelehrt hat.

So ist denn auch die Vorstellung, daß das Menschengeschlecht im Zustande niedrigster Rohheit in's Dasein getreten sei, eine durchaus unzulässige. Sie ist sofort schon unvereinbar mit einem irgend würdigen Begriffe von Gott als seinem Schöpfer und hat insbesondere auch das entschieden gegen sich, daß wir das Analoge auch von jeder andern Wesengattung behaupten müßten, damit aber Allem widersprechen würden, was wir annähernd wirklich deßhalb wissen. Selbst die möglichst weit zurückdringende Geschichte lehrt nach dem Zeugnisse des großen Historikers Johann von Müller, „daß die ältesten Menschen gerade in den höchsten Sachen richtig dachten, so sehr sie auch in den gewöhnlichen Lebensgeschäften als Kinder erscheinen, und daß jene Urgedanken sich vielmehr erst unter den später an die Tagesordnung gekommenen Künsten, welche zu den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens gehören, verdunkelten, mißverstanden und entstellt wurden."

Wenn auch das Menschengeschlecht nicht sofort auf der höchsten Stufe geistiger Entwickelung in's Dasein getreten zu denken ist, sondern ihm, wie allem Weltlichen, zunächst nur die Anlage zu Allem zukam, wozu es sich weiter entwickeln konnte und sollte, wenn sich auch sein geistiger Gehalt nicht sofort möglichst bewußt und frei, sondern in inniger

Vereinigung mit seinem psychischen Wesen erst mehr nur instinctmäßig geltend machte, so konnte dieß ebendeßhalb auch nur um so richtiger, treffender und zweckmäßiger geschehen. Auch auf die Kindheit des Menschengeschlechts ist daher das Wort des Dichters anwendbar: „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“ Das drängt sich der sinnigeren Beobachtung selbst nur vom Standpunkte der Naturforschung kraft der Analogie auf, daß nicht bloß das menschliche Individuum in seiner früheren Jugend noch heute vielfach ein schöneres und edleres Bild darbietet, sondern auch jüngere Thiere einen günstigeren und selbst Menschenähnlicheren Eindruck machen, als später.

Das goldene Zeitalter ist nicht das spätere, sondern das früheste. Pflanzen und Thiere können der Verschlechterung und Verwilderung erst hinterher verfallen. Die Geschichte lehrt uns deutlich genug, wie in früheren und späteren Zeiten Theile der Menschheit von höheren Stufen der Entwickelung auf niedrigere zurückgesunken und in Rohheit versunken sind. Wir werden demnächst von Neuem etwas näher in Betracht ziehen, in welcher Weise das ganze Menschengeschlecht schon in seiner Urzeit sich ein ähnliches Geschick selber bereitete. Aber niedrige Rohheit war ihm nicht uranfänglich und gar normaler Weise eigen.

Das innerste Wesen der Geschichte des Menschengeschlechts ergibt sich, in wesentlicher Uebereinstimmung mit der göttlichen Offenbarung, gemeinschaftlich aus dem längst und noch immer gegebenen Zustande des irdischen Daseins überhaupt, aus dem allein statthaften und würdigen Begriffe von Gott und aus demjenigen, was den Menschen allein wesentlichst als Menschen charakterisirt.

Das irdische Dasein, wie es wirklich ist, bietet keineswegs nur relativ mehr oder weniger Vollkommenes, Gutes und Zweckmäßiges, sondern nur gar zu mannigfaltig auch das positive Gegentheil davon dar. Stehen sich doch in der Natur nicht blos allenthalben Werden und Leben einerseits und Sterben und Verwesen andrerseits gegenüber und ist sie überhaupt selbst nicht blos, wie eine Stätte lebendigen Werdens und Schaffens, so auch ein Grab untergegangener und noch fortwährend untergehender Schöpfungen, sondern stehen auch überall wohlthätig Förderndem und Heilsamem — Hemmendes, Störendes, selbst giftig Tödtendes — der ohnedieß nur in vielfachen Abstufungen und Modificationen

gegebenen relativen Gesundheit, insbesondere des Menschen, ein Heer der mannigfaltigsten Krankheiten gegenüber. Physisches, Psychisches und Geistiges sind einzeln für sich wenigstens nicht minder reich an Abnormem als Normalem und stehen gegenseitig mindestens nicht weniger mannigfaltig in hemmendem und störendem Widerstreite, als in begünstigender Harmonie. Trotz alles Fortschritts ist die Wahrheit noch heute von Irrthum und Lüge — die Tugend von Lastern aller Art — Liebe von Haß — Friede, Freude und Hoffnung von Krieg, Leid und Furcht u. s. w. um- und überwuchert.

Das kann nicht nothwendige Folge der Schöpfung und Einrichtung Gottes sein, wie Er sich selbst geoffenbart hat und auch wahrhaft nur zu denken ist. So kann Er es weder nur gewollt noch nur gekonnt haben. Davon kann auf Gottes Rechnung nur die Möglichkeit, nicht aber eben so auch die Wirklichkeit, kommen. Diese muß ihren Grund in etwas Anderem haben, das sammt dieser Wirklichkeit hätte unterbleiben können und sollen. Dieser Grund, der allein die Quelle aller Uebel ist, mit denen wir das irdische Dasein behaftet finden, konnte nur vom creatürlichen Geiste überhaupt und vom menschlichen insbesondere, und zwar von dem Mißbrauche seiner Freiheit, ausgehen. Denn Gott konnte es, wie gesagt, nicht so gewollt oder nur so gekonnt haben, und die Natur hätte blos aus und durch sich selbst nicht anders sein und werden können als sie nach göttlicher Einrichtung sollte. Die Natur hatte keine Wahl. Dagegen mußte dem creatürlichen Geiste die Möglichkeit des Mißbrauches seiner Freiheit gelassen sein, weil sonst nur Nothwendigkeit, keine Freiheit, hätte gegeben sein können. Aber wenn der creatürliche Geist mit seiner relativen Freiheit, wie er konnte und sollte, den rechten Zusammenhang mit dem absoluten Geiste Gottes und die rechte Unterordnung unter denselben frei erhalten hätte, so wäre diese Möglichkeit nicht zur Wirklichkeit geworden, die aber unausbleiblich war, als durch Mißbrauch der Freiheit das Gegentheil davon erfolgte. Erfolgte dieß aber, worauf Alles hinweist, schon von Seiten des ersten Menschenpaares, und zwar schon vor dessen Fortpflanzung, so konnten sofort auch schon die Keime seiner ersten Nachkommen und deren Entwickelung nur darnach ausfallen, d. h. mußte jener bereits entsprechend abnorm beschaffen sein und diese mehr und mehr abnorm vor sich gehen. Und wenn sich dabei auch sofort ein entschiedener Gegensatz einer verhältnißmäßig besseren und schlimmeren Richtung herausstellte, so konnte doch die Entwickelung von Generation zu Generation selbst bei der ersteren wenigstens nicht dasselbe Resultat und nicht so vollkommen und

bald zu Tage fördern, als es ohne den vorgängigen fraglichen Mißbrauch der Freiheit der Fall gewesen wäre. Ja, da zuerst die physische und demnächst die psychische Entwickelung über die, noch dazu vor allem Anderen in Abnormität abgewichene und geschwächte, geistige vorherrschte, so mußte letztere selbst auf Seiten dieser Richtung vorerst je länger um so mehr theilweise auch positiv abnorm erfolgen und darunter auch alles Untergeordnete an und außer dem Menschen in entsprechendem Verhältnisse Noth leiden. Um so mehr aber mußten in der anderen Richtung der ganze menschliche Lebensinhalt und die ihm untergeordnete irdische Natur in immer mächtigerer Progression degeneriren, wie den Grundzügen nach schon oben S. 76 ꝛc. in Betracht kam.

Dadurch wuchs also einerseits in und außer dem Menschen Abnormes jederlei Art immer mannigfaltiger und stärker an und wurde andrerseits der menschliche Geist immer unfähiger, erfolgreich wieder zum richtigen Verhältnisse einzulenken und dem anwachsenden Uebel in und außer sich zu steuern.

Wie wenig die Menschheit selbst vermochte, die ganze Sachlage wieder zum Besseren zu wenden, dafür spricht vor Allem laut und deutlich der vielgestaltige Prozeß der Mythologie, dem die verschiedenen Völker auf lange Zeit mehr oder weniger verfielen, und Alles, was sich näher daran knüpft. Denn so viel Reminiscenzen und Traditionen und soviel richtig treffende geistige Instinctmäßigkeit auch noch immer aus der besseren Urzeit darein spielten, so ist die Mythologie übrigens doch großen Theils das Resultat eines Träumens und selbst Delirirens von Gott und von dem Verhältnisse zwischen ihm und der Welt überhaupt, sowie dem Menschengeschlechte insbesondere, in welche das uranfängliche wenigstens verhältnißmäßige Wachen des letzteren auf lange über- und unterging, nachdem sein ursprüngliches Verhältniß zu Gott einmal in ein Mißverhältniß verkehrt war. Diejenigen, welche auch vom Inhalte der Bibel überhaupt und des neuen Testaments insbesondere, was sich ihrem ärmlichen subjectiven Maaßstabe nicht sogleich fügen will, für Mythologie erklären, verstehen weder diese noch jene. Zwar rangen sich endlich die begabtesten Culturvölker auch mehr nur durch eigene Kraft bis auf einen gewissen Grad wieder aus jenem Träumen und Deliriren zu einem mehr wachen Zustande empor; allein auch dem Höhepunkte des klassischen Alterthums folgte gleichwohl nur zu bald von Neuem ein tiefer Verfall.

Doch war, wie schon oben S. 78 ꝛc. zur Sprache kam, anderwärts

dem verzweifelten Zustande längst Gott selbst in ganz besonderer Weise zu Hülfe gekommen, indem er namentlich die eminente religiöse Anlage des jüdischen Volkes eigens in Schutz und Pflege genommen, innerhalb desselben einen innigeren Zusammenhang mit der Urzeit und der weiteren Geschichte des Menschengeschlechts gewahrt und die wesentlichen Anknüpfungspunkte für die allein noch mögliche Wendung zum Besseren angebahnt hatte. Dazu war aber noch weiteres ganz besonderes göttliches Eingreifen unumgänglich nöthig, nämlich gleichsam die Impfung des degenerirten Menschheitsorganismus mit dem göttlichen Fermente des Christenthums, ja die besondere Eingeburt göttlichen Wesens selbst, des Sohnes Gottes, in denselben, um dadurch den verwilderten Baum des Menschengeschlechts zunächst vom religiös-sittlichen Grunde aus wieder zu veredeln, wie einen Baumwildling durch Einpropfung eines Edelreises.

Zugleich traten, gewiß nicht ohne besondere göttliche Leitung, auch andere und jüngere Völkerelemente, namentlich die durch vorzügliche Begabung, wie für Religion und Sittlichkeit, so auch für die Wissenschaft, Kunst, jederlei menschliche Leistung und besonders auch für Geschichte, ausgezeichneten germanischen, aus dem Dunkel hervor und bald als Hauptträger und Führer an die Spitze der mehr westwärts fortschreitenden Geschichte und ging demnächst der Abend des kurzen Geschichtstages des klassischen Alterthums, um dessen Höhepunkt sich bereits eine mächtige Regung auch ostwärts bemerklich gemacht hatte (Persien und Zoroaster, Indien und Buddha, China und Confucius), in eine Art Geschichtsnacht, das Mittelalter, über; aber in diesem Zusammenhange in eine Nacht, welche der ganzen großen Wendung wesentlich förderlich sein sollte und konnte.

Denn, wie wir weiter unten finden werden, daß im Kleinen der allnächtliche Schlaf den individuellen Organismus je wieder auf eine seiner Fötusexistenz analoge Entwickelungsstufe verjüngend zurückführt, seinen ganzen, in manchfachen einzelnen Richtungen mehr nach aussen gerichteten, Lebensinhalt je wieder mehr innerlich concentrirt, denselben der leicht fehlenden Herrschaft der Willkür entrückt und dagegen wieder mehr instinktmäßig und damit wenigstens weniger fehlbar wirksam macht, ihn je wieder reicher an ursprünglichem plastischem Vermögen macht, kraft dessen nicht blos je wieder ersetzt wird, was das wache Tagwerk verbraucht hat, sondern auch manches während des letzteren qualitativ Mißrathene wieder zurückgebildet, beseitigt und gut gemacht, durch all' das aber der Organismus je wieder befähigt wird zu dem neuen Tagwerke tiefer, kräftiger und erfolgreicher auszuholen — so geschah während des

Mittelalters Analoges im Großen für den Organismus der Menschheit. Insbesondere wurde sofort im Anfang dieser wichtigen großen Periode seiner Geschichte auch das geistige Leben aus seiner peripherischen Zersplitterung und manchfachen Verirrung wieder zur normaleren tiefinnerlichen Einheit zurückgeführt und dadurch vor Allem, gegenüber dem Wesen des Christenthums, glaubensfähig gemacht (vergl. oben S. 82), zugleich zur Anlage und zum ersten Ausbau der ihm entsprechenden Kirche, sowie überhaupt für dasjenige befähigt, von dem allein gründliche Hülfe in einem Zeitpunkte zu erwarten war, in welchem selbst Griechenland und Rom mit all' ihrer Wissenschaft und Kunst, Macht und Herrlichkeit bereits wieder in raschem und tiefem Verfalle begriffen waren, welcher bei älteren östlicheren Völkern und Reichen längst mehr und mehr Platz gegriffen hatte.

Allein Zwang konnte der menschlichen Freiheit auch dazu nicht angethan werden, sich die einzige noch mögliche Hilfe in höchster Noth anzueignen. Sie konnte höchstens durch die dabei unverdient zuvorkommende Gnade und Liebe Gottes zu dem freien Entschlusse geneigter gemacht werden, die dargebotene Hülfe anzunehmen. So aber ist freilich auch heute noch nur ein Theil des Menschengeschlechts frei und rückhaltlos genug darauf eingegangen, trotzdem daß ihm die Mittel und Wege dazu bereits so lange dargeboten, die Sache, um die sich's dabei handelt, sammt Absicht und Ziel, beglaubigt und constatirt sind, wie nichts Anderes, und der Erfolg eines auch nur theilweisen und unvollkommenen Eingehens darauf dadurch so ermuthigend und einladend vor Augen steht, daß den christlichen Völkern, wie sie dieß auch nur sind, gleichwohl wirklich die Hauptrolle in der Geschichte und die Herrschaft über die andern zugefallen ist.

Wohl gerieth seiner Zeit auch das Mittelalter in Verfall. Wie aber dieser wesentlich mit entsprechender Degeneration der christlichen Kirche zusammen- und davon abhing, so ging mit der Reformation derselben auch der neue Geschichtstag der Neuzeit auf. Nur ist dieser Zusammenhang von zu Vielen nicht blos nicht erkannt und eingegangen, sondern selbst auf alle Weise bekämpft worden. An den heilsamen Folgen davon nehmen diese zwar bis auf einen gewissen Grad Theil, aber dem tieferen Grunde und der eigentlichen Quelle derselben bleiben sie nach wie vor abgewendet oder sogar im feindlichen Kampfe gegen dieselben befangen. Selbst ein großer Theil ihrer ursprünglichen Bekenner hielt sich je länger je mehr an die Früchte des Baumes, ja rühmte sich deren als ihres eigenen Werks, verkannte und beeinträchtigte aber den Baum

und vollends seine Wurzel, das religiöse Verhältniß zu Gott in Uebereinstimmung mit der göttlichen Offenbarung, mehr als daß sie dieselben nach Gebühr schätzten und ihr Gedeihen förderten.

Wir sind damit übrigens wieder bei dem innersten Wesen der religiösen Frage angekommen, auf das wir uns zuletzt von allen Seiten immer wieder hingewiesen finden.

Die menschlichen Individuen sind, wie die Blätter, Blüthen und Früchte eines wirklichen Baumes, die verhältnißmäßig letzten und kleinsten Bestandtheile des Einen Baumes des Menschengeschlechts, der an die Stelle der älteren abfallenden immer neue reichlich nachtreibt. Der einst verwilderte und durch das göttliche Princip des Christenthums von Neuem veredelte Baum treibt jedoch nicht blos in denjenigen Theilen, welche diese Veredlung noch gar nicht eingegangen sind, sondern auch in denjenigen, welche dieselbe nicht rein und kräftig genug bewahrt und gepflegt haben, noch immer oder von Neuem auch wilde Schößlinge. Die daraus erwachsenden menschlichen Individuen und deren Nachkommenschaft blieben zwar von dem veredelnden göttlichen Fermente und seinen anderweitigen Folgen nicht ganz unberührt, werden und wirken aber dennoch um so leichter, wie sie nicht sollten, als wie sie sollten und könnten, je mehr bei allen Menschen ihr physisches und psychisches Wesen früher in vorherrschende Entwickelung tritt, als ihr geistiges. Nun ermangelt selbst das Psychische des Sinnes für Gott und der Fähigkeit für religiöse Lebensgemeinschaft mit Ihm, die vielmehr erst Sache des Geistes sind. Dieser aber kann, wenn die Reihe vorherrschender Entwickelung und Reife erst an ihn käme, so vernachlässigt und vom Physischen und Psychischen so überwuchert und in ihre Interessen verwickelt sein, ja in den Ruin, welchem sie alsdann gleichwohl bereits selbst verfallen sein können, so mit hineingezogen werden, daß er seine Bestimmung mehr oder weniger vollständig verfehlt.

Specielleres über das Verhältniß des menschlichen Individuums zu seiner Gattung wird sich namentlich auch in einem späteren, sich auf das in besonderem Sinne sogenannte Geschlechtsleben beziehenden, Abschnitte noch ergeben. —

Bei Allem, was menschliche Individuen mit einander gemein haben, unterscheiden sie sich doch zugleich auch auf das Mannigfaltigste.

Wenn man behaupten kann, daß nicht zwei Blätter eines und desselben Baumes einander ganz gleich seien, so finden vollends zwischen menschlichen Individuen fast unendlich mannigfaltige Verschiedenheiten statt. Gleichwohl lassen sich die Hauptmodificationen menschlicher Individualität aufzeigen und wenigstens bis auf einen gewissen Grad erklären. Sie bleiben theils in der Regel durch das ganze Leben verschiedener Individuen wenigstens bis auf einen gewissen Grad dieselben, theils bestehen sie bei jedem Individuum von möglichst vollständiger Lebensdauer je nur während einer einzelnen Periode. Beiderlei aber sind für die Beurtheilung und Behandlung menschlicher Individuen von großer Bedeutung.

Zu denen der ersten Art gehören namentlich die folgenden. 1) Der Unterschied männlicher und weiblicher Individuen, an dem alle Hauptbestandtheile des ganzen physischen, psychischen und geistigen Menschenwesens in bis auf einen gewissen Grad nachweisbarer Art Theil haben und den man seiner normalen Bedeutung nach ganz allgemein dahin bezeichnen könnte, daß er den ganzen menschlichen Lebensbestand in zwei polar entgegengesetzten Proportionen darstelle. Auch davon einiges Weitere bei späterer Gelegenheit. 2) Von Seiten des Physischen gehören dahin die sogenannten Leibesconstitutionen, welche theils auf Verschiedenheit der Stärke und Lebhaftigkeit der physischen Organisation überhaupt, theils auf verhältnißmäßiger Vorherrschaft einzelner Gebiete und Seiten derselben beruhen. 3) Von Seiten des Psychischen die in ähnlicher Weise begründeten verschiedenen Temperamente. 4) Von Seiten des Physischen und Psychischen zugleich, sofern von beiden Seiten sich gegenseitig ähnliche Modificationen zusammentreffen, die verschiedenen Naturelle, wie z. B. lebhaftes, aufgewecktes oder träges, schläfriges u. s. w. 5) Von Seiten des Gemüths die verschiedenen Gemüthsarten, wie ruhige oder heftige, weiche oder harte, heitere oder trübe u. dgl. m. Endlich 6) von Seiten der möglichst selbstbewußten und freithätigeu geistigen Persönlichkeit die Verschiedenheiten des Charakters, wie eines schwachen oder starken, edlen oder gemeinen, offenen und verschlossenen u. s. w. bis zu den Extremen der Charakterlosigkeit einerseits und des nicht blos Charakter haben, sondern selbst Charakter sein, was aber alles nicht sowohl, wie bei den übrigen Modificationen menschlicher Individualität, mehr Sache angezeugter und angeborner Erbschaft, als vielmehr freies Werk der Erziehung überhaupt nnd vollends der eigenen freien Selbstgestaltung insbesondere ist.

Solche Modificationen sind namentlich auch dadurch von Interesse und Wichtigkeit, daß sie einseitige Abweichungen von dem möglichst harmonischen Verhältnisse aller Hauptbestandtheile des menschlichen Individuums zu einander und verschiedener Stufen und Seiten jedes einzelnen dieser Bestandtheile darstellen, welche, nur bis zu einem gewissen Grade gediehen, noch in die Grenzen relativer Normalität fallen, darüber hinaus gehend aber bereits zu entsprechenden Abnormitäten werden, zu denen jedoch auch schon die ersteren als Keime und Anlagen in Betracht kommen — und daß sie auch unter diesem Gesichtspunkte zu behandeln sind.

Analoges gilt auch von denjenigen Modificationen menschlicher Individualität, die jedes menschliche Individuum von möglichst vollständiger Lebensdauer in einer gewissen Reihenfolge nach einander ein- und durchgeht und deren jede nur eine gewisse Zeitlang besteht. Diese sind in den verschiedenen Entwickelungsperioden oder Lebensaltern gegeben und betreffen in ihrer Gesammtheit alle wesentlichen Bestandtheile des Menschen nach Verschiedenheit ihres gegenseitigen Verhältnisses. Dazu kommt noch, daß je während der Uebergangsepochen zwischen dem nächst vorangegangenen und nächst nachfolgenden Lebensalter gewisse entsprechende Abnormitäten leichter zu Stande kommen, weil da die Ordnung und Weise des ersten nicht mehr und die des andern noch nicht im gehörigen Maaße herrschen und dadurch das Individuum in sich selber haltungsloser ist und daher nachtheiligen Einwirkungen leichter unterliegt.

Die Reihenfolge, Dauer und wesentliche Charakteristik der menschlichen Lebensalter ist die folgende.

1) Das Fötusalter, das kürzeste von allen, indem es von der Zeugung bis zur Geburt nur 10 Mondsmonate oder 40 Wochen oder 280 Tage dauert. Während desselben erfolgt die erste Anlage und der bis auf einen gewissen Grad fortschreitende Ausbau der Individualität des der Gattung neu zuwachsenden und menschlichen Individuums noch in der innigsten Vereinigung mit dem mütterlichen Organismus, so jedoch, daß das Physische am stärksten in den Vordergrund tritt, das Psychische sich erst noch in der niedrigsten und allgemeinsten Form regt, das Geistige aber vollends noch ganz in Latenz beharrt. Dabei ist zwar dieses anfängliche Werden des neuen Individuums gegen nachtheilige Einwirkungen in hohem Grade isolirt. Allein schon der Moment der Zeugung des Keimes derselben bedingt nur zu häufig eine mehr oder weniger unvortheilhafte Beschaffenheit des letzteren und von

Seiten der Mutter wirkt bis zur Geburt dennoch auch Mancherlei leicht mehr ungünstig als günstig auf dessen Entwickelung ein.

2) Das von der Geburt an beginnende und ungefähr die nächsten 3 bis 4 Jahrsiebente umfassende Lebensalter der Jugend gliedert sich weiter in das Kindes-, Knaben- und Mädchen-, Jünglings- und Jungfrauenalter.

a) Selbst nur vom Kindesalter, das im Ganzen durchschnittlich das erste Jahrsiebent ausfüllt, werden ungefähr die ersten 9 Monate mit Recht noch besonders als Säuglingsalter bezeichnet, für das es von großem Belange ist, ob das Kind überhaupt gesäugt wird oder nicht, ob im ersteren Falle von der Mutter oder von einer Säugamme und ob die eine oder die andere an sich mehr oder weniger dazu geeignet ist und eine mehr oder weniger geeignete Lebensweise beobachet. Ein äußeres Zeichen für den Schlußtermin der Säuglingsperiode bildet das Erscheinen der ersten Zähne, dem jedoch ein Entwickelungsstadium der Verdauungswerkzeuge überhaupt parallel geht, welches das Kind für andere Nahrung als die Muttermilch befähigt. Ueberhaupt ist während des ganzen Kindesalters das sich näher an die Bauchregion anschließende Pflanzlich-Physische, sowie das Lymphsystem, vorherrschend in Entwickelung begriffen. Von Seiten des Thierisch-Physischen gedeihen die Thätigkeiten der Bewegungs- und Sinnwerkzeuge bis auf einen gewissen Grad. Das psychische und geistige Leben aber sind erst mehr nur in einer Art märchenhaften Vorträumens der späteren Wirklichkeit und darin begriffen, dieselbe in der Form des Spieles zu anticipiren. Ein äußeres Merkzeichen des Schlusses dieser Entwickelungsperiode ist in dem Wechsel der bisherigen sog. Milchzähne gegeben.

b) Das Knaben- und Mädchenalter nimmt ungefähr das zweite Jahrsiebent nach der Geburt ein. Die physische Entwickelung gilt namentlich der Brustregion in überwiegendem Verhältnisse. Psychisch tritt mehr objective sinnliche Auffassung und Verstandesthätigkeit an die Stelle der vorher vorherrschenden subjectiven Einbildungskraft. Zugleich tritt das gegenseitige charakteristische Gepräge männlicher und weiblicher Individuen überhaupt mehr und mehr hervor und gegen den Schluß dieses Lebensalters ist für die geistige Orientirung, Begründung und Entwickelung bereits viel, ja Entscheidendes, durch die Erziehung möglich und um so mehr nöthig, als gleichzeitig auch das vorzugsweise sog. Geschlechtsleben rege zu werden beginnt, aber noch einer geraumen Zeit des Reifens für seinen Endzweck bedarf, von welcher Heil oder

Unheil des ganzen Menschen großentheils abhängt. Der Schlußtermin dieser Lebensperiode ist zugleich der Anfangstermin

c) des Jünglings- und Jungfrauenalters, welches das dritte und bei männlichen Individuen auch das vierte Jahrsiebent in Anspruch nimmt. Während desselben erreicht das Längenwachsthum und die sowohl zur physischen als zur psychischen Organisation in innigerem Verhältniße stehende Knochenbildung ihre Vollendung und kommt der Hauptsache nach die bleibende Proportion der ganzen äußeren Erscheinung des Individuums zu Stande. Die in dieses Lebensalter fallende psychische und geistige Entwickelung aber charakterisirt sich normaler Weise namentlich durch ein verhältnißmäßiges Uebergewicht des Idealen nach Kopf und Herzen.

3) Während des Mannes- und Frauenalters, das sich beim männlichen Geschlechte über das fünfte, sechste, siebente, achte und neunte Jahrsiebent erstrecken kann, beim weiblichen dagegen mehr schon mit dem Ende des siebenten seine Grenze findet, und jedenfalls bei beiden die sog. „besten Jahre" in sich schließt — erlangt normaler Weise vor Allem das Physische seine volle Intensität und Reife, sowie die möglichste Harmonie seiner einzelnen Gebiete, neigt dasselbe aber blos für sich jenseits dieses seines Höhepunkts auch bereits zur Abnahme und Rückbildung. Das Psychische, das vorerst auch noch extensiv zu wachsen hat, gelangt sodann auch seiner Seits zur Intensität, Reife und Harmonie seiner verschiedenen Seiten uud Stufen, um zuletzt ebenfalls eine gewisse theil- und gradweise regressive Metamorphose einzugehen. Der Geist aber endlich pflegt selbst im besseren Falle während dieses Lebensalters vorerst nur allmälig ins Gleichgewicht mit dem Physischen und Psychischen zu kommen, dann erst sich der Obervormundschaft und Herrschaft über dieselben bis auf einen gewissen Grad zu bemächtigen, was ihm aber doch vollends erst recht gelingt, wenn er auch das nächste Lebensalter noch er- und möglichst normal durchlebt, während dessen dann der Geist erst seine volle Entwickelung und Reife erreicht.

Die geistige Entwickelung erfolgt jedoch überhaupt nicht sowohl von selbst nach Naturgesetzen, als daß sie vielmehr vorherrschend frei erstrebt und vollbracht werden muß. Daher kann eine gewisse Höhe und Reife derselben einerseits auch im irdischen Leben schon früher, oder aber bei so vielen allzu bald, in früher Kindheit und selbst noch eher sterbenden Menschen auch erst im Jenseits erreicht, andrerseits aber auch nach wie vor mehr oder weniger vollständig schuldig geblieben werden. Aber

unterstützt oder wenigstens erleichtert wird die geistige Entwickelung doch auch durch Anderes, vorzugsweise erst in dieses und das folgende Lebensalter Fallendes, weßhalb es denn doch damit meistens erst während dieser letzten Lebensabschnitte möglichst gelingt. In dem Mannes- und Frauenalter unterstützt sie namentlich Manches, was die Verhältnisse und der Beruf von Ehegatten und Eltern als solchen mit sich bringen. Doch gilt im Durchschnitte das menschliche Leben während dieser Periode doch vorherrschend der gegenwärtigen irdischen Wirklichkeit.

Ein äußeres Zeichen des Schlusses des Mannes- und Frauenalters tritt mehr nur bei weiblichen Individuen, unter Vermittelung der bei ihnen verhältnißmäßig überwiegenden Naturseite, im Aufhören der Menstruation und Empfängnißfähigkeit in die Erscheinung. Männliche Individuen sind auch dabei mehr ihrer eigenen Freiheit anheimgegeben. Je regelmäßiger der bisherige Verlauf des Lebens überhaupt war, um so gewisser bezeichnet den Schluß dieses Lebensalters auch der Umstand, daß die bisherigen Eltern durch die Geburt erster Enkel in den Stand der Großeltern vorrücken.

4) Damit beginnt zugleich das Alter schlechtweg, das zuletzt in das Greisenalter ausläuft und mit dem Tode endigt. Erst dieser letzten Periode des irdischen Lebens fält normaler Weise die intensivste Entwickelung und möglichste Reife des Geistes zu. Wo es wirklich dazu kommt, da wird dadurch nicht blos die theil- und gradweise Rückbildung des Seelenlebens beträchtlich verspätet und ermäßigt, sondern bis auf einen gewissen Grad auch die des Physischen. Aber leider kommt es so selten vollständig genug dazu, daß die Meinung: der ganze Lebensinhalt des menschlichen Individuums schlage normaler Weise, nachdem er längstens um die Mitte des Mannes- und Frauenalters, in den sog. besten Jahren, die Höhe seiner Entwickelung erreicht habe, in Abnahme und Rückbildung um, daß, sag' ich, diese Meinung, so falsch sie auch ist, doch einiger Massen entschuldigt werden kann.

Weder die Aus- noch die Rückbildung gilt jedoch dem ganzen menschlichen Lebensinhalte je gleichmäßig. Wie Einzelnes seine Bestimmung bereits im Fötusalter erreicht und zum Theil seine Rückbildung schon vor der Geburt erfährt, während das Uebrige in fortschreitender Ausbildung begriffen ist, so kommt die Reihe der vorherrschenden Ausbildung und Reife an den Geist in der Regel erst im letzten Lebensalter, während alles Andere bereits in Rückbildung begriffen ist. Der oben als falsch bezeichneten Meinung entsprechend kommt es in der That und Wahrheit, wenn auch bei noch so Vielen, doch nur abnormer Weise.

Und auch das spricht dafür, wie sehr die selbstverschuldete Degeneration des Menschengeschlechts und des ganzen irdischen Daseins über ihre Regeneration überwiegt, soviel auch längst dafür geschehen ist und noch geschieht, um das Verhältniß wieder umzukehren.

Doch darf dabei auch nicht unbemerkt bleiben, daß es zum Theil so schlimm zu stehen auch mehr nur scheint als wirklich steht, weil man das Physische und Psychische des Menschen, sowie deren Verhältniß zu seiner Aussenwelt zu hoch anschlägt, dagegen aber sein geistiges Wesen, dessen höchste Beziehungen und Interessen und wie sie in der letzten Periode des menschlichen Lebens auch im weniger glücklichen Falle dennoch bis auf einen gewissen Grad realisirt werden, zu gering achtet. Und dieß darum, weil das geistige Wachsen und Reifen während des höheren Alters, dem Wesen des Geistes überhaupt entsprechend, mehr tief innerlich erfolgt und weniger sinnfällig noch in die diesseitige irdische Wirklichkeit herauswirkt, sondern mehr schon dem jenseitigen Leben nach dem Tode gilt. Aber allerdings geschieht es nur zu häufig, daß, nachdem bis auf jene Höhe des Mannes- und Frauenalters mehr nur das Physische und Psychische hinlänglich zur Entwickelung gekommen sind, für diejenige des Geistes dagegen das Nöthige nicht geschehen ist, nicht blos die Rückbildung der ersteren in Ermangelung eines kräftigeren geistigen Haltes und Zuges zu rasch und vollständig erfolgt, sondern auch der nicht weit genug geförderte Geist mit in ihren Ruin hineingezogen wird.

Der normale Hergang ist aber gleichwohl, wenn er auch noch seltener realisirt würde, als es der Fall ist, nur folgender. Wenn auch für den Geist und seine eigenthümlichen Interessen vom Kindesalter bis zum Schlusse des Mannesalters in verhältnißmäßig ähnlichem Maaße, wie für das Physische und Psychische, das je und je Nöthige und Geeignete geschehen ist, so kommt doch gerade erst jetzt die günstigste Zeit für die Vollendung der geistigen Entwickelung und Reife während der irdischen Existenz und gelangt das menschliche Individuum jetzt erst auf eine Höhe, welche diejenige der sog. besten Jahre weit überragt, und von welcher aus ein weiterer und freierer Ausblick sich nicht blos rückwärts auf das Diesseits eröffnet, als der von der früher erreichten aus, der überhaupt mehr nur dieser Richtung gilt, sondern auch vorwärts in's Jenseits.

Denn alsdann tritt das Geschlechtsleben — diese niedrigere Großmacht der ganzen menschlichen Lebensökonomie, welche vorher mit der höheren reiner geistigen Persönlichkeit so vielfach und um so häufiger zu deren

Nachtheil in Conflict kam, als jene in ihrer Entwickelung dieser voraus-eilte — mehr und mehr wieder in Latenz zurück und gewährt dem Geiste freieres Spiel. Die physische und psychische Organisaton sind alsdann zu größerer Ruhe und Harmonie gelangt, als es früher der Fall war, und erleichtern dadurch dem Geiste die Herrschaft über sie, die sie ihm früher zu seinem Nachtheile oft nicht blos erschwerten, sondern statt deren sie selbst die Herrschaft über ihn errangen. Zwar gehen sie, und zwar eher und mehr noch die physische als die psychische Organisation, nunmehr auch theilweise Rückbildung ein. Allein theils betrifft diese doch mehr nur ihre niedrigeren Aussenwerke, theils wird diese Rückbildung, wenn bis dahin nur nicht allzuwenig für den Geist geschehen ist, durch diesen ermäßigt und verlangsamt, theils endlich gilt die Beeinträchtigung und Beschränkung, welche allerdings der Geist selbst dadurch erfährt, doch mehr nur gewissen untergeordneten Beziehungen zur diesseitigen äußeren Wirklichkeit — zu Gunsten nicht blos der eigenen geistigen tieferen Verinnerlichung und Concentration, sondern auch zu Gunsten der Richtung auf das jenseitige Fortleben nach dem irdischen Tode, sowie auf Gott, von dem, durch den und zu dem alle Dinge im Diesseits und Jenseits sind*). Dieß um so mehr, als der Mensch bis dahin Zeit und Gelegenheit genug hatte, das Unbefriedigende des ganzen

*) Damit stimmt namentlich auch ein besonders zeitig und allgemein eintretendes Zeichen des Alters überein — der Nachlaß des Namens-Gedächtnisses. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß derselbe auf einer Abnahme von Momenten des Gehirnlebens beruht, die in innigem Verhältnisse zum Gedächtnisse überhaupt stehen. Allein wenn im Alter auch das ganze Gedächtniß in allen seinen Beziehungen gleichzeitig und gleichmäßig abnähme, so gälte dieß doch jedenalls nicht sowohl wesentlichen Geistesfunctionen, als vielmehr nur damit zusammenhängendem untergeordnetem Psychischen. Was nun aber insbesondere die Beziehung des Gedächtnisses auf Namen betrifft, um die sich's hierbei handelt, so ist zu bedenken, daß insbesondere Personen-Namen in keinem wesentlichen Zusammenhange mit dem eigenthümlichen Wesen der einzelnen Personen zu stehen pflegen. Dieser selbst und ähnlich auch der Dinge und Verhältnisse an sich erinnert sich das Alter nach wie vor. Nur rücksichtlich der mehr äußerlich und willkührlich damit verbundenen Namen wird es in Uebereinstimmung damit vergeßlicher, daß es überhaupt Beschränkung mehr nur in Bezug auf Aeußerliches und Untergeordnetes und zu Gunsten gerade des Wesentlicheren, Bedeutsameren und Höheren erfährt, wobei ja doch wenigstens der Gewinn größer ist als der Verlust.

gegenwärtigen irdischen Daseins, aus dem er selbst bald ganz ausscheiden wird, mehr und mehr kennen und wahres Genügen erst darüber hinaus erwarten zu lernen.

Wozu daher in solchem Zusammenhange in dieser letzten Periode dieses seines irdischen Lebens eine lange Vergangenheit nicht verhilft, dazu vermag ihm vollends der sich immer mehr eröffnende Blick in die mit seinem Tode immer näher rückende Zukunft zu verhelfen.

Auf der Lebenshöhe, auf welche der Mensch normaler Weise erst im höheren Alter gelangt, erscheinen ihm auch Tod und Unsterblichkeit erst vollends im rechten Lichte und Zusammenhange.

Denn von äußerlicheren und niedrigeren Verbindungen mit der diesseitigen Wirklichkeit schon hier mehr und mehr losgelöst, und dagegen besseren Falls in entsprechendem Maaße auf eine jenseitige und auf sein in derselben fortzusetzendes Leben, sowie auf ein entsprechendes Verhältniß zu Gott selbst, immer dringender hingewiesen, wird der menschliche Geist auch bei sich selbst als nächstem Ebenbilde Gottes erst vollends recht heimisch und insbesondere auch seiner persönlichen Fortdauer über den Tod hinaus immer entschiedener gewiß.

Persönlichkeit, dieses Prärogativ des Menschen vor allem anderen Irdischen, gründete ja auch bis dahin wesentlich nur in seinem Geiste. Daß dieser aber und eben in seiner Weise, als selbstbewußte und selbstmächtige innerliche Einheit oder eben als Persönlichkeit, mit dem Tode aufhören sollte zu existiren, nachdem er eben erst in den besten Zug seiner Entwickelung gekommen ist, das ist auch schon darum nicht denkbar, weil ja selbst alle niedrigere Zubehör des Menschen, nachdem sie durch den Tod zum Leichnam geworden, nicht aufhört, in ihrer Weise, nämlich in äußerlicher Mannigfaltigkeit, nicht blos überhaupt fortzuexistiren, sondern auch durch die Verwesung hindurch neue Verbindung mit Organisch-Lebendigem eingeht und mit demselben fortlebt. Es ist ja auch mit nur irgend würdigen Begriffen von Gott durchaus unvereinbar, daß gerade nur die geistige Persönlichkeit als solche, in der doch das übrige Dasein eigentlich erst Sinn, Werth und Endzweck erreicht, mit dem irdischen Tode, wie nichts Anderes!, völlig vernichtet werden sollte, daß gerade nur sie in den unzähligen Fällen Vernichtung treffen sollte, in welchen Menschen bereits wieder sterben, bevor der an

sich so große, reiche und köstliche Schatz ihres geistigen Wesens sich zu entwickeln auch nur angefangen oder nachdem er wenigstens erst so geringe und selbst wohl mehr falsche als richtige Fortschritte in seiner Entwickelung gemacht hat, und daß dieß auch bei so vielen Menschen ohne gerechte und billige Ausgleichung der Fall sein sollte, nachdem sie zwar lange, aber theils ohne entsprechende eigene Schuld elend und unglücklich, theils trotz schwerer Schuld herrlich und in Freuden gelebt haben.

Damit stünden — auch abgesehen von dem von jeher allen Völkern gemeinsamen unaustilgbaren Glauben an die persönliche Fortdauer des Menschen, sowie vollends von dem entschiedensten Zeugnisse göttlicher Offenbarung für dieselbe — namentlich auch Bezeichnungen der Sprache, die gar häufig die Wahrheit besser treffen, als sie die gewandteste Dialektik zu ermitteln vermag, wie z. B. die Bezeichnung des Selbstmords als Selbstentleibung, im Widerspruche, indem sich ihr zufolge dabei die geistige Persönlichkeit eben nur von ihrer niedrigeren und äußerlichen Zubehör so thöricht als frevelhaft scheidet, nicht aber sich selbst vernichtet.

Das legt uns vollends die Analogie zwischen Tod und Geburt um so näher, je relativ normaler der erstere erfolgt. So erfolgt er, bei einem Stande und Gange der Dinge, bei welchem leider das Abnorme vielfach das Normale überwiegt, allerdings nur zu häufig nicht, wie ja gerade für den Menschen der Tod überhaupt selbst, wenigstens wie er ihn erleidet, die äußerste Folge seiner Abweichung von der Norm ist und wenigstens so von allen Menschen nur erlitten werden muß, weil sie alle, nur mehr oder weniger, in solcher Abweichung begriffen sind. Vielmehr, wie der Mensch durch Selbstentleibung vollends abnormer Weise seine geistige Persönlichkeit und seine übrige Zugehör mittelst frevelhaft eigenmächtiger Tödtung der letzteren, gewaltsam von einander trennen kann, so ist das Sterben desselben auch sonst meistens mehr abnormer Weise dadurch bedingt, daß letztere durch Krankheit wenigstens vorzeitig außer Stand gesetzt wird, mit ersterer vereint noch länger fortzuleben. Normaler erfolgt der Tod des Menschen nur im möglichst hohen Greisenalter mehr oder weniger ohne irgend bestimmte Krankheit.

Dann aber geben sich Tod und Geburt deutlich genug als ganz analoge Uebergänge aus einer vorgängigen niedrigeren in eine nachfolgende höhere Lebensform zu erkennen. Denn wie behufs des Ueber-

gangs vom Fötus zum Kinde mittels der Geburt die Eihäute und die übrige Zugehör des Eies schon längere Zeit vor der wirklich erfolgenden Geburt mehr in Rück- als in Ausbildung begriffen sind, während der Fötus als solcher in seiner Ausbildung fortschreitet, und wie sich endlich in der Geburt beide gänzlich trennen und die Eihäute mit ihrer Zugehör zunächst der Verwesung verfallen, das neugeborne Kind aber in höherer und selbständigerer Form, als in seiner bisherigen Verbindung mit dem mütterlichen Organismus, fortlebt und sich fortentwickelt — so scheiden sich im Tode die geistige Persönlichkeit und die äußere physische und psychische Organisation nur vollends gar, nachdem letztere schon längst in überwiegender Rückbildung begriffen war, erstere aber gleichzeitig erst zu vorherrschender Ausbildung zu gelangen begonnen hatte und fortgeschritten war, oder dieß wenigstens hätte thun können und sollen. Die gröbere physische und psychische Leiblichkeit wird nunmehr als Leichnam zunächst der Verwesung preisgegeben; die geistige Persönlichkeit dagegen wird — wie der Fötus bei seiner Geburt von seiner bis dahin bestandenen Verbindung mit dem mütterlichen Organismus — auch vom irdischen Dasein überhaupt abgelöst, um jenseits desselben in ihrer Weise, als geistige Persönlichkeit, jedenfalls fortzuwesen, wenn auch verschieden nach Maaßgabe ihres Zustandes vor und bis zu dem Momente des Sterbens.

Die dem Geiste schon hier eigenthümliche Leiblichkeit (vergl. S. 142), vollends auch jetzt noch in Vereinigung mit dem inneren Wesen seiner physischen und psychischen Organisation, gestaltet sich wohl sofort auch dort für das Interim zwischen dem Tode und der allgemeinen „Auferstehung des Fleisches" am großen zweiten Advente zur neuen angemessenen Leiblichkeit aus. Seinen neuen Wohnort wird dieser Keim des jenseitigen Menschen nach der Trennung vom Leichname gewiß noch leichter finden, als bei seiner Geburt in's Diesseits, und wohl nicht weniger schnell und sicher, als der Lichtstrahl der Sonne zum Planeten. Auch wird es ihm noch weniger an entgegenkommender Fürsorge fehlen, als bei der Geburt in's Irdische. Es fehlt dafür bei glücklichen Sterbefällen nicht an tröstlichen und erhebenden Anzeichen.

Den auf dem rechten Wege auf diesen Höhepunkt des irdischen Menschenlebens Gelangten schließt sich schon vor seinem diesseitigen Abschlusse mehr und mehr Aussicht oder wenigstens Vorahnung in seine jenseitige Fortsetzung auf. Stört und beirrt ihn da doch so man-

cherlei Lärmen um wenig oder nichts aus dem allzu einseitig irdischen Treiben tiefer unten immer weniger. Dringt doch da herauf in die reinere Lebensluft und das reinere Licht immer weniger von dem Staube und Schmutze, dem Schatten und der Schwüle weiter unten. Erweitert sich doch da der Horizont immer mehr. Je weiter, kleiner und dunkler da die Erde zurücktritt, desto näher tritt der Himmel und desto größer und heller erscheint er. Darunter auch nur den uns nächsten Fixsternenhimmel verstanden, so gewinnt doch auch so das Wort: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" bereits einen ungleich lebendigeren Sinn, als bisher. Je freier man bereits von so manchem belastenden und trübenden physischen Ballast, sowie flunkernden und täuschenden psychischen Schein, geworden ist, desto leichter, heller und freier tritt da der geistige Lebensgehalt hervor.

Allerdings steht man auf der fraglichen Höhe immer einsamer da. Vater und Mutter, so mancher Zeit- und Lebensgenosse, selbst wohl die Gattin oder der Gatte, sind bereits vom irdischen Schauplatze abgetreten. Andere sind tiefer unten stehen geblieben und treiben es möglichst nach wie vor. Die Menge der Epigonen freut und rühmt sich in Selbsttäuschung, um den Einsamen unbekümmert, der Höhe ihrer Zeit. Selbst die eigenen Kinder sind als Gatten und Eltern so in Anspruch genommen, daß sie dem Vater und der Mutter nur bis auf einen gewissen Grad sein können, was beiden wünschenswerth scheinen mag.

Je weniger aber die so Vereinsamten vom irdischen Dasein zu hoffen, zu wünschen und zu fürchten haben, desto mehr wendet sich ihr Blick und Herz ihrer immer näher rückenden außer- und überirdischen Zukunft zu und desto näher fühlen sie sich Gott, desto mehr wissen sie sich in Ihm leben, weben und sein und Ihn über und in ihnen walten. Ist doch nunmehr auch so Vieles zurückgetreten, was sich früher mehr oder weniger zwischen sie und ihren Gott gedrängt hatte.

Wohl mögen und sollen sie auch dem irdischen Leben, das sie zu verlassen im Begriffe sind, es segnend, ein freundliches und dankbares Andenken bewahren. Ja noch mögen sie von Manchem, das sie darin zurücklassen, mit einer gewissen Wehmuth scheiden. Aber liebe Menschen werden ihnen ja über kurz oder lang nachkommen, und ihnen vorangegangene werden sie dort alsbald wiederfinden. Und wessen dürfen sie sich dort noch außerdem getrösten, das wohl geeignet ist, die beseeligendste Hoffnung und erhebendste Sehnsucht zu erregen! Werden

sie doch dort in einer höheren und reineren Natur und immer innigerem Verhältnisse zu Gott sich auch immer unmittelbarer Gemeinschaft mit verwandten edelsten Geistern aller Völker und Zeiten erfreuen. So ist denn das Sterben nach Zurücklegung des rechten irdischen Lebensswegs nur der Uebergang in ein höheres, reineres und besseres Leben. — Doch gibt es freilich auch einen andern Weg mit anderem Aus- und Uebergange.

10.

Einiges Nähere über die im letzten Menschenalter vollzogene „radicale Umwälzung der medicinischen Anschauungen", die Stadien, welche sie bisher durchlaufen hat, ihre Folgen nicht blos für die ärztliche, sondern auch für die allgemeine Bildung, und mein Verhältniß dazu — Weitere Schriften und anderweitige Thätigkeit an der Universität — Noch einige Reisen — Das mehr oder weniger richtige Verhältniß zwischen den Aerzten und ihrem Publikum überhaupt und rücksichtlich des Zwiespalts zwischen der Homöopathie und übrigen Medicin insbesondere, sowie was daraus für die ärztliche Bildung und für gebildete Laien folgt.

(1850—1867.)

Im 7. Abschnitte wurde nur ganz im Allgemeinen darauf hingewiesen, daß und in welchem tieferen Zusammenhange die Medicin, über den fortdauernden Zwiespalt mit der Homöopathie hinaus, bereits in den 30er Jahren eine neue Richtung einzuschlagen anfing, welche ihre Anhänger bald selbst als „radicale Umwälzung der medicinischen Anschauungen" bezeichneten und welche sie trotz inzwischen erfolgter verschiedener Wandelungen der Hauptsache nach noch heute vorherrschend verfolgt. Sie ging von Frankreich aus, gestaltete sich demnächst bestimmter in Oesterreich und breitete ihre Herrschaft immer allgemeiner aus.

Sie betrifft vorzugsweise die Medicin im engeren Sinne oder die sogenannte innere Medicin, die jedoch an sich das wichtigste Gebiet des Ganzen der Medicin im weiteren Sinne bildet, in Frankreich aber im Ganzen stets verhältnißmäßig weniger gut bestellt war, als die Chirurgie überhaupt und ihre operative Seite insbesondere, bei der sich na=

mentlich auch französische Gewandheit und Eleganz nicht weniger als in anderen Beziehungen geltend machen. Selbst innerhalb Frankreichs gedieh in Paris die innere Medicin weniger glücklich als in Montpellier, dem dabei besonders zu Statten kam, daß es in lebendigerem Zusammenhange mit der Grundeigenthümlichkeit des Hippokratismus rücksichtlich der Auffassung des selbstthätigen inneren Wesens des Organismus blieb. Die fragliche „radicale Umwälzung" ging aber gerade vorzugsweise von Paris aus.

Als nämlich die **Médécine physiologique Broussais'**, die der Hauptsache nach selbst nur eine eigenthümliche Modification des Brownianismus war, ihre Rolle eben zu Ende spielte, war man dort allem eigentlichen Theoretisiren in der Medicin abgeneigt geworden und erklärte es überhaupt als einer mythischen Vergangenheit angehörig, verhielt man sich aber auch gegen alle bisherige Erfahrung übermäßig skeptisch. Die Medicin sollte ganz nur nach dem Muster der jüngsten „exacten physikalischen Wissenschaften" reformirt werden, wobei sich möglichst nur an Physikalisches und Chemisches zu halten, alles davon verschieden sein sollende Vitale aber möglichst aus dem Spiele zu lassen sei. Vor Allem habe man sich an die Anatomie zu halten und insbesondere die pathologische Anatomie zu fördern. Am lebenden Organismus beschränkte sich die Beobachtung mehr und mehr auf locale Phänomene und deren Beziehung zu anatomischen Verhältnissen. Aehnlich war man bei der Behandlung vorzüglich auf örtlich verwendbare Mittel bedacht. Dabei wurde jedoch der von einem deutschen Arzte im vorigen Jahrhunderte gelegte Keim zur „physikalischen Diagnostik" mit glücklichem Erfolge bis auf einen gewissen Grad ausgebildet und auch eine neue humoralpathologische Grundlage angestrebt. Uebrigens aber ging das Ganze der Medicin mehr und mehr in Specialitäten und ein entsprechendes Virtuosenthum auseinander und bewies sich, gleichen Schrittes mit dem Verfalle umfassenderen und eindringlicheren wissenschaftlichen Geistes, auch die Praxis immer unthätiger und unwirksamer.

Diesem Zustande der Medicin wendete man sich gleichwohl in Wien und Prag als einem solchen zu, der nur der weiteren Fortbildung bedürfe, um sie auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen. Daß diese namentlich von Wien aus nach Bedarf erfolgen werde, konnte zwar allenfalls schon die Bedeutung der dortigen medicinischen Schule der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts glauben machen. Allein diese Schule war vorherrschend das Werk nach Wien berufener Niederländischer Schüler Boerhave's, sowie daselbst angestellter Aerzte aus dem

außerösterreichischen Deutschland. An der jetzigen Aufgabe dagegen betheiligten sich zunächst dem heutigen Oesterreichischen Staate überhaupt angehörige und insbesondere mehr noch aus anderen Ländern dieser Monarchie, vorzüglich aus Böhmen, als aus dem reiner deutschen Theile, stammende. Und bei der willigsten Anerkennung der Befähigung der vom Oesterreichischen Staate umfaßten Völker im Allgemeinen lag, gegenüber auch dem bis dahin bestehenden Zustande der Oesterreichischen Lehr- und Bildungsanstalten überhaupt und Universitäten insbesondere, von vorneherein die Frage nahe: ob von den letzteren, trotz der großen Kranken- und Leichenhäuser, denn doch wirklich zuversichtlich genug eine so großartige und heilsame Umgestaltung der „medicinischen" Anschauungen" zu erwarten sei, wie man sich ihrer mehr und mehr rühmte; zumal in der so mißlichen Zeit zwischen 1830 und 1848, sowie in ihrem nächstweiteren Verlaufe?

Zudem begann man das Werk, selbst nach dem Zeugnisse warmer Anhänger desselben, mit einem eben so bedenklichen als plötzlichen Abbruche aller Verbindung mit der historischen Entwickelung der Medicin überhaupt und suchte diese, vielfach „das Kind mit dem Bade ausschüttend", möglichst nur auf die pathologische Anatomie zu gründen. Rokitansky, der nächste Hauptrepräsentant der letzteren in dieser neuen Aera und dieser selbst, erklärte sofort unumwunden, daß die pathologische Anatomie „Alles enthalte, was es an positivem Wissen und an Grundlagen zu solchem in der Medicin gebe", und einer der ersten und bedeutendsten Anhänger der neuen Schule bezeugt ausdrücklich, daß sich „die neuen medicinischen Anschauungen aus dessen Leichenhofe entwickelt haben."

Nun ist freilich eine tüchtige Pathologie ohne pathologische Anatomie so wenig möglich, als eine tüchtige Physiologie ohne normale Anatomie, war um die Zeit des Beginnes der neuen Schule zur Förderung der Pathologie durch die pathologische Anatomie allerdings noch viel zu thun übrig gelassen und hat seitdem erstere durch den großen Aufschwung der letzteren wirklich sehr bedeutend gewonnen, soweit dieß von daher geschehen konnte. Allein wie auch die vollendetste normale Anatomie blos für sich keine entsprechende Physiologie zur Folge hat, so gehört auch zur Pathologie wesentlich noch sehr Anderes, als pathologische Anatomie blos als solche. Dieses Andere bietet nur der lebende Organismus dar, von dem es aber auch allein Gesundheit, Krankheit und Heilung gibt, mit denen es die Medicin hauptsächlich zu thun hat. Und dieses Andere ist auch mit allen besten Hülfsmitteln der patholo-

gischen Anatomie allein nicht zu erkennen und gehörig zu verwerthen.

Auch am lebenden Organismus sind davon zwar Aeußerungen und Wirkungen durch die äußeren Sinne, und was ihnen als Hilfsmittel dienen kann und sich sonst näher an sie anschließt, wahrzunehmen; aber nicht die ganze weiter nöthige und mögliche Erkenntniß des fraglichen Anderen selbst. Auf diese verzichtete man jedoch und diese war unmöglich, indem man die Medicin möglichst nur vom Standpunkte der exacten physikalischen Wissenschaften betrachtete und behandelte und dabei alle wissenschaftliche Erkenntniß nur von der, von Wahrnehmung durch die äußeren Sinne ausgehenden und von da aus, wenn auch noch so exact, fortschreitenden, inductiven oder analytischen Methode erwartete. Denn diese bildet nur den einen Factor voller wissenschaftlicher Erkenntniß. Letztere ist jedoch erst die gemeinsame Frucht zweier gleich nothwendiger Factoren, deren anderen die synthetische oder deductive oder genetische Methode bildet, die in ihrer Art nicht weniger exact von ganz anderen höheren Ausgangspunkten auszugehen und im Vergleich zur inductiven oder analytischen in entgegengesetzter Richtung fortzuschreiten hat. Möglichst vollkommene Erkenntniß ist erst das Resultat der gegenseitigen Begegnung und Durchdringung beider, mit Uebergewicht der einen oder der andern nach Maaßgabe der Verschiedenheit theils des vorzugsweisen Objects der Erkenntniß theils entsprechender Mittel und Wege des erkennenden Subjects.

Was den lebenden Organismus als solchen charakterisirt, ist an sich vorzugsweise Gegenstand deductiven oder synthetischen oder genetischen Erkennens, weil es selbst beim blos physischen Organismus als dessen geistartiges inneres Wesen im relativen Gegensatze zu seiner äußeren Erscheinung nur in einem höheren Zusammenhange hinreichend zu erkennen ist (vergl. oben S. 135 2c). Beim Menschen als Hauptgegenstand der Medicin schließt sich innig daran auch dessen Psychisches und Geistiges an. Wo man nun nur analytische oder inductive Erkenntniß statuirt, da wird dieß Alles consequenter Weise wenigstens nur für Accidens und Wirkung der äußeren Erscheinung, der materiellen Aussenseite des Organismus, theils seiner physikalischen und insbesondere mechanischen, theils seiner chemischen Verhältnisse, gehalten und wird man selbst verleitet, den einseitigen naturalistischen Standpunkt auch vollends mit dem rein materialistischen und den Organismus möglichst mit eigentlich Unorganischem zu identificiren.

So wurde denn auch die neue medicinische Schule zunächst großen-

theils nur zur vermehrten und verbesserten Auflage der Jatromechanik und der Chemiatrie des 17. Jahrhunderts; ja dienten größere Verstandesschärfe und Consequenz mehr nur dazu, die Folgerungen daraus nur um so weiter auch über die Medicin hinaus auszudehnen. Jedenfalls hat, wie im 17. Jahrhunderte die Jatromechanik vorzugsweise den festen, die Chemiatrie dagegen den flüssigen Theilen des Organismus galt, auch die neue medicinische Schule anfangs ein humoralpathologisches Gebiet, eine „Krasenlehre", neben dem übrigen Bestande der Medicin angebaut, zu welchem sie jedoch den Keim zunächst ebenfalls von Frankreich mit herübergenommen hatte. Seine weitere Entwickelung fiel indessen so unbefriedigend aus, daß es nach einiger Zeit soviel wie ganz und jedenfalls mehr, als gleichwohl gut und nöthig war, wieder aufgegeben wurde.

Erfolgreicher dagegen arbeitete man an der Ausbildung der physikalischen Diagnostik fort und setzte sich dadurch in den Stand, mancherlei Kranksein sicherer und genauer zu constatiren, wovon auch die Therapie entsprechenden Gewinn hätte ziehen sollen und können. Leider aber trat zunächst gerade in der Therapie, die mit Recht als geeignetster Prüfstein geltend gemacht werden konnte, ähnlich wie schon vorher in Frankreich, die auffallendste Schwäche zu Tage. Mußten doch selbst eifrige Freunde des ganzen Unternehmens bekennen: die Therapie sei auf ein Minimum reducirt worden, ein praktischer Nihilismus an die Tagesordnung gekommen u. dergl. m. Damit versiechte aber zugleich eine der reichsten und besten Quellen lebendigen empirischen Wissens für die Medicin überhaupt. Und auf dem mit Waizen so schlecht bestellten Acker der Therapie, gedieh mehr als je von allerlei Afterärzten gepflegtes anderes Kraut und Unkraut. Zu diesem Mißgeschicke der Therapie kam es übrigens namentlich auch in folgendem Zusammenhange.

Wie man nämlich von vorneherein revolutionär mit der bisherigen Geschichte der Medicin gebrochen hatte und sich selbst nur gegen die bisherige ärztliche Erfahrung hyper-kritisch und skeptisch verhielt, so hielt man auch allzuwenig von den bisherigen Heilmitteln überhaupt und von den eigentlichen Arzneien insbesondere, sowie von der bisherigen Art und Weise, sie zu gebrauchen. Das hatte nun zwar auch das verhältnißmäßig Gute zur Folge, daß man mit eigentlichen Arzneien des Guten nicht zuviel that und auch noch manches Andere, mit dem man es noch lieber versuchte, als Heilmittel besser schätzen lernte, sowie daß man auch da, wo man therapeutisch überhaupt wenig oder nichts

oder dieses und jenes mehr nur zum Scheine that, doch auch Heilung erfolgen sah. Daraus hätte man nämlich von Neuem gründlicher erkennen können und sollen, daß und wie vor Allem der Organismus selbst, wie zur Erhaltung und Verbesserung seiner Gesundheit, so auch zur Heilung seiner Krankheiten, thätig und daß und wie daher der Krankheitsproceß stets zugleich auch mehr oder weniger Heilproceß sei. Darüber möglichst in's Klare und Reine zu kommen, kann aber eben der Induction allein auch im besten Falle unmöglich gelingen, geschweige denn bei einer Betrachtung des Organismus möglichst nur vom mechanischen und chemischen Standpunkte. Jene pathologisch-therapeutische Grundwahrheit muß vorzugsweise Frucht geeigneten deductiven oder synthetischen oder genetischen wissenschaftlichen, vom wesentlichsten Zusammenhange des Geschaffenen mit seinem Schöpfer überhaupt (S. 135) aus- und auf das innerste Wesen des Organismus insbesondere eingehenden, Erkenntnißverfahrens sein. Anstatt aber so bestimmter zu erkennen, wo, wie und inwieweit die Genesung mehr Sache der Naturheilung ist und inwiefern dabei das ärztliche Zuthun eine mehr untergeordnete Rolle zu spielen hat, wo und wie dagegen der ärztlichen Kunst mit ihren anderweitigen Heilmitteln die Hauptrolle zufällt, wobei jedoch gleichwohl auch die vorzugsweise Kunstheilung sich nach dem Vorbilde der vorzugsweisen Naturheilung zu richten hat — hat man zuletzt auch Alles dahin Gehörige über Bord geworfen, insbesondere schon die glücklichen deßfallsigen Ahnungen des Hippokratismus, denen er nach wie vor seine hohe unvergängliche Bedeutung hauptsächlich verdankt, hochmüthig als einen „kindischen Mythus" bewitzelt und gleichwohl auch die Worte Heilmittel überhaupt und Arzneien insbesondere möglichst begrifflos gebraucht und gering davon gedacht.

Bei längerer Dauer und weiterer Ausbreitung ging jedoch diese „Umwälzung" selbst manchfache Veränderungen ein, durch die sie sich, gegen ihren Anfang und ihr Princip, soweit von einem solchen die Rede sein kann, wenigstens theilweise berichtigte und ergänzte. Die Natur der Sache ist im Ganzen doch stärker, als die Gewalt, die ihr angethan wird, und macht sich gegen letztere über kurz oder lang von selbst wieder geltend. Sie thut dieß zum Theil von vorneherein selbst an denen, die sie bewältigen wollen, indem sie denselben glückliche Inconsequenzen abnöthigt. Mußten sie doch zum Theil nach einiger Zeit selbst gestehen,

daß sie Anfangs auch manches Gute und Unentbehrliche „über Bord geworfen haben", das später „wieder aufzufischen" sie sich bewogen fanden. Zudem folgten von Anfang an gar Manche der neuen Strömung mit mehr oder weniger innerem Widerstreben, aber doch zu wenig selbständig, ihrer Sache zu wenig sicher und zu eitel, als daß sie altmodisch hinter der neuen Weise zurückbleiben wollten; benützten aber die erste beste Gelegenheit, wo sie mit minderem Risiko auch Anderes wieder damit verbinden konnten. Manche, welche sich auf der mehr theoretischen Seite der neueren Richtung nicht genug hervorthun konnten, versuchten mit Erfolg, der immer offenbarer zu schwachen praktischen nach- und aufzuhelfen. Wie weit man auch mittels des Mikroskops und der Chemie zu den letzten Elementen der mehr realen Aussenseite des Orgauismus eindrang, so kam man doch auch damit wider Erwarten der Sache nicht ganz auf den Grund, sondern stieß vielmehr auch da auf Solches, für welches die Mechanik und Chemie nicht das competente Forum ist, und mußte wenigstens auch allerlei Fragmente früheren anderweitigen Theoretisirens wieder herbeiziehen. In solchem Zusammenhange schien namentlich die sog. Cellularpathologie einen erwünschten Wendepunkt anzubahnen, weil sich auch bei den letzten Formelementen des Organismus Momente seines innersten Wesens, wie eben auch schon die blose Formbildung nach bestimmten Zwecken, aufdrängen, die aller Mechanik und Chemie spotten und wesentlich nur biologisch erkennbar sind. Allein noch ist man von ersteren zu sehr präoccupirt und vorzugsweise deductivem Theoretisiren, namentlich rücksichtlich seiner höchsten Ausgangspunkte, entfremdet, daß man vorerst noch nicht vom Flecke zum Zwecke zu kommen vermag.

Was den letzteren anlangt, so haben wir wiederholt anschaulich zu machen gesucht und werden es noch weiter thun, wie eigentliches und eben damit vorzugsweise deductives Theoretisiren, anstatt von den äußeren Sinnen und ihrem Gegenstande, vielmehr von höchsten und innerlichsten Instanzen auszugehen hat. Nun lägen diese zwar nahe genug, sofern ja doch der Mensch ein- für allemal der Hauptgegenstand auch der Medicin ist und bei ihm mit dessen Physischem auch sein eigenes Psychisches und Geistiges, sowie mittels des letzteren auch dasjenige, was noch weiter hinauf und hinein wesentlich damit im Verhältniß steht, noch innigere Beziehung auch zur Gesundheit, Krankheit und Heilung des Menschen haben, als was irgend aus der Aussenwelt als Lebensmittel, Schädlichkeit und Heilmittel in Betracht kommt. Ja je weiter Civilisation und Bildung fortschreiten, je complicirter und schwie-

riger die Lebensverhältnisse werden, besonders in einem Zeitpunkte von so eminenter Bedeutung, wie derjenige ist, in welchem wir dermalen leben, in desto größerem Maaße werden Cultur- und sociale Verhältnisse Bedingungen der Gesundheit, der Krankheiten und der Heilung. Allein all das räumt man sich aus dem Wege, indem man auch den Menschen blos als Naturding und auch dieses möglichst einseitig materialistisch aufzufassen sucht.

Wirkt denn aber zu Gott und Welt richtig gestellte, maaßvolle Geistesthätigkeit nicht unverkennbar am Ende ungleich sicherer, eindringlicher und nachhaltiger unmittelbar und mittelbar zu Gunsten der Gesundheit und Lebensdauer auf die eigene leibliche Organisation zurück, als es aus der Aussenwelt stammende Lebensmittel, auf deren richtigen Gebrauch es auch noch wesentlich ankommt, nur irgend vermögen, und bewährt sich nicht umgekehrt desorientirte, ungeordnete und maaßlose Geistesthätigkeit wenigstens eben so unverkennbar und entschieden als zerrüttende und verzehrende Macht auch für das eigene Physische, wie manche äußerliche Schädlichkeiten, zu denen man sich ebenfalls aus sich selber heraus mehr oder weniger angemessen verhalten kann? Beweisen sich nicht insbesondere Gemüthsstimmungen und Gemüthsbewegungen je nach Inhalt und Maaß wirklich als höchst heilsame oder höchst verderbliche Agentien für die Function der Bewegungsorgane, der Verdauungs- und Athmungswerkzeuge, für den Umtrieb und die Beschaffenheit des Blutes, für die Ernährung und Absonderung, sowie für die Beschaffenheit ihrer Producte? Wie tief aber das deßfallsige Verhältniß gründet, erhellt einiger Massen, wenn man bedenkt, wie das menschliche Gemüth so lange in sich selber unsicher bewegt und verstimmt ist, als es nicht seinen rechten Schwerpunkt in Gott gefunden hat. Dasselbe gilt aber auch von dem Geiste in dem engsten, mit Kopf gleichbedeutenden Sinne, da außerdem auch dieser sich der Hauptsache nach eben so erfolg- als rastlos aufreibt. So üben aber Gemüth und Geist mächtigen schädlichen oder heilsamen Einfluß auch auf die physische Lebensöconomie aus. Ist es uns ferner nicht nahe genug gelegt, in der Einbildungskraft einerseits und im leiblichen Bildungsleben andrerseits gewisser Massen nur die beiden Kehrseiten Eines Bildungs- und Gestaltungslebens zu erkennen, somit aber auch eine bald mehr vortheilhafte bald mehr nachtheilige Einwirkung der ersteren auf die letztere zu erwarten? Und ist denn nicht wirklich das rechte Maaß von Willensenergie unverkennbar dazu geeignet und erforderlich, dem Geiste überhaupt zu dem für die Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit

unumgänglich nöthigen Regimente rücksichtlich der ganzen Lebensführung in jeder Hinsicht auch wirklich zu verhelfen, intensivem und extensivem Wachsthume von schon mehr Krankhaftem dagegen erfolgreichen Widerstand zu leisten, und muß nicht Mangel an Willensenergie in beiderlei Hinsicht auf mannchfaltige Weise mitschuldig am Gegentheil werden? Bei der heutzutage vorherrschenden materialistischen Neigung scheinen nicht wenige Aerzte zu glauben, behufs der Verbesserung der Gesundheit, der Heilung wenigstens mehr chronischer Krankheiten und der Verlängerung des Lebens am besten namentlich auch dadurch zu sorgen, daß sie reichliche Ernährung und möglichste Quiescenz aller geistigen Thätigkeit empfehlen — eine Theorie und Praxis, zufolge deren es scheinen könnte, als ob die geistigen Heroen von jeher die kränklichsten und kurzlebigsten Menschen gewesen seien, wovon jedoch die Wirklichkeit vielmehr das Gegentheil bezeugt. Oder erreichten nicht, um nur einige Repräsentanten namhaft zu machen, Moses, Numa und Solon, Hippokrates, Platon, Sophokles, Pindar, Kepler, Newton, Kant, der selbst „von der Macht des Gemüths durch den blosen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein" schrieb, Goethe, Schelling, Al. v. Humboldt ein ungewöhnlich hohes und rüstiges Alter, während unter Andern Sokrates, Seneca, Polykarp bereits hochbegabt doch nur eines gewaltsamen Todes starben? Luigi Cornaro begann sein berühmtes Werk „über ein mäßiges Leben" in seinem 83. Lebensjahre zu schreiben und beendigte es, zu allgemeiner Verwunderung gesund, rüstig und frisch, im 96. Drei Jahre vorher, arbeitete er, wie er selbst bezeugt, noch täglich acht Stunden an seinem Schreibtische. Und dahin brachte er es — nachdem er bis zu seinem 35. Lebensjahre ganz anders gelebt hatte und dabei so herabgekommen war, daß ihn die Aerzte aufgaben — hauptsächlich durch strenge Mäßigkeit im Essen und Trinken, ernste Geistesarbeit und Bewahrung heiterer Gemüthsruhe vor Leidenschaften.

Hängen aber Gesundheit, Krankheit und Heilung des Menschen so innig und vielseitig mit dem Leben des Geistes und Gemüths zusammen, so muß der Arzt theoretisch und praktisch nicht weniger ernstlich auf alles Dahingehörige eingehen, als auf Schädliches und Heilsames aus dem Bereiche des Physischen. Das läßt sich aber nicht so äußerlich mit blosem Wissen abmachen; darauf muß auch praktisch tiefer und lebendiger mit Geist und Gemüth bis auf den Grund eingegangen werden, wozu, wie wiederholt bemerklich gemacht wurde, wesentlich erst gesunde Religiosität befähigt. Zu diesem Behufe muß sich die Medicin

der ihr zustehenden vollen anthropologischen Grundlage erst noch vollends bemächtigen und müssen sich im Arzte specifisch = ärztliche und höhere allgemein=menschliche Bildung immer allseitiger und inniger durchdringen.

Wohl hat in der jüngsten medicinischen Schule namentlich auch die Physiologie des Menschen große Fortschritte gemacht. Gleichwohl gewährt auch sie in vielfacher Hinsicht höchstens mehr nur ein Durchschnittsbild des Menschen von seiner physischen Seite. Nun handelt sich's aber einmal um etwas Aehnliches auch rücksichtlich des Psychischen und Geistigen, in Ermangelung dessen die Psychiatrie ein lucus a non lucendo zu werden droht, die theoretisch und praktisch immerhin beachtens = und benützenswerthe Sache des sog. Lebensmagnetismus preisgegeben wird u. dergl. mehr. Und dann handelt es sich auch, wie bereits weiter oben (S. 168 rc.) angedeutet, gar sehr auch um jene, in theoretischer und praktischer Hinsicht so interessanten und wichtigen, theils mehr permanenten theils mehr nur zeitweise stattfindenden, Modificationen menschlicher Individualität von physischer, psychischer und geistiger Seite. Aber gerade auch in dieser Hinsicht ist mehr schon Gewonnenes wieder fallen gelassen, als dasselbe weiter begründet und fortentwickelt worden. Was nun aber gegentheils vollends den über das Individuum als solches hinausgehenden Begriff und die entsprechende lebendige Anschauung von Organismus und organischen Verhältnissen im Großen anlangt, wie sie namentlich bei allem Epidemischen und Endemischen, diesen für die Aerzte und ihr Publicum theoretisch und praktisch so wichtigen Gegenständen, wesentlich in Betracht kommen, so ist man auch darin entschieden mehr zurück= als vorwärts gekommen.

Und doch hat auch die Medicin der jüngsten Zeit, während es mit dem Theoretisiren auf ihrem eigenen Gebiete so übel steht, Antheil genommen an einem, von mehr oder weniger beschränkten Kreisen unberufen ausgehenden und sich dreist und leichtfertig in weiteste Fernen und höchste Höhen versteigenden, Theoretisiren, welches die verderblichsten Folgen für die allgemeine Bildung hat.

Dagegen fordert jedoch die Gerechtigkeit, als das Anerkennens= und Dankenswertheste, was im bisherigen Verlaufe der fraglichen „Umwälzung" durch die dabei auch für die Medicin geltend gemachte Weise der exacten physikalischen Wissenschaften geleistet wurde, namentlich auch noch den bedeutenden Reichthum empirischen Materials zu bezeichnen, wie es so bestimmt und zuverlässig noch nie beschafft worden war. Doch ist dadurch das Gebiet der Medicin vorerst großentheils nur ein großer Bauplatz voll tüchtigen Baumaterials geworden. Möge daher nur bald auch,

was zum entsprechenden glücklichen Baue sonst noch erforderlich ist, erfolgen! Inzwischen ist durch eifrige Benützung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und technischer Fertigkeiten auch der Praxis manches werthvolle Hülfsmittel dienstbar gemacht worden. —

Bei aller willigen und freudigen Anerkennung alles Guten, das auch diese jüngste Phase der Geschichte der Medicin mehr und mehr gewährte, habe ich es jedoch von Anfang an um so mehr als dringende Pflicht erkannt, für dasjenige, was sie dagegen innerhalb ihrer selbst und darüber hinaus verkannte, vernachlässigte und schädigte, nach Kräften einzutreten, als es großentheils gerade die mir zur Vertretung anvertrauten Lehrfächer vorzüglich betraf. Auch habe ich namentlich für Erhaltung der wenigstens mit Unterbrechung bedrohten Continuität ihrer Geschichte zu wirken und das Gute ihrer Vergangenheit besser begründen, berichtigen und erweitern, sowie/neuesten Leistungen behufs gemeinschaftlicher glücklicher Fortentwickelung vereinbaren zu helfen, nach Kräften gesucht, wie wenig Dank dafür und Erfolg davon zunächst auch zu erwarten war, von letzterem zuversichtlich hoffend, daß er für die nähere oder entferntere Zukunft nicht ausbleiben werde, wenn ich auch selbst wenig oder nichts mehr davon erleben möchte.

Zu diesem Zwecke hatte ich neben und nach meinen bereits erwähnten schriftstellerischen Versuchen namentlich auch schon 1841 einen Artikel „über ärztliche Bildung und Bildungsanstalten" im 1. Hefte des 2. Bandes von Häser's Archiv für die gesammte Medicin erscheinen lassen, dem 1853 unter demselben Titel eine selbständige Schrift folgte, welche denselben Gegenstand von Neuem, ausführlicher und im Zusammenhange mit dem dazwischen liegenden Verlaufe der Geschichte, behandelte. Es galt dabei vor Allem zu constatiren, daß es der Medicin auch schon in der letzten Zeit vor der jüngsten „Umwälzung" am meisten an wahrer eigentlicher Theorie gefehlt habe und noch immer fehle. Ferner den Begriff und Werth derselben, ihre Bedingungen und ihr Verhältniß zur Empirie und zu der sich daran anschließenden Induction an sich und laut der Geschichte der Medicin darzuthun. Weiter zu zeigen, wie sie sich kraft ihrer in der Natur der Sache, der Wissenschaft und des menschlichen Geistes überhaupt gegründeten Nothwendigkeit auch da unabweisbar aufdrängt, wo man sie verkennt und bekämpft, so jedoch, daß man alsdann wider Willen schlecht theoretisirt. Demnächst anschaulich zu machen, welche schon der Universität vorausgehende Vorbildung der künftigen Aerzte zu Gunsten ächten Theoretisirens erforderlich ist und welche dagegen ungeeignet wäre. Und endlich darzuthun,

was dafür an der Universität zu geschehen habe und wie deßhalb die obersten Curatelbehörden, die medicinischen Facultäten und allenfallsigen besonderen Prüfungscommissionen dahin zusammenzuwirken haben, daß insbesondere die Lehrfächer der allgemeinen Theile der verschiedenen Disciplinen des Ganzen der Medicin, sowie solche medicinische Lehrfächer, welche etwas weiter auch auf das psychische und geistige Leben einzugehen haben, deßgleichen dasjenige der Geschichte der Medicin überhaupt, angemessen vertreten, gestellt und wirksam geltend gemacht werden.

Dazwischen suchte mein bereits 1851 erschienenes „Lehrbuch der Theorie der Medicin oder der allgemeinen Biologie, Anthropologie, Hygieine, Pathologie und Therapie" die allgemeinen Theile der Hauptdisciplinen der Medicin aus ihrer gemeinsamen tieferen Grundlage und in ihrem natürlichen Zusammenhange, sowie im möglichsten Anschlusse an den übrigen Bestand der gleichzeitigen Medicin, aus Einem Gusse entwickelt darzustellen — eine Arbeit, deren Bedeutung und Werth die Geschichte der Medicin nicht verkennen wird, wenn sie wieder in tiefer ausholende fortschreitende und aufsteigende Bewegung gerathen wird.

Diesem Lehrbuche folgte 1858 die kleine Schrift „zur Verständigung über den modernen Materialismus", die sich vorzugsweise an das gebildete Publicum überhaupt wendet, den Aerzten überlassend, ob auch sie davon Notiz nehmen wollten oder nicht.

Endlich beförderte ich meine seit Jahren vorbereitete und 1863 erschienene „Geschichte der Medicin nach ihrer objectiven und subjectiven Seite" zum Drucke, welche einerseits die Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten, sowie überhaupt der Gesundheits-, Krankheits- und Heilungsverhältnisse, an und für sich, und andrerseits die Geschichte des ärztlichen Forschens, Wissens und Handelns, zwar zur Erleichterung des Ueberblicks über das Ganze und mit billiger Bevorzugung des Hauptsächlichen vor Untergeordnetem in einer gewissen Gedrängtheit, übrigens aber zum ersten Male entschiedener und vollständiger nach dem gegenseitigen Zusammenhange und der Wechselwirkung beider Seiten darstellt. Wie man sich auch zunächst von Seiten der Medicin selbst dazu stellen mag, so wird doch hoffentlich die Zeit nicht ausbleiben, da man dem Buche auch von dieser Seite die gebührende Anerkennung wird zu Theil werden lassen, die es von anderen Seiten zum Theil bereits gefunden hat.

Rücksichtlich meiner Lehrthätigkeit an der Universität während der Periode, welche dieser Abschnitt umfaßt, kommt Folgendes in Betracht. Von den mir ausdrücklich zugewiesenen Lehrfächern war die vorherrschende Stimmung der allgemeinen Pathologie und Therapie um so weniger günstig, je mehr Geist und Methode derselben ihrem Begriffe wirklich entsprachen. Zudem blieb für sie schon wegen der großen Ausdehnung der naturwissenschaftlichen Fächer, der Anatomie und der speciellen Theile der übrigen medicinischen Disciplinen den Studirenden kaum die nöthige Zeit übrig. Die Psychiatrie mußte sich mit wöchentlich einigen Stunden Klinik in der Irrenanstalt begnügen. Und selbst für die Geschichte der Medicin fehlte es mehr und mehr schon an Zeit.

Nahe um die Zeit des Anfangs dieser Periode wurden in Bayern wegen der medicinischen Prüfungen neue Anordnungen getroffen, welche ihnen größere Zuverlässigkeit gewähren sollten, zugleich aber so viel Mißtrauen gegen die medicinischen Facultäten als solche vorauszusetzen wenigstens scheinen konnten und so viel Schädigung des Corporationscharakters derselben zur Folge hatten, also auch entsprechend auf die eigentlichen Facultätsmitglieder, welche gleichwohl die Mehrzahl der Examinatoren bildeten, wirken, wenn nicht mußten, so doch konnten, daß es sich um so mehr fragt: ob damit mehr gut gemacht oder mehr verdorben wurde, als dabei die Fragen auf längere Zeit festgestellt waren und von denen die eine oder die andere den einzelnen Examinanden zwar je durch das Loos zufiel, an die sich aber im Ganzen doch auch bald Mißbrauch anschloß.

Gut war jedoch in mehrfacher Hinsicht die sogenannte Admissionsprüfung aus den Naturwissenschaften, welche in Folge dieser neuen Einrichtung jedenfalls von der eigentlich medicinischen Prüfung selbständig abgesondert, vor dieser und in der Regel bereits in den ersten zwei Jahren des Universitätsstudiums bestanden wurde. Allerdings ging ihre Anordnung aus einer mehr oder weniger einseitigen Werthschätzung der eigentlichen Naturwissenschaften und ihrer Beziehung zur ärztlichen Bildung und mehr oder weniger selbst aus der Voraussetzung hervor, daß die Medicin selbst nur, wenn auch höchste, Naturwissenschaft sei. Doch brachte sie den Vortheil mit sich, daß erstere von den Medicin Studirenden nicht blos gründlicher und umfassender betrieben wurden, sondern die Studirenden auch sofort im Beginne des akademischen Studiums an mehr Fleiß auch für die Folgezeit gewöhnt wurden, anstatt sie ohnedieß der Gefahr auszusetzen, in der ersten Zeit sich dem äußeren Stu-

dentenleben zu sehr und zu lange hinzugeben, darüber aber auch der für ihr späteres Studium nöthigen Energie verlustig zu gehen.

Die Vorstandschaft dieser Prüfung stand Anfangs wohlweislich einem von der medicinischen Facultät und aus ihr gewählten Mitgliede zu. Wohlweislich deßhalb, weil dadurch allenfallsige, auf Kosten der eigentlich ärztlichen Bildung minder zweckmäßige Anforderungen der Examinatoren aus der philosophischen Facultät auf das rechte Maaß zurückgeführt werden konnten. Das erste Mal fiel diese Vorstandschaft Canstatt zu; nach dessen leider so bald erfolgtem Tode mir. Auch als später die Wahl des Vorstandes dieser Prüfung von der medicinischen Facultät auf die philosophische übertragen worden war, wurde ich wiederholt gewählt. Mir lag sehr am Herzen, daß zu den Prüfungsgegenständen auch die Anthropologie, die diesen Namen wirklich verdiente, also mehr wäre als eine blose Naturgeschichte des Menschen, die sich der Zoologie zu einseitig anschlösse, beigezogen würde; die Schritte, die ich deßhalb that, blieben aber leider ohne genügenden Erfolg.

Als eigentliche medicinische Prüfungen gab es in Folge dieser neuen Einrichtungen Anfangs eine erste, theoretische genannt, und eine spätere Schlußprüfung. Für diese zusammen hatte die medicinische Facultät einen ersten und einen zweiten Vorstand vorzuschlagen, die jedoch zugleich auch Examinatoren waren. Die Stelle des ersteren fiel wiederholt nächstälteren Facultätsmitgliedern zu, die des zweiten mir. Als solcher hatte ich aber wegen Verhinderungen des ersten durch Krankheit zeitweise auch dessen Obliegenheiten zu übernehmen. Später blieb den Universitäten nur eine sog. Facultätsprüfung, während die Staatsprüfung in die Hauptstadt verlegt wurde. Zu ersterer blieb ich jedoch auch ferner in demselben Verhältnisse. Erst nach 1864 wurde ich desselben und zugleich der Obliegenheit eines Examinators aus der allgemeinen Therapie und Geschichte der Medicin in folgendem eigenthümlichen Zusammenhange enthoben.

Zu den Prüfsteinen der Medicin gehören namentlich auch jeweilige besonders bedeutende epidemische Erscheinungen. Diese Rolle spielte im letzten halben Jahrhundert in sehr eklatanter Weise die Cholera, welche wiederholt und zum Theil ziemlich ernstlich auch Bayern berührte. Ihr gegenüber wurde die Medicin überhaupt vor und während der „radicalen Umwälzung der medicinischen Anschauungen" auf eine um so härtere Probe gestellt, je übler es gerade um die ganze Epidemiologie stand. Mußte man doch offen eingestehen: „es fehle jede Analogie, durch welche man diese Krankheit dem gäng und gäben Begreifen näher bringen

könne, von dem allein geläufigen Wissen scheine dafür nichts gehofft werden zu können, insbesondere herrsche in Ansehung ihrer Aetiologie tiefes Dunkel, ja man stehe rücksichtlich der epidemischen Krankheiten überhaupt rathlos vor einem großen und allgemeinen Probleme." Um so weniger durfte man sich wundern, wenn dieser Noth auch außerhalb der Medicin her abzuhelfen gesucht wurde. So hat denn namentlich auch ein rüstiger Lehrer der Universität München, Pettenkofer, das Grundwasser als ein Hauptmoment der Aetiologie der Cholera beharrlich geltend zu machen gesucht. Nachdem ich seit Jahrzehnten vergeblich die Geringachtung und Verwaisung des Lehrfachs der Hygieine beklagt und es, ohne dazu verpflichtet zu sein, nach Kräften vertreten hatte, wurde nun auf einmal großes Gewicht darauf gelegt. Anstatt aber die endliche Heilung des Schadens durch die medicinischen Facultäten zu veranlassen, wurde die Hygieine als Nominalfach und Prüfungsgegenstand — Chemikern übertragen. Um nun aber doch keine Aenderung im Mechanismus der Prüfungseinrichtungen überhaupt nöthig zu haben und insbesondere dieselbe Zahl Examinatoren beibehalten zu können, wurden die allgemeine Therapie und die Geschichte der Medicin zu den bisherigen Prüfungsfächern anderer Examinatoren geschlagen. Am Ende konnte ich mir nur gratuliren, dadurch einer unter den gegebenen Umständen doch ziemlich unfruchtbaren Aufgabe enthoben zu werden.

Als ordentlicher Beisitzer und während der jeweiligen Decanatsführung zugleich als Vorstand des Medicinal-Comité, dergleichen je eines für gewisse Kreise seit Anfang der 40er Jahre an jeder Universität Bayerns besteht, fungirte ich nach wie vor. Deßgleichen als Mitglied des akademischen Senats, das ich seit 1826 bin, seit welcher Zeit jedoch die Zahl der Mitglieder dieses Collegiums immer höher anwuchs, und von 1838 bis 1866 ununterbrochen auch als Mitglied des, auf vier Mitglieder und den Prorector als Vorstand beschränkten, Universitäts-Verwaltungsrathes.

Um den Anfang der Periode von 1850—1867 war der ehemalige Universitätslehrer Herr v. Ringelmann eine Zeitlang Minister des Cultus und Unterrichtswesens. Dieser Umstand hat wesentlich Antheil daran, daß ich am Neujahr 1852 durch die Verleihung des Michaelsordens überrascht wurde. Rücksichtlich äußerer Vortheile theilte ich übrigens nach wie vor gleiches Schicksal mit den Interessen der Medicin, die ich in einer ihnen so ungünstigen Zeit vorzugsweise vertrat. So mußte ich denn auch in anderer Hinsicht schon damit zufrieden sein, daß mir die Geschichte der Medicin von Hirschel, welche ziemlich gleichzeitig mit der

meinigen erschien, übrigens aber in Uebereinstimmung mit der bereits mehrfach bezeichneten entsprechenden Zeitströmung „naturwissenschaftlich" in einem Sinne behandelt zu sein sich rühmt, in welchem ja namentlich auch die Psychologie im weitesten Umfange Naturwissenschaft sein oder wenigstens werden soll, in welcher Beziehung jedoch freilich ein Mann, der sowohl in der Psychologie als in den Naturwissenschaften stimmberechtigt ist (Lotze), von einer „leeren Modephrase" spricht, „welche entweder nichts bedeute oder Hören mit den Augen und Sehen mit den Ohren" — daß mir sage ich, diese Geschichte der Medicin wenigstens mehrfach eine Stelle in sehr ehrenwerther Gesellschaft anweist, nur darüber einiger Massen bedenklich, ob ich nicht hie und da etwas zu idealistisch und philosophisch zu Werke gegangen sei. Verlegen sich doch Andere von der eingebildeten Höhe ihrer Wissenschaft herab vollends möglichst nur auf's Ignoriren und Todtschweigen.

Das Jahr 1864 war zugleich mein 70. Lebensjahr, das ja mit einem gewissen Rechte als Epoche machendes gilt, obwohl jene Regel, welche die Dauer des irdischen Menschenlebens, wenn der Tod nicht schon früher erfolgt, längst nur auf 70 oder höchstens 80 Jahre beschränkt, nicht sowohl gerade nur das 70. oder 80. Jahr, als vielmehr überhaupt die 70er oder 80er Lebensjahre meinen dürfte, über welche sie sich zwar auch noch mehr oder weniger lang hinaus erstrecken kann, aber immerhin vollends mehr nur Ausnahmsweise. Ich selbst bin Gottlob! in die 70er in einem Zustande vorgerückt, dessen sich häufig viel Jüngere nicht zu erfreuen haben und vermöge dessen ich mich nicht blos eines geistigen, noch immer weiterer Förderung gerade in den wesentlichsten Beziehungen fähigen, sondern auch eines entsprechenden physischen Zustandes dankbar erfreue. Ich habe daher auch nicht blos das 50jährige Jubiläum der Erlanger Burschenschaft im August 1867 nach Wunsch mitfeiern, sondern für das Wintersemester $18^{67}|_{68}$ außer bisherigen Vorlesungen auch erst noch ein psychiatrisch-forensisches Praktikum anbieten können. —

So konnte ich denn auch noch in den letzten Jahren während der Herbstferien Reisen unternehmen und mitunter auch nicht unbeträchtliche Fußtouren bestehen. So 1860 in Gesellschaft meiner älteren Tochter von Regensburg die Donau hinab bis Linz und von dort durch das Salzkammergut über München zurück. So 1862 abermals nach Wildbad im Schwarzwalde, von wo aus ich die Heimreise in derselben Begleitung über Baden-Baden, Carlsruhe, Heidelberg, den Rhein hinab bis Köln und zurück über Frankfurt und Würzburg machte. Im

Herbste 1863 aber in Gesellschaft zweier lieber tapferer Reisegefährtinnen, eben dieser meiner Tochter und einer gemeinschaftlichen Freundin, nochmals in die Schweiz. Und zwar von Lindau über den Bodensee nach Rorschach, weiter über St. Gallen, Zürich, den Züricher, Zuger und Vierwaldstädter See, Luzern, durch Unterwalden nach Meyringen. Eine Fußtour von da aus, an dem, obersten, die herrlichste Morgensonne in den prächtigsten Regenbogenfarben widerspiegelnden, Reichenbachfalle vorüber, zum Rosenlauigletscher hinauf, das Wetterhorn, den Mönch, den Eicher und wie die benachbarten Bergriesen weiter heißen zur linken Seite entlang, über die große Scheideck hin von Station zu Station mit Gesang, allerlei besonderen Sehenswürdigkeiten, weithin widerhallenden Alpenhörnertönen und Böllerschüssen begrüßt — gewährte Eindrücke, welche diejenigen von der nahezu 30 Jahre früher über die kleine Scheideck unternommenen (S. 69) in mancher Hinsicht noch überboten. Noch sollte dießmal von der großen Scheideck aus auch das Faulhorn erstiegen werden. Doch begnügten wir uns zuletzt, von da aus geraden Weges zu den Grindelwaldgletschern, sowie nach Grindelwald selbst, herabzusteigen und dann im Thale nach Interlaken weiter zu reisen. Weiter wurde übrigens dießmal die Reise über Bern, Freiburg und Lausanne bis Genf fortgesetzt, die Rückreise aber wieder über den Bodensee gemacht. In den nächsten Jahren begnügte ich mich mit Ausflügen an den Starnberger See und in die Erlangen vollends so nahe fränkische Schweiz. —

Wie ich mich nach Beendigung meiner Geschichte der Medicin und neben den unmittelbaren Obliegenheiten meines Berufes auch zur Ausarbeitung gegenwärtiger Schrift bewogen fand, deutet die Vorrede zu derselben hinlänglich an.

Die noch folgenden Abschnitte derselben sollen nun zwar auch Aerzten noch Manches zu ernstlichem Bedenken nahe legen, vollends aber gebildeten Laien gewähren, was in Beziehung auf Gesundheit, Krankheit und Heilung überhaupt und in Betreff deßfalliger richtiger eigener Lebensführung insbesondere einer gründlichen und heilsamen allgemeinen Bildung unentbehrlich ist. Den Uebergang dazu soll jedoch sofort das Folgende im Betreff des mehr oder weniger zweckmäsigen Verhältnisses zwischen gebildeten Laien und Aerzten in gleichmäsigem Interesse beider machen.

Der Mensch wird überhaupt, was und wie er werden und sein soll, nicht nur so von selbst. Dazu müssen eigenes und fremdes Zuthun

angemessen zusammenwirken. Je weiter zurück in die früheste und frühere Jugendzeit, desto mehr auf fremdes Zuthun angewiesen, hat der einzelne Mensch je später um so mehr selbst dazu zu thun. Auch später bedarf er noch fremder Hülfe. Allein um sie auch nur richtig und erfolgreich zu benützen, ist auch eine gewisse eigene Befähigung erforderlich.

Beim Menschen als eigenthümlicher Einheit von Natur und Geist betrifft das fragliche Zusammenwirken theils sein Natur= theils sein Geistesleben. Doch bleibt, was für das eine und das andere geschieht, unterlassen oder gefehlt wird, nicht blos auf dieses beschränkt, sondern hat auch vortheilhafte oder nachtheilige Folgen für das andere. Das eigene und das fremde Zuthun darf sich daher nie ganz auf das eine beschränken, sondern hat stets zugleich auch das andere zu berücksichtigen. Nur so wird am zweckmäsigsten für jedes von beiden und für das gemeinschaftliche Ganze, den ganzen Menschen, gesorgt, wobei jedoch noch in Betracht kommt, daß Natur und Geist überhaupt und in ihrer Einheit im Menschen insbesondere nicht gleichen Ranges und Werthes sind, und daß daher für die Naturseite ungleich leichter auch des Guten zuviel geschehen kann zum Schaden der Geistesseite und des ganzen Menschen, als umgekehrt.

Wie die Sachen gegenwärtig und längst stehen, ist das fremde Zuthun Sache nicht blos Einer besonderen Berufsart, sondern der Concurrenz mehrerer. Vor Allem und hauptsächlich einerseits der ärztlichen und andrerseits der geistlichen. Beide waren nicht immer und überall getrennt und sind es zum Theil noch nicht. Wo sie es aber wegen der auch dabei relativ nothwendig gewordenen „Theilung der Arbeit" sind, da dürfen sie doch nicht zu scharf geschieden werden, sondern haben sie sich zu Gunsten ihres gemeinschaftlichen Gegenstandes, des Menschen, gegenseitig die Hand zu bieten. Insbesondere darf der Arzt auch schon im Interesse der Naturseite des Menschen das geistige Leben nie und nirgends ganz unberücksichtigt lassen. Aber beiden Berufsarten gegenüber bleibt jedem reiferen Menschen, auch nur zur Ermöglichung seines richtigen Verhältnisses zu denselben, selbst noch viel zu thun und zu lassen übrig und muß sein Wissen und seine ganze Bildung das deßhalb Nöthige in sich schließen. —

Das gegenwärtige Verhältniß zwischen den Aerzten und ihrem Publicum ist jedoch großen Theils nicht das zweckmäßigste und dieß mehr durch letzteres und zu dessen gröstem Nachtheile verursacht, als durch erstere.

Man nimmt nämlich im Allgemeinen zu sehr nur Zuflucht zum Arzte, wenn man entschieden erkrankt ist, während der Beruf desselben an sich so wenig in Behandlung von Kranken aufgeht, daß vielmehr Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit, damit aber zugleich Verhütung von Krankheiten, seinen ungleich näher liegenden, wünschens- und dankenswertheren Theil bilden. Denn wenn auch alle Krankheiten geheilt werden könnten und geheilt würden, so wäre doch ihre Verhütung noch viel wünschenswerther. Aber sie werden nicht alle geheilt und können es großentheils gerade deßhalb nicht werden, weil nicht genug Bedacht genommen wird auf ihre Verhütung überhaupt oder wenigstens auf Verhütung einer gewissen weiteren Ausbildung derselben. Und wo sie noch geheilt werden können und wirklich werden, sind sie eben doch in der Regel nicht blos für die Zeit ihres Bestehens ein größeres Uebel, als auch nur leidlich erhaltene relative Gesundheit, sondern haben sie auch nicht selten sie überdauernde üble Folgen, die leicht wenigstens als Ursachen späterer neuer Erkrankungen in Betracht kommen. Dieses Mißverhältniß des Publicums zu seinen Aerzten ist aber durch die Maxime förmlich sanctionirt, laut deren der Arzt nicht zu kommen habe, er sei denn gerufen, und gestaltet sich vollends unheilvoll, wenn man sich das eine Mal an diesen, das andere Mal an jenen Arzt wendet.

Das richtige Verhältniß dagegen ist das, daß man einen und denselben Arzt für die Dauer dergestalt zum Familien- und Hausarzt habe, daß derselbe vor Allem die relative Gesundheit der einzelnen Familien- und Hausgenossen genau kennen lerne, überwache und das zu ihrer Erhaltung und nöthigen Verbesserung Erforderliche rathe und anordne; aber auch nicht blos für Krankenbesuche, sondern überhaupt als Hausarzt honorirt werde. Auch das kann jedoch zum Schaden des gegenseitigen Verhältnisses geschehen. Denn geschieht es zu kärglich, so sieht sich der Art genöthigt, auf möglichst viele, so zu sagen, Kunden bedacht zu sein, kommt aber dann leicht in den Fall, jedem weniger sein zu können, als wenn er sich bei besserem Honorar auf wenigere beschränken könnte.

Die relative Gesundheit — absolute kommt eben in der Wirklichkeit gar nicht vor — ist aber übrigens etwas keineswegs so Einfaches, sondern gar mancherlei Modificationen und Grade fähig, und zu ihrer Erhaltung und Verbesserung, wie zu ihrer Benachtheiligung und Verschlechterung, concurrirt gar Mannigfaltiges. Nun ist es zwar wünschenswerth und nöthig, daß der Laie selbst darüber bis auf einen ge-

wissen Grad unterrichtet sei. Aber so kann er es nicht sein, daß er sich ganz nur selbst rathen und helfen könnte. Wer sich nur darauf verlassen wollte, würde sogar häufig übler fahren, als wer auf eigenes deßfallsiges Wissen und Können ganz verzichtete. Eine gewisse Befähigung des Laien in dieser Beziehung soll und kann ihm mehr nur dazu dienen, daß er die Anordnungen des Arztes um so williger und pünktlicher befolgt, weil er sie dann leichter bis auf einen gewissen Grad verstehen und wegen ihrer Nothwendigkeit wenigstens einiger Massen selbst Ueberzeugung gewinnen kann. Und auch zu dieser Befähigung verhilft ihm großentheils besser der eigene Hausarzt, als blose deßfallsige Lektüre und anderweitige mündliche Ueberlieferung.

Zu all dem ist aber sowohl dem Laien als dem Arzte ein möglichst dauerndes und vertrautes Verhältniß nöthig. Und zu diesem Verhältnisse muß vor Allem der Arzt selbst gehörig gerüstet sein. Leider jedoch sind, weil es dermalen nicht besteht, wie es sollte und könnte, selbst die Fächer, die ihn dazu besonders qualificiren müßten, nämlich Diätetik und Hygieine, auffallend gegen andere, mehr den Krankheiten und ihrer Behandlung geltenden, vernachlässigt, am meisten vollends rücksichtlich dessen, was je länger, desto mehr zur Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit in Verhältniß steht von Seiten des Gemüths-, Seelen- und Geisteslebens, das dabei wenigstens nicht minder betheiligt ist, als die physischen Lebensbedingungen, und das mit der physischen Organisation des Menschen in noch näherer und innigerer Verbindung steht, als Alles, was als physisches Lebens- und Heilmittel oder als physische Schädlichkeit in Betracht kommt.

Wie sich aber daraus schon in materieller Beziehung Forderungen an die ärztliche Bildung ergeben, denen großentheils erst noch zu genügen ist, so auch in formeller Beziehung. Je mehr nämlich die allgemeine Bildung noch weiter an Extensität und Intensität gewinnen wird, desto weniger wird in mancherlei dahin Gehörigem der Arzt lediglich auf die ihm als „studirtem Fachmanne" gebührende Auctorität pochen können, desto öfter wird er durch Rede und Antwort auch Ueberzeugung zu verschaffen suchen und wenigstens dabei auch durch tüchtige allgemeine Bildung imponiren müssen. Ja selbst nur das Vertrauen des Laien soweit zu erwecken und zu nähren, daß er sich dem Arzte in mancher eben so wichtigen als delikaten Angelegenheit offerire und dessen Anordnung zuversichtlich befolge — man denke unter andern nur an das Geschlechtsleben — ist dem Arzte nicht blos eine vorzügliche intellectuelle, gemüthlich zarte und für den Umgang mit Menschen gleich

gewandte und feine, sondern vollends auch eine möglichst lautere und zuverlässige religiös-sittliche Bildung unentbehrlich.

Dieß wird in Bezug auf Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit bald noch in mancher Hinsicht von selbst erhellen. Nun kann zwar in dieser Beziehung der Laie dem Arzte noch weiter folgen und ihn gewisser Massen controliren, als rücksichtlich der Krankenbehandlung. Allein wir werden sofort finden, daß es auch in letzter Beziehung an ähnlichen Anforderungen an die ärztliche Bildung, gegenüber den Laien überhaupt und den gebildeten insbesondere, theils immer und überall, theils vollends bei dem heutigen Stande der Medicin und insbesondere bei dem schon so lange und noch immer bestehenden Zwiespalte zwischen der Homöopathie und der übrigen Medicin, nicht fehlt.

Handelt sich's doch bei den Kranken nur allzu häufig selbst um Leben oder Tod und damit zugleich auch für Andere um Erhaltung oder Lösung der innigsten irdischen Verhältnisse zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern, Geschwistern und Anverwandten, sowie um manchfache dabei in Frage stehende wichtige Interessen. Sind doch für die Kranken, deren Leben oder Tod es gilt, oft noch Entscheidungen in Frage, die selbst vom Diesseits in's Jenseits hinüberreichen Und auch an dergleichen liegt Betheiligung des Arztes nahe genug. An ihn richten sich ja die deßhalb zwischen Hoffnung und Furcht schwankenden Blicke und Fragen zunächst. Und wie wohl oder weh kann er da bei der obwaltenden Disposition des Geistes und insbesondere bei der tief erregten und hoch gesteigerten Stimmung des Gemüths den Betheiligten thun, wie heilsam oder nachtheilig kann er dadurch auch auf den Kranken und sein Kranksein insbesondere einwirken, jenachdem er sich dabei so oder anders verhält, möglicher unmittelbarer Einwirkung seiner ganzen Persönlichkeit für sich und als mehr oder weniger guter Leiter von weiter und höher her zu geschweigen!

Was aber den Arzt erst recht für seinen Beruf rücksichtlich Anderer überhaupt und seiner Kranken insbesondere befähigt, das thut ihm nicht weniger auch um seiner selbst willen Noth. Ist doch schwerlich ein anderer Beruf so unablässig, zugleich physisch und geistig, angreifend und aufreibend, als der ärztliche. Kann doch der Arzt auf keine Stunde des Tages und der Nacht als blos zu seiner Disposition stehend rechnen. Und mit welchen physischen und geistigen Aufregungen und Anstrengungen sind namentlich chirurgische und geburtshilfliche Leistungen häufig verbunden! Wie häufig sind seine Gesundheit und sein Leben unmittelbar durch ansteckende Krankheiten gefährdet! Die Statistik stellt

daher den Aerzten in Bezug auf Sterblichkeit eine sehr düstere Prognose. Und doch gilt auch nur der Ausspruch längst nicht mehr: dat Galenus opes, ist ihm doch vielmehr der Lohn für seine Dienstleistungen spärlich genug zugemessen und ist selbst davon ein beträchtlicher Theil uneinbringlich. Und leicht hat er gerade da, wo dieß der Fall ist, vom Undanke und Unverstande seiner Kranken am meisten zu leiden. Wie bange hat daher der Arzt für sich und seine Familie der Zukunft entgegen zu sehen! Und anstatt dafür wenigstens einiger Massen durch eine entsprechende Stellung im Leben entschädigt zu sein, steht mindestens ein großer Theil derselben lediglich als ein Bruchtheil der Masse der Gewerbtreibenden da.

Es gab Zeiten, in welchen der Staat die Aerzte in Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit ihres Berufs und der Förderung des Staatswohls durch denselben von manchen lästigen Verpflichtungen befreite; heutzutage haben sie aber dieselben mit jedem Anderen zu theilen, so schwer sie auch besonders auf ihnen lasten und so bitteren Schaden sie auch davon zu gewärtigen haben. Gehört denn aber die Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit, die Verhütung und Heilung der Krankheiten, wie sie jedem Arzte obliegt, nicht zu den Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens? Ja hat Pythagoras so Unrecht gehabt, wenn er die Fürsorge für die Gesundheit seiner Schüler zugleich als Vorbedingung ihrer Erziehung zur Weisheit und jeglicher Tüchtigkeit betrachtete?

Unter solchen Umständen thut den Aerzten selbst auch eine tüchtige religiös-sittliche Bildung wahrlich doppelt Noth, um zu sein und zu leisten, was sie sollen, und die ihrem Berufe entsprechende Stellung und Haltung zu behaupten. Und dieß um so mehr, je versuchungsvoller ihr Beruf in Bezug auf Thun und Lassen ist und je schwerer diese zu controliren sind. Gehören doch, um nur Eines anzudeuten, selbst die mächtigsten Gifte zu ihrem Rüstzeug. In Uebereinstimmung damit mußte denn auch schon der Zögling der griechischen Asklepiaden geloben: keusch und fromm will ich mein Leben und meine Kunst bewahren — in welches Haus ich eingehe, ich will es nur zum Wohle des Kranken betreten, frei von jedem willkürlichen Unrecht und, wie von jedem andern Laster, so von fleischlicher Lust ꝛc. Und schon dem Zöglinge der Medicin in der Brahminischen Zeit Indiens wurde feierlich an's Herz gelegt: Du mußt der Liebe und dem Hasse, dem Neide und dem Zorne, der Trägheit, der List und der Habsucht entsagen — sei ein Diener der Wahrheit — der Arzt soll liebenswürdig, ernst ohne Anmassung,

freundlich und geistreich sein, seine Rede sanft und ermuthigend, wie die eines Freundes, sein Herz rein und edel, er soll ein Muster der Keuschheit und Nüchternheit sein — und wenn man vor einem Bruder, einem Freunde, Furcht empfinden kann, so doch niemals vor einem Arzte 2c. —

Aber auch die ärztliche Fachbildung ist an und für sich so umfassend und schwierig, als kaum eine andere wissenschaftliche und künstlerische Fachbildung. Jemehr sich die Medicin des ihr zustehenden anthropologischen Charakters nach Umfang und Ziel bemächtigt, desto mächtiger wächst das nicht blos in das Gebiet der Natur, sondern auch in dasjenige des Geistes einschlagende empirische Material an. Nun ist sie aber nicht blos ein Inbegriff von empirischem Material und entsprechenden Fertigkeiten; sondern soll und muß sie auch Wissenschaft im strengsten Sinne des Worts sein. Daß man sie eine empirische Wissenschaft nennt und dieß zu thun in einem gewissen Sinne berechtigt ist, ändert die Sache nicht wesentlich. Zwar verbindet man damit zum Theil einen so abschwächenden Begriff, daß man damit in die Kategorie des hölzernen Eisens oder ledernen Ecksteines geräth. Allein Wissenschaft bleibt Wissenschaft, mag sie auch in einem günstigeren Verhältnisse stehen entweder zu empirischem (Erfahrungs=) Wissen oder zu speculativer Geistesthätigkeit. Zur Wissenschaft als solcher gehören nothwendig beide, nur in verschiedenem gegenseitigen Verhältnisse. Gleichwohl aber handelt sich's beim Arzte nicht blos um die Wissenschaftlichkeit. So gewiß ihn diese in der Praxis zu leiten hat, so gewiß gehört zur rechten vollen ärztlichen Praxis, selbst über alles blos Technische hinaus, in mancher Hinsicht auch eigentlich Künstlerisches im höchsten und besten Sinne. Doch auch nur rücksichtlich der ärztlicheu Wissenschaft werden wir noch Gelegenheit finden, einzelne Blicke in die Schwierigkeit derselben zu thun. Sie ist heutzutage namentlich auch durch den seit einem halben Jahrhunderte bestehenden und noch immer nicht gründlich genug ausgeglichenen Zwiespalt zwischen der sog. Homöopathie und der übrigen Medicin nur um so größer. Die Stellung, die gerade auch dazu auch das Publikum einnimmt, nöthigt, darauf auch hier sogleich bis auf einen gewissen Grad und um so mehr einzugehen, als sich damit auch die Frage nach der nothwendigen Beschaffenheit der ärztlichen Bildung erst weiter abrundet.

Die Homöopathie zählt besonders viele Freunde unter den den höheren und höchsten Klassen der Gesellschaft Angehörigen von im

Ganzen entsprechender allgemeiner Bildung. Ihnen gegenüber kommen nichthomöopathische Aerzte leicht in den Fall, Rede und Antwort wegen des Werthes der Homöopathie und des Verhältnisses zwischen ihr und der übrigen Medicin stehen zu sollen, wobei nicht wohl jederlei Eingehen darauf ganz abgelehnt werden kann und einfaches Absprechen nicht sachdienlich und räthlich erscheint.

Dagegen können sich aber auch solche Freunde der Homöopathie um so weniger blos auf den praktischen Erfolg homöopathischer Krankenbehandlung berufen, als, wie wir demnächst finden werden, das Vertrauen auf die Wirksamkeit der verschwindend kleinen Gaben homöopathischer Arzneien im Allgemeinen auf sehr schwachen Füssen steht und dabei die Gefahr allzu nahe liegt: daß man bei solcher Berufung die Warnzeichen des eventus stultorum magister und des post hoc, ergo propter hoc zu seinem großen Nachtheile unbeachtet lasse.

Jeder weitere Versuch aber, eigentliche Gründe für positive und zweckmäßige Wirksamkeit homöopathischer Krankenbehandlung geltend zu machen, führt sofort zu so ernstlichem und tiefem Eingehen auf die Sache überhaupt, daß es selbst dem Arzte nur wenig gelingen kann, wenn er sich dabei mehr nur auf dasjenige stützen wollte, was dahin einschlägig selbst bei der noch so großen Mehrheit seiner heutigen Fachgenossen gerade nur gäng und gäbe ist. Da ist nun aber zwar historisch bekannt, daß sofort im Beginne einer selbständigen Existenz der Medicin als Grundwahrheit anerkannt wurde: Heilung von Krankheiten sei im Allgemeinen nicht ganz und gar nur Sache ärztlichen Heilverfahrens mit den ihm eben zu Gebote stehenden Mitteln, sondern dazu finde Mitwirkung auch von Seiten des kranken Organismus statt, ja Heilung erfolge zum Theil auch ohne alles ärztliche Heilverfahren und selbst wohl trotz eines unzweckmäßigen. Allein diese Anerkennung beruhte zunächst mehr nur auf empirischer Wahrnehmung und instinctmäßiger Ahnung. Zwar drängte sich mit der Zeit auch mehr Einsicht in die Sache auf, indem man erwog, daß nur der l e b e n d e Organismus fähig ist zu erkranken, krank zu sein und wieder zu genesen, daß aber alles Organisch-Lebendige sich wesentlich durch das Streben, den Drang und Trieb charakterisire, sich ursprünglich dem Typus seiner Gattung gemäß zu entwickeln und weiter normal zu erhalten, wo jedoch seine Normalität gleichwohl verletzt worden ist, wie in der Krankheit, — geschweige denn nur in allerlei geringeren Abweichungen und Störungen seiner durchschnittlichen relativen Gesundheit, wie sie unter den verschiedenartigsten Umständen kommen und gehen — seinen normalen Zustand wieder herzustellen, wobei

freilich auch der Medicin immerhin noch genug zu thun übrig bleibt. Doch gerade darauf achtete die Homöopathie von Haus aus zu wenig und ging sie mindestens zu wenig ernstlich und gründlich ein. So aber gab nicht blos sie, sondern gibt man sich auch anderwärts dem Wahne hin, Genesungen, welche unter ärztlicher Behandlung erfolgen, seien lediglich das Werk der letzteren, die jedoch in der That und Wahrheit wenig oder keinen Antheil daran haben kann. Dieß hätten die übrigen Aerzte gegen das Pochen der Homöopathie auf den Erfolg ihrer Praxis noch viel besser und erfolgreicher geltend machen können, als geschehen ist, während sie gleichwohl auch unter homöopathischer Behandlung erfolgende Genesung insofern zu Gunsten der Homöopathie gelten lassen konnten, als dieselben zwar mehr nur vom Organismus aus bewirkt, aber doch durch die homöopathische Arzneibehandlung auch möglichst wenig behindert und durch die strenge negative Diät der Homöopathie wenigstens häufig mehr begünstigt als erschwert erklärt wurden. Allein auch die übrigen Aerzte haben diese günstige Position dadurch großen Theils selbst aufgegeben, daß sie vom Organismus mechanische und chemische Verhältnisse zu einseitig in's Auge faßten und darüber den lebendigen Organismus als solchen zu sehr aus dem Auge verloren. Wer also von ihnen von dieser Seite aus gegen die Homöopathie mit Recht und Erfolg polemisiren will, der muß in Beziehung auf die Grundanschauung vom lebendigen Organismus überhaupt vorher erst wieder über beide Lager hinaus fortgeschritten sein. Wir konnten oben S. 135 den fraglichen Drang und Trieb, das fragliche Streben des lebendigen Organismus selbst als das Analogon des weltschöpferischen Willens Gottes bezeichnen und werden weiter darauf zurückkommen.

An einem gewissen darauf abzielenden idealen Zuge, jedoch in der Gestalt eines abstracten Dynamismus, hat es gleichwohl der Homöopathie nicht gefehlt, am wenigsten in ihrem Ursprunge und näher gegen denselben zurück. Und dieß ist ein Punkt, der gebildetere Laien um so mehr für sie besticht, als ihnen ein allzu einseitiger Realismus der übrigen Medicin nicht entgeht. Allein es handelt sich auch dabei einerseits um den rechten Idealismus und andrerseits um den rechten Realismus, sowie um deren richtiges gegenseitiges Verhältniß.

Die Homöopathie hat ferner diesen ihren Namen nach der ihr zu Grunde liegenden Ansicht, daß Krankheiten je nur durch solche Arzneien am zweckmäßigsten geheilt würden, welche die möglichst ähnlichen Krankheiten bei Gesunden verursachten, wobei jedoch auf die Krankheit nicht

sowohl gründlich in jeder Beziehung eingegangen wird, als vielmehr nur ihre Symptome oder Erscheinungen in Betracht kommen. Darnach wird die Formel: similia (ὅμοια) similibus curentur (Aehnliches mit Aehnlichem zu kuriren) gebildet und als die allein wahre der andern gegenüber gestellt: contraria contrariis curentur (Heilung durch Gegensatz zwischen der Krankheit und der Arzneiwirkung). Allein in der Wirklichkeit gelten beide Formeln, jede an ihrem Platze, wie im Allgemeinen schon Hippokrates bis auf einen gewissen Grad erkannte und darnach verfuhr. Dabei kommt namentlich in Betracht, daß eben auch die Krankheitserscheinungen zweierlei Art sind; theils mehr Wirkungen von Krankheitsursachen, theils mehr Aeußerungen des Widerstrebens, der Reaction, des lebendigen Organismus gegen dieselben. Letztere können aber zu schwach sein, um ihren Endzweck zu erreichen, der vielmehr erst erreicht wird, wenn sie durch geeignete Mittel angemessen verstärkt werden, wie an sich zweckmäßige, aber nicht hinlänglich starke, Neigung zu heilsamer Hautausdünstung durch Schweißtreibende Mittel, so zu sagen, wohlgemeinte, aber zu schwache, Brechneigung durch Brechmittel u. dgl. Allein theils können Krankheitserscheinungen dieser Art auch zu stark sein, so daß ihnen theilweise direct entgegengewirkt werden muß, theils ist dieß vollends nöthig gegenüber Krankheitserscheinungen der andern Art.

Die Homöopathie unterscheidet aber auch zwei sehr verschiedene Arten von Arzneien nicht gehörig oder vielmehr gar nicht. Nämlich einerseits positive, den Lebensmitteln analoge, welche vorzugsweise geeignet sind, entsprechendes krankhaftes Zuwenig direct zu ergänzen, und andrerseits negative, den Giften analoge oder mit diesen ganz identische, welche vorzugsweise geeignet sind, ein entsprechendes krankhaftes Zuviel direct zu vermindern. Auch bleibt sie im besten Falle mehr nur beim Erfolge stehen, ohne hinlänglich darauf einzugehen, wie der Erfolg erzielt wird, was bei beiderlei Arzneien in ganz entgegengesetzter Weise der Fall ist und nach später folgenden Andeutungen noch weiter sein kann. So aber ist eine genügende Heiltheorie auch nur von Seiten der Arzneien nicht möglich.

Wenigstens in ihrer ursprünglichen Gestalt erklärte die Homöopathie die Heilung dadurch, daß die durch Arzneien, welche die stärksten Schädlichkeiten seien, künstlich erzeugten Krankheiten die durch andere, schwächere, Schädlichkeiten verursachten und zu heilenden Krankheiten verdrängen, wie ein stärkeres Licht ein schwächeres überscheine, ein stärkerer Schmerz einen schwächeren weniger empfinden mache u. dgl. m.

Aber beseitigt würde ja dadurch die zu heilende Krankheit doch nicht, und daß die künstlich erzeugte stärkere von selbst verschwinde, wenn sie ihren Dienst gethan habe, ist Schlimmeres als eine leere Behauptung. Aehnlich mißlich steht es jedoch, auch nur bei den bisher bezeichneten Prämissen, mit manchem späteren Erklärungsversuch.

Das augenfälligste Merkmal des ärztlichen Zuwerkegehens der Homöopathie bilden die verschwindend kleinen Quantitäten (Gaben), in welchen die ihr als Arznei geltenden Substanzen von ihr angewendet werden. Nur jedenfalls sehr wenig wird davon entweder mit weit überwiegenden Quantitäten indifferenter fester Substanzen möglichst fein zusammengerieben oder mit nichtarzneilichen Flüssigkeiten zusammengeschüttelt. Früher sollte dadurch im fortschreitenden Gegensatze zur Verringerung der Quantität ihre Wirkungskraft potenzirt, später aber die Arzneisubstanz namentlich auch durch möglichst feine Zertheilung und Gewinn an Oberfläche ihrer Molekülen entsprechend wirksamer gemacht werden. Wenn jedoch dabei zu Gunsten möglichst kleiner Gaben außerdem überhaupt auf gewisse Substanzen hingewiesen wird, von welchen auch Minima große Wirkung haben, wie auf Ansteckungsstoffe, oder von welchen einzelne Gewebe normaler Weise nur sehr wenig enthalten, so wird eben auch in dieser besonderen Beziehung insofern wenigstens unstatthaft generalisirt, als nun eben doch wirklich vielfach verschiedene Substanzen ihre Bestimmungsgemäße Wirkung auch nur in verschiedenen Quantitäten zu Stande bringen.

Zudem kann auch mit derselben Arzneisubstanz ein ganz entgegengesetzter Erfolg erzielt werden, jenachdem sie in einer Gabe angewendet wird, die über ein gewisses Mittelmaaß zu weit hinaufgeht oder unter demselben zu weit zurücksteht. Mit einer negativen Arznei, die in verhältnißmäßig mittlerer Gabe ein krankhaftes Zuviel vermindert, kann in einer gewissen Kleinheit der Gabe das entsprechende Zuviel, also das positive Gegentheil ihrer eigentlichen Wirkung, erzielt werden, und eine zu große Gabe einer positiven Arznei oder eines positiven Agens überhaupt kann, jenseits der zweckmäßigen Steigerung bei angemessener mittlerer Gabe, mehr oder weniger tiefes Sinken zur Folge haben. Aber in solchen Fällen ist der der eigentlichen Wirkung der Arznei entgegengesetzte Erfolg mehr Sache des Organismus als der Arznei. Die negative Arznei bringt es bei zu kleiner Gabe mehr nur, so zu sagen, zur Drohung mit ihrer Wirkung, dagegen zu dieser selbst um so weniger, als das davon bedrohte Organische zu ihrer Abwehr reagirt und sich dabei selbst steigert, während es gegentheils Verlust erlitten haben

würde, wenn die Wirkung der Arznei bei hinlänglich großer Gabe wirklich zu Stande gekommen wäre. Auch auf über ein gewisses Maaß hinaus große Gaben von Arzneien, sie mögen der Reihe der negativen oder derjenigen der positiven Arzneien angehören, kann schon gegen die erst mehr nur drohende übermäßige Wirkung so heftige Reaction des bedrohten Organismus erfolgen, daß die bereits bis auf einen gewissen Grad einverleibte Arznei selbst mehr oder weniger vollständig wieder aus dem Organismus ausgestoßen wird, bevor sie ihre Wirkung zu setzen vermochte. Das negative Gegentheil von der eigentlichen Wirkung einer positiven, in zu großer Gabe angewendeten, Arznei erfolgt aber erst nach in so hohem Grade zu Stande gekommener positiver Wirkung, daß das Organische, das sie erfuhr, von selbst aus der zu hohen Steigerung mehr oder weniger schnell und stark in entsprechenden Nachlaß umschlägt. So heißt es auch von der ärztlichen Handhabung der Heilmittel überhaupt: practica est multiplex, wornach aber auch die theoretische Erklärung nicht Alles über einen Kamm darf scheeren wollen.

Uebrigens sind jedenfalls nicht blos Symptome Gegenstand des Heilverfahrens, sondern auch deren tieferer Grund und entfernte Ursachen. Und das Heilverfahren kann überhaupt ein mehr directes oder ein mehr indirectes sein. Solches der letzten Art wurde von der Medicin längst geübt, das den Namen eines homöopathischen mehr verdient, als das der Homöopathie selbst, wie sog. antagonistisch-ableitendes, durch welches den entsprechenden Mitteln leichter zugängliche nicht kranke Theile in ähnlicher Weise künstlich krank gemacht werden, wie es andere mit jenen im Verhältniß des Antagonismus stehende bereits sind, die aber für directe Heileinwirkung weniger zugänglich sind, denen dabei jedoch, und durch sie dem ganzen Organismus, mehr genützt, als den zu ihren Gunsten künstlich krank gemachten geschadet wird. Auch das ist von der Medicin überhaupt längst mitunter geübtes recht eigentlich homöopathisches Heilverfahren, durch welches positives Kranksein zunächst direkt gesteigert, dadurch aber zu einem schnelleren Verlauf und günstigeren Ausgange mittels Umschlags der übertriebenen Steigerung in entsprechenden Nachlaß gebracht wird.

Im Ganzen bleibt es jedoch immer Hauptaufgabe, nur möglichst direktes Heilverfahren mit Heilmitteln und insbesondere Arzneien von sog. specifischer Beziehung zu üben, die jedoch nicht sofort nur Krankheitssymptomen, sondern vielmehr dem Krankheitssitze gilt und erst durch diesen auch ihrem Kranksein überhaupt. Dabei handelt sich's allerdings

auch um Similia; aber in dem Sinne, daß die Arzneisubstanz und der kranke Theil oder ein einzelnes krankes Gewebe desselben gegenseitige nähere Verwandte, Analoga, sind, während sich übrigens das zu beseitigende Krankhafte und die Wirkung der Arznei doch auch als Contraria verhalten, nämlich die positive Arznei ein krankhaftes Zuwenig ergänzt, die negative Arznei ein krankhaftes Zuviel beschränkt u. s. w. Auch das führt aber, theoretisch weiter verfolgt, ziemlich tief hinein, indem es sich dabei namentlich alles Ernstes um den menschlichen Organismus als vorzugsweisen Mikrokosmos (S. 147 u. f.) und um einen Parallelismus zwischen einzelnen Bestandtheilen desselben im gesunden und kranken Zustande einerseits und solchen des Makrokosmos der Natur überhaupt andrerseits handelt, für dessen wissenschaftliche Fassung und Verwerthung noch allzu wenig Genügendes geschehen ist, auf den wir jedoch rücksichtlich des Verhältnisses zwischen Krankheit und Arznei weiter unten zurückkommen werden.

Dagegen hat sich die übrige Medicin gegenüber der Homöopathie im Allgemeinen namentlich auch in folgendem Zusammenhange selbst geschadet. Durch ihre allzugroße Vorliebe für die pathologische Anatomie schenkte sie Fällen zu einseitige Aufmerksamkeit, welche überhaupt mehr in gröber materiellen Bereichen spielen und nach bereits längerer Dauer eklatantere Krankheitsprodukte darbieten, denen gegenüber sie aber auch mit einem gewissen Rechte theils an einer erfolgreichen Therapie überhaupt verzweifelte, theils wenigstens mehr nur von heroischeren Arzneien, namentlich aus dem Mineralreiche, noch etwas hoffen konnte, die aber leicht auch über den Heilzweck hinaus für den Organismus nachtheilige Wirkungen haben. Darüber achtete sie mildere Arzneien, besonders aus dem Pflanzenreiche, verhältnißmäßig zu geringe, während sie gleichwohl zeitig gegen noch jüngeres und dynamisches, zumal an sich auch geringeres, Kranksein angewendet, wirksam genug sind. Daß sich solcher kleinerer Uebel die Homöopathie mehr annimmt, wurde ihr dagegen gerade in Fällen zum Vortheil angerechnet, in welchen Besserung leicht auch ohne alle entsprechende Heil- und Arzneimittel erfolgt, während sie gleichwohl in Fällen, in denen für Arzneien mehr zu thun gewesen wäre, bei der extremen Kleinheit der Gaben, in der That und Wahrheit die Besserung der Natur überließ. Uebrigens sind allerdings in Fällen der fraglichen Art überhaupt verhältnißmäßig kleinere Gaben mehr am Platze als große. Auch dürfte die übrige Medicin noch immer Einzelnes von der Homöopathie rücksichtlich des Zeitpunktes, in welchem vegetabilische Arzneisubstanzen der Natur zu ent-

nehmen sind, dessen, was von ihnen vorzugsweise zu benützen ist, und der Form, in welcher es zu geschehen hat, besser zu beachten und zu benützen haben. Specifische Beziehungen zwischen Arzneisubstanzen einerseits und Heilobjecten, sowie ihren Sitzen, andrerseits in dem bezeichneten Sinne weiter zu constatiren, dazu dienen allerdings auch Versuche mit ersteren an Gesunden, auf die sich die Homöopathie besonders viel zu Gute thut. Doch hat darauf auch die übrige Medicin zum Theil längst allen Ernstes Bedacht genommen und wird es hoffentlich auch ferner thun.

Wie soll aber der Laie bei so vielen und schwierigen Fragen, die dabei in Betracht kommen, zu einem entscheidenden Urtheile gelangen können? Die Homöopathen lassen es sich allerdings angelegen sein, ihnen dabei zu Hülfe zu kommen. Welchen Gewinn können sich aber die Laien davon versprechen, wenn sie nicht blos das Bisherige etwas näher bedenken wollen, sondern wenn sie auch hören, daß selbst ein Homöopath als Geschichtschreiber der Medicin überhaupt und der Homöopathie insbesondere (Hirschel) offen bekennt: man suche vergebens eine Einheit der Meinungen unter den Anhängern der homöopathischen Schule. Im Gegentheil, der Streit unter ihnen selbst sei eben so heftig, als der gegen die außen stehenden Feinde. Es gebe unter den Homöopathen eine äußerste Linke, eine Linke und ein linkes Centrum, eine Rechte, ein rechtes Centrum und eine äußerste Rechte, und darunter Mystiker, Schwärmer, Narren und wohl auch noch Schlimmeres gerade genug?

Unter den Nichtärzten, die gleichwohl Partei für die Homöopathie nehmen, gibt es auch Geistliche. Diese haben aber vollends alle Ursache, zu bedenken, wie leicht bei ihnen vorurtheilsvolle Leichtgläubigkeit, die sie dabei verrathen, auch in Bezug auf die heilige Sache ihres geistlichen Berufes auf schwere Kosten derselben vorausgesetzt werden könnte.

Hat doch, wie die Sachen zur Zeit noch stehen, selbst der Arzt einen um so schwereren Stand, wenn er über das Verhältniß zwischen der Homöopathie und übrigen Medicin Auskunft geben soll und will, so weit sie Laien gegenüber überhaupt möglich ist, je größere Ansprüche diese auf solide wahre Bildung haben. Nur wenn er mit tüchtiger wissenschaftlicher Bildung im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf die Medicin auch das rechte Maaß allgemeiner Bildung im ernstesten und würdigsten Sinne in sich vereinigt, kann er im Interesse der Sache, der Laien und in seinem eigenen Interesse gewähren, was möglich und nöthig ist.

Uebrigens wird der Zwiespalt zwischen der Homöopathie und der übrigen Medicin, wie er sich seiner Zeit erst aus dem Ganzen der Medicin herausbildete, seiner Zeit in diesem Ganzen und zu seinen Gunsten auch wieder lösen. Schuld und Verdienst ist dabei nicht blos Sache der einen Seite, wie ungleich sie sich auch vertheilen mögen. Am wenigsten ist zwar eine Lösung zu erwarten, vermöge deren die Homöopathie obsiegte und die Medicin allein oder auch nur vorzugsweise repräsentirte. Allein auch sie wird nicht ohne Antheil an dem besseren Gedeihen des Ganzen sein, wenn auch mehr nur insofern, als einzelnes von ihr an sich Beacht- und Brauchbares in die übrige Medicin über- und aufgeht, welch' letztere auch Manches von sich zu berichtigen, zu modificiren und zu ergänzen hat. Das Alles wird um so eher und gehöriger zu Gunsten des gemeinschaftlichen Ganzen geschehen, mit je unparteiischerer Liebe zur Wahrheit und je gerader und offener man sich von beiden Seiten entgegenkommen und die Hand bieten wird.

11.

Das jedem gebildeten Laien zur richtigen eigenen Lebensführung Nothwendige behufs der Erhaltung und Verbesserung seiner Gesundheit und noch manches anderen näher damit Zusammenhängenden 1. im Verhältniß zu Schlaf, Traum und Wachen der gewöhnlichen Art, zugleich mit Rücksicht auf Verwandtes, und zwar theils längst mehr oder weniger Außerordentliches (bedeutsame Träume, Mantik, Weissagung und Wahrsagen, Magie, sog. lebensmagnetische Zustände), theils im Menschen-, Thier- und niedrigeren Naturleben noch immer ganz Gewöhnliches (Instinkt, Kunsttrieb und wesentlich Analoges) — 2. im Verhältniß zum Geschlechtsleben — 3. zu den Leibesübungen — 4 zu Luft, Wärme und Licht — 5. zu Nahrungsmitteln und Getränken. — 6. zu Stimmungsmitteln überhaupt und zur Berauschung mißbrauchbaren insbesondere (Gewürze, weingeistige Getränke, Kaffee und Thee, Tabak und Aehnliches).

Nicht ohne Grund hat sich Cartesius, „der Vater der neueren Philosophie", offen zu der Ueberzeugung bekannt, daß für die Vervollkommnung des Menschengeschlechts mehr, als von mancher andern Seite, von der Medicin zu hoffen sei. Dieß gilt aber in Beziehung auf Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit und damit auf Verhütung von Krankheiten noch viel mehr, als von der Heilung der letzteren, und in ersterer Beziehung mindestens nicht weniger von demjenigen, was wenigstens der gebildetere Theil der Laien selbst dazu thun kann und muß, als von dem ärztlichen Zuthun. Wie viel dazu den Laien nöthig und möglich ist, wie viel aber auch über das gewöhnlich nur Gäng und Gäbe hinaus zu dessen eigentlicher Begründung von ärztlicher Seite erforderlich ist, wird auch schon aus den folgenden, sich auf das Allernothwendigste beschränkenden, Betrachtungen hinlänglich erhellen.

Die Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit und die damit zugleich zu bezweckende Verhütung von Krankheiten sind nicht blos um ihrer selbst willen, sondern auch darum von so großer Wichtigkeit, daß sie zugleich Vorbedingung richtigen und tüchtigen Menschenlebens auch in anderen und höheren Beziehungen sind. Aber eben wegen der Wichtigkeit der Sache kann es, wie sich die Verhältnisse auch nur rücksichtlich der Gesundheit und der Krankheiten einmal gestaltet haben, vor Allem dem Organismus auch selbst nicht an dem Vermögen und an Enrichtungen fehlen, für den Zweck der Erhaltung und Verbesserung der ersteren, sowie der Verhütung und Heilung der letzteren, von selbst thätig zu sein, ja schließt dergleichen der allein statthafte Begriff des lebendigen Organismus nothwendig von selbst in sich. Dieses Vermögen und diese Einrichtnugen sind eben insofern identisch mit dem Leben oder dem Lebendigsein und der Organisation des Organismus selbst, als sich jederlei organisches Wesen von seinem ersten Keime an bis zu seiner letzten Lebensregung, grundwesentlich als ein Drängendes, Treibendes, Strebendes erweist, seine Idee und Aufgabe, seinen Begriff und Typus, im Großen und Ganzen, wie im Kleinen und Einzelnen, mit Hülfe seiner ganzen mehr oder weniger manchfaltigen Organisation und ihrer Thätigkeit möglichst rein und vollständig zu realisiren — ein Drang, Trieb oder Streben insbesondere des ganzen, jeder bestimmten Art von Organismus eigenthümlichen, Systems aller seiner sog. Kräfte, das eo ipso gegen Hindernisse, Beeinträchtigungen und Störungen jeder Art zum Widerstrebenden und Gegenwirkenden wird und diesen seinen Zweck innerhalb gewisser Grenzen mehr oder weniger vollständig erreicht, und namentlich vor Allem im Bereiche der relativen Normalität überhaupt und Gesundheit insbesondere jeweilige Verschlechterungen derselben immer wieder wenigstens bis auf einen gewissen Grad verbessert. Wenn es aber bei allzugroßer Ungunst der Umstände zeitweilig dennoch in dieser oder jener Art zu einem verhältnißmäßig Aeußersten in Gestalt von Krankheit kommt, so erfolgen auch, besonders in fieberhaften acuten Krankheiten, im Allgemeinen den eigentlich nur krankhaften Veränderungen nach Art und intensivem, wie extensivem, Fortschritte entsprechende Maxima des Widerstrebens und Gegenwirkens, bildet zwar Beiderlei gemeinschaftlich den sog. Krankheitsproceß, der aber eben nur einerseits Proceß des durch die Krankheitsursachen bewirkten Krankhaften, andrerseits jedoch dagegen gerichteter und im besseren Falle seiner Zeit die Oberhand darüber gewinnender Heilproceß ist. Die deßfallsige Erkenntniß wurde der Hauptsache nach sofort bei den ersten entscheidenden

Schritten der Erkenntniß der Natur des Organismus überhaupt und seiner Gesundheit, seiner Krankheiten und ihrer Heilung insbesondere angebahnt, und zwar zeit- und theilweise, anstatt continuirlich tiefer begründet und weiter entwickelt zu werden, wieder verkannt, bildet aber durch alle Zeiten das Hauptkriterium des mehr oder minder glücklichen Zustandes des Ganzen der ärztlichen Wissenschaft und Praxis.

Eine auf Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit im innigsten Zusammenhange damit berechnete besondere Einrichtung des physischen und geistigen Gesammtorganismus des Menschen, deren Endzweck aber großentheils mit Hülfe der freien Lebensführung erreicht werden muß, ohne dieselbe und vollends durch verkehrte jedoch auch vereitelt werden kann, ist der Wechsel zwischen Wachen und Schlafen, der zwar naturgemäß mit dem von Tag und Nacht zusammenfällt und von denen zwar der Tag das Wachen und die Nacht das Schlafen begünstigt, welcher Wechsel aber so wenig nur durch Tag und Nacht bedingt ist, als es Tag und Nacht wird, weil wir wachen und schlafen. Wir müssen zwar einer im Organismus selbst begründeten Einrichtung zufolge zwischen Wachen und Schlafen wechseln, aber wir können zur Noth auch schlafen bei Tag und wachen während der Nacht.

Was wir am Schlafe von rechter Art und rechtem Maaße haben, davon gibt unser Gefühl und der Erfolg überhaupt Zeugniß, indem wir uns dadurch je und je so entschieden erquickt, restaurirt, ja wie neugeboren und verjüngt, sowie zum neuen wachen Tagewerk befähigt, finden. Aber wie das?

Gewiß wenigstens nicht blos dadurch, daß im Schlafe manche Thätigkeiten im Vergleich zum Wachen ermäßigt, andere möglichst sistirt sind. Wenn aber Letzteres auch vollständig und allgemein der Fall wäre, so würden wir beim Erwachen unseren Lebensfonds, gegen die Zeit des Einschlafens, höchstens nur nicht verringert und verschlechtert finden. Wir finden ihn aber vermehrt und verbessert. Das kann so wenig blos dadurch bewirkt sein, daß er zeitweilig weniger bethätigt ist, als sich blos durch zeitweilige Sistirung der Ausgaben aus einer mehr oder weniger erschöpften Kasse dieselbe wieder füllt. Uebrigens treten im Schlafe nur das bewußte, willkührliche und freie Seelen- und Geistesleben, sowie was damit zunächst zusammen- und davon abhängt, wie namentlich die willkührliche Thätigkeit der Bewegungs- und Sinnorgane, nicht aber in demselben Maaße auch das vegetative Leben des menschlichen Organismus möglichst zurück. Aber wie kommt es doch,

daß wir davon beim Erwachen nicht nur keinen Verlust, sondern sogar Gewinn vorfinden?

Das hängt folgender Massen zusammen. Der Wechsel zwischen Schlafen und Wachen beruht auf Alterniren zwischen mehr involutiver, regressiver, indifferenzirender, ein-, ab- und rückwärtsgehender Richtung des ganzen Lebensinhalts und Lebensprocesses des menschlichen Individuums einerseits — und mehr evolutiver, progressiver, differenzirender, aus-, auf- und vorwärtsgehender Richtung andrerseits.

Im ersteren Falle tritt das ganze Individuum wesentlich je wieder auf eine niedrigere Stufe seiner Entwickelung zurück, sich mehr oder weniger selbst seiner Fötusstufe wieder annähernd. In Uebereinstimmung damit wird schon ganz äußerlich die Lage und Haltung des schlafenden menschlichen und höheren thierischen Individuums derjenigen wieder mehr ähnlich, die es in seinem Fötuszustande im Mutterleibe darbietet. Dasselbe gilt von einem dem Schlafe höherer Thiere und des Menschen analogen Zustande auch im Pflanzenleben, indem sich da unter Anderm die bereits entfaltet gewesene Blüthe je dem Knospenzustande wieder annähert. Und dem entsprechend wird beim Menschen innerlich das willkührliche und freie psychische und geistige Leben als solches im Schlafe zeitweilig nicht blos möglichst latent, sondern mit dem naturnothwendigen, automatischen, vegetativen wieder mehr oder weniger indifferenzirt, dadurch letzteres verstärkt und damit je wieder annähernd ein Verhältniß hergestellt, wie es im Fötusleben, je weiter zurück, um so mehr und andauernder, besteht, vermöge dessen der ganze Lebensinhalt und Lebensprozeß zunächst dazu verwendet wird, den individuellen Organismus überhaupt erst anzulegen und demnächst bis auf einen gewissen Grad auszubauen. Der annähernd entsprechende Zustand im jeweiligen Schlafe macht nun aber auch das Analoge der uranfänglichen Anlage des ganzen Organismus und seines ursprünglichen Ausbaues bis zur Geburt möglich, nämlich Reparatur dessen, was in demselben während des Wachens je und je abgenutzt, verbraucht und verletzt ist. Es ist also damit eben auch das Analoge von jeweiligen Reparaturen und Restaurationen eines Baues gegeben, der eben auch, nach seiner ursprünglichen Herstellung, Abnützungen und Beschädigungen ausgesetzt ist.

Quantitativ ist nun aber das Aehnliche für den Organismus während des Schlafes möglich, weil da sein vegetatives (plastisches) Leben nicht blos von andern Functionen weniger beengt und beschränkt, sondern durch letztere auch verstärkt ist; und qualitativ ist das

Aehnliche in zweckmäßigerer Weise dadurch ermöglicht, daß das je wieder so verstärkte vegetative Leben des menschlichen und thierischen Organismus, von willkürlichen und freien Funktionen möglichst unbeirrt, möglichst rein naturnothwendig, und damit entsprechend richtig waltet, also auch ein entsprechendes Resultat gibt.

Es ist aber auch nöthig, daß es nach jedem vorausgegangenen und behufs jedes nachfolgenden wachen Tagwerks so komme. Denn ersteres hat vom gesammten Lebensfonds je nicht blos so viel consumirt, was, und zwar mehr oder weniger selbst mit Zuwachs, wieder zu ersetzen ist, sondern durch die in ihm vorwaltenden willkührlichen Funktionen auch manches mißrathen und verderben gemacht, was durch das unbeengte und unbeirrte automatische Wirken des vegetativen Lebens wohlgerathen und normal erhalten worden wäre. Dergleichen kann und soll je im Schlafe wieder beseitigt und gutgemacht werden. Und dieß, wie der blose Ersatz des durch das vorausgegangene Wachen Verbrauchten, muß ja durch den Schlaf auch deßhalb geleistet werden, damit ein neues waches Tagwerk möglich werde. —

Hat jedoch die bisherige Betrachtung mehr nur die leibliche Organisation, die indessen, wie wir wissen, theils eine physische, theils eine, im Nevensysteme gegebene, psychische ist, im Auge gehabt, so ist Aehnliches auch für das psychische und geistige Leben überhaupt nöthig und möglich, und zwar durch den Traum, der eben selbst, so zu sagen, die Schlafform des psychischen und geistigen Lebens ist, soweit dasselbe nicht temporär selbst wieder auf die Stufe des vegetativ-physischen zurücktritt und so dieses verstärkt. Dieser Rest hat jedoch, auch zu Träumen verwendet, darin doch Aehnlichkeit mit dem Schlafe als solchem, daß er dabei ebenfalls mehr unwillkührlich, mehr instinctiv, thätig ist, was unter sonst gleichen Umständen auch dem Inhalte des Traums verhältnißmäßig mehr naturgemäße Wahrheit sichert *). Damit steht nicht im

*) Ganz ohne Traum ist wohl unser nichtwacher Zustand nie, wohl aber erinnern wir uns nicht jedes Traumes ohne Weiteres. Ja, manches Träumen ist wohl überhaupt der Art, daß davon eine Erinnerung kaum möglich ist. Anderer Träume erinnern wir uns nur mit Hülfe sog. Ideenassociationen von Vorkommnissen im Wachen mit vorher Geträumtem. Dahin gehört aber wohl namentlich auch der interessante Fall, daß uns einzelue wache Situationen um so mehr als scheinbar schon einmal im Wachen erlebte vorkommen, als wir z. B. bei einer im Wachen stattgehabten Begegnung und noch im Gange begriffenen Unterhaltung das von letzterer je zunächst Folgende im

Widerspruche, daß im Traume ein dem Kinderspiele ähnliches Walten des psychischen und geistigen Lebens stattfindet, da es ja doch wohl auch in dieser Beziehung mit einem gewissen Rechte heißt „hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiele." Eben damit kommt auch dem Traume etwas Verjüngendes und Erquickliches zu. Indem aber im Traume die Thätigkeit der äußeren Sinne sistirt ist, walten in ihm ähnliche psychische und geistige Thätigkeiten vor, wie in dichterischer Production, und haben Träume daher etwas Poetisches. Auch das ist ein Zeichen verhältnißmäßiger temporärer Verjüngung und eine um so werthvollere Erfrischung und Ergänzung, je prosaischer das, einer oft sehr beschränkten gemeinen Wirklichkeit und wohl selbst mehr nur ihrem conventionellen Scheinwesen zugewendete, Wachen vieler Menschen zu sein pflegt.

Sicherlich wird in solchem Zusammenhange mit und ohne erinnerlichen Traum das psychische und geistige Tagwerk des vorausgegangenen Wachens zum Theil glücklicher fortgesetzt, als es wacher Weise geschehen sein würde, und gedeiht daraufhin auch das darauffolgende neue Wachen besser, als es ohne solche Dazwischenkunft fortgesetzt worden wäre. Was dagegen wirklich Nachtheiliges für den Traum in Redensarten, wie „Träume sind Schäume", „man kann nicht toller träumen" u. dgl. liegt, das kommt weniger auf Rechnung der Natur des Traumes überhaupt, als auf diejenige von unvortheilhafter Beschaffenheit des psychischen, geistigen und physischen Lebens im Wachen und Träumen. —

Ob wir nun aber des Vortheilhaften von Schlaf und Traum theilhaftig werden oder nicht, ja daß wir von ihnen zum Theil mehr Nachtheil als Vortheil erfahren, das hängt großentheils von richtiger oder falscher Lebensführung ab. So bedingt sofort tüchtiges, doch zugleich auch ein gewisses Maaß haltendes, Wachen und waches Tagwerk unter sonst gleichen Umständen auch tüchtigen und gedeihlichen Schlaf und das Entsprechende von Seiten des Traumes; während ein schläferiges und träumerisches Wachen auch Schlaf und Traum von mehr unvortheilhafter Art und Wirkung zur Folge hat.

Voraus wissen. Wir haben aber eben wohl, was jetzt im Wachen wirklich geschieht, kürzer oder länger vorher geträumt, ohne uns dessen vor dieser entsprechenden wachen Situation erinnert zu haben. Zugleich verräth sich darin etwas Prophetisches von Träumen, das uns auch in anderer Weise noch begegnen wird.

Zudem kommt es darauf an, daß jedem die rechte Zeit eingeräumt wird. Die ist aber eben für das Wachen der Tag und für Schlaf und Traum die Nacht. Und zwar heißt es mit Recht: „früh auf und früh wieder zur Ruh", für's Wachen namentlich auch „Morgenstunde hat Gold im Munde", und für den Schlaf „Vormitternachtsschlaf ist der beste Schlaf." Wie viel wird aber dagegen gefehlt! Namentlich mit einer abendlichen, sich leicht bis Mitternacht und wohl selbst darüber hinaus fortsetzenden, Lebensweise, die nicht blos die beste Schlafzeit für das Wachen von auch sonst gar oft ziemlich übler Art in Anspruch nimmt, sondern häufig auch ein Essen, Trinken und namentlich auch Tabackrauchen in sich schließt, durch welche zwar — in einer Zeit, die bereits mehr zum Wiederaufwachen als erst zum Einschlafen geeignet ist — allenfalls ein verspäteter mehr krankhaft tiefer, aber keinesfalls ein gesunder und wahrhaft wohlthätiger Schlaf verursacht, zugleich aber wieder dem dadurch ohnedieß beeinträchtigten künftigen Wachen überhaupt noch insbesondere die beste Morgenzeit abgestohlen wird.

Demnächst kommt das rechte Maaß der Zeit für Wachen und Schlafen in Betracht. Wie das Fötusleben überhaupt mehr nur Schlaf ist, so ist bis über die Pubertätsperiode hinaus, je weiter zurück, ein um so größeres Maas von Zeit für den Schlaf nöthig; während weiterhin das Wachen zu immer größeren deßfallsigen Ansprüchen berechtigt ist. Im Durchschnitt aber haben sich alsdann Wachen und Schlafen so in die Zeit zu theilen, daß ersterem wenigstens $^2/_3$, letzterem höchstens $^1/_3$ zufallen.

Einen dem täglichen Wechsel zwischen Wachen und Schlafen analogen Wechsel im Großen, im Fortgange der Geschichte, haben wir theils schon weiter oben geltend gemacht, theils wird dieß erst noch geschehen. Dagegen müssen wir sofort hier auf außergewöhnliche und seltener vorkommende, dem gewöhnlichen Wachen, Schlafen und Träumen analoge Zustände und Vorgänge bis auf einen gewissen Grad eingehen. Sie knüpfen nach ganz entgegengesetzten Richtungen zum Theil an scheinbar fernab Liegendes an und werden häufig in völlig entgegengesetzter Weise verkannt, indem sich ihrer einerseits kritikloser Aberglaube bemächtigt, oder sie wenigstens mehr oder weniger ungemessen überschätzt, und ihnen andrerseits hyperkritischer Unglaube sogar alle Realität absprechen möchte.

Wir knüpfen dabei zunächst an den Traum an. Durch alle Zeiten zieht sich die Kunde von einzelnen insofern besonders merkwürdigen Träumen, als durch sie geträumt worden sein soll, was sich entweder gleichzeitig wirklich ereignet hat, aber in solcher räumlichen Ferne, daß der Träumende, wenn er zu derselben Zeit gewacht hätte, außer Stand gewesen wäre, Kunde davon zu erhalten, oder was thatsächlich erst später geschah. Beispiele der Art finden sich unter andern in Passavant's Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, 2. Auflage S. 132 u. f. verzeichnet.

Nun ist kein Zweifel, daß gar Mancherlei geträumt wird, was sich außer im Traume weder gleichzeitig irgendwo, noch über kurz oder lang erst später wirklich ereignet. Blos damit kann man aber einzelne Fälle der fraglichen andern Art nicht beseitigen. Dazu reicht auch die Annahme nicht hin, daß sich dabei Geträumtes und in der Wirklichkeit Geschehenes rein zufällig entsprächen. Der sog. reine Zufall ist überhaupt etwas weniger eigentlich Denkbares, als viel Anderes. Auch wird zur Annahme blosen Zufalls leicht Zuflucht genommen, wo man auf eine Sache nicht eingehen will oder kann, die an sich der Erkenntniß keineswegs unzugänglich ist. Und weiter zurück liegt dieser Annahme oft keineswegs zu rechtfertigende blose Scheu vor Ungewöhnlichem zu Grunde. Endlich kommt den fraglichen Träumen wesentlich Aehnliches als etwas ganz Gewöhnliches und keineswegs so ganz Unbegreifliches auch außerdem vor.

Dergleichen ist nämlich vor Allem in den sog. Instinkten der Thiere, am Auffallendsten gerade der niedrigeren Thierwelt, gegeben, welche im Vergleich mit dem menschlichen Wachen überhaupt mehr nur ein Traumleben führt. So verlassen z. B. mehr oder weniger regelmäßig wandernde Thiergeschlechter zu gewissen Zeiten ihren bisherigen Aufenthaltsort und ziehen einem oft sehr fern liegenden andern richtig gerade in der Zeit zu, in welcher der letztere günstigere Bedingungen ihres individuellen Lebens und der Fortpflanzung ihres Geschlechts darbietet, als der erstere; oder beschaffen andere, ihren Aufenthalt sonst nicht ändernde, Thiere im Sommer und Herbste den zu ihrer Ueberwinterung nöthigen Aufenthaltsort und Nahrungsvorrath, und zwar oft merklich genug mehr oder weniger genau entsprechend der bald früher bald später eintretenden, bald kürzer bald länger dauernden, mehr so oder mehr anders beschaffenen, jetzt noch zukünftigen, Zeit. Wieder andere Thiere dienen uns zum Theil vor andern Hülfsmitteln als Wet-

terpropheten. Und für diese sehr gewöhnlichen Erscheinungen fehlen uns Ausgangspunkte zu ihrer Erklärung keineswegs so ganz und gar.

Weiteres wesentlich Analoges ist nämlich z. B. gewisser Massen zugleich räumliches und zeitliches Fernempfinden bevorstehender Gewitter und anderer Wetterveränderungen, bevor sie sich noch durch andere Merkzeichen ankündigen, gerade durch überhaupt weniger kräftig organisirte ganze Individuen, oder insbesondere durch krankhaft depotenzirte einzelne Theile des menschlichen Organismus, die mit Hühneraugen oder Wunden oder Narben von Wunden behaftet sind, oder deren Knochen einmal gebrochen waren u. dgl. m., wodurch sie zu in diesem Zusammenhange sog. „Kalendern" geworden sind, deren Beziehung auf erst noch Zukünftiges, jedoch keineswegs auf Beobachtung, Erfahrung, Reflexion, Schlüssen u. dgl., sondern vielmehr einfach auf Empfindung und Gefühl, sowie auf deren weiteren unwillkührlichen Folgen, beruht.

Wie hierbei, so knüpft sich auch bei jenen nach Ort und Zeit weiter reichenden Instincten gerade niedriger stehender Thiere die Sache zunächst an die Empfindung von im einem Falle mehr oder weniger krankhaft Depotenzirtem, im andern von mehr normaler Weise weniger kräftig, selbständig und in sich geschlossen Organisirtem, in beiden Fällen von Solchem, das theils wieder theils noch weniger aus dem Ganzen der Aussenwelt heraus individualisirt und abgesondert ist, somit wieder in innigeren und unmittelbareren Zusammenhang getreten ist oder noch in solchem steht, dessen Empfindung daher dem Ganzen offener und empfänglicher zugekehrt ist und davon leichter und stärker afficirt wird, dann aber auch in Anderem von demselben Organismus, namentlich auch in seinen Bewegungsthätigkeiten, entsprechende Veränderungen, doch ebenfalls mehr unmittelbar oder instinktiv, zur Folge hat.

Wir kennen aber das dabei zwischen Empfindung und Bewegungsthätigkeiten Vermittelnde noch näher. Es ist Sache des Nervensystems und insbesondere seiner sog. Reflexfunction, d. h. des ohne Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit von selbst erfolgenden Umschlags von centripetaler Leitungsthätigkeit sensitiver Nervenfasern in adäquate, entsprechende, centrifugale Leitungsthätigkeit motorischer Nervenfasern. Und solcher Umschlag erfolgt besonders im Rückenmarke, in welches sensitive Nervenfasern endigen und von welchem motorische Nervenfasern ausgehen. Aber Aehnliches erfolgt auch, so zu sagen, unterhalb und oberhalb des Rückenmarks, einerseits nämlich in den sog. Ganglien oder

Knoten des besonders auch im Innern des Rumpfes waltenden sympathischen Nervensystems, und andrerseits im Gehirn.

Der Zustand, in welchem sich der gerade als Reflexorgan fungirende Theil des Nervensystems, wie namentlich die Ganglien des Sympathicus, dadurch befinden, daß in ihnen sensitive Leitungen als solche endigen und dagegen entsprechende motorische anfangen, der aber auch in anderer Weise angeregt werden kann, tritt als Gefühl in die Erscheinung, das von Empfindung wohl zu unterscheiden ist. Auf der in solchem Umfange aufgefaßten Reflexfunction beruht eine Menge zum Theil nur so wunderbar scheinender Ereignisse im Leben der Thiere und Menschen auf die natürlichste und einfachste Weise.

Gegenüber der Empfindung und dem Gefühl der Thiere und des Menschen ist nämlich die Aussenwelt ein relativ organisches Ganzes, in welchem nach Raum und Zeit Fernes mit Nahem nicht blos äußerlich, sondern, und noch mehr, innerlich zusammenhängt und somit räumlich Fernes durch seinen Zusammenhang mit Nahem wesentlich selbst näher gerückt, sowie Zukünftiges den Bedingungen und dem Keime nach schon gegenwärtig ist. Was nun in solcher Weise Nahem und Gegenwärtigem mit seiner Empfindung und seinem Gefühle offener und empfänglicher zugewendet ist und von ihm leichter und stärker afficirt wird, das empfindet und fühlt auch das damit inniger zusammenhängende übrigens Ferne und erst noch Künftige mit, und dessen deßfallsige Empfindung und deßfallsiges Gefühl haben sofort auch entsprechende weitere Lebensäußerungen und Thätigkeiten zur Folge.

Nun ist im Traume auch das psychische und geistige Leben des Menschen temporär auf eine niedrigere Stufe zurückgetreten und dem normalen Stande des psychischen Lebens niedrigerer Thiere näher gerückt. Da herrschen auch beim Menschen Gefühl überhaupt und sog. Gemeingefühl insbesondere um so mehr vor, als höhere Thätigkeiten des Seelen- und Geisteslebens temporär darein indifferenzirt sind, ist also die Empfänglichkeit des so verstärkten und erweiterten Gefühls auch entsprechend verschärft, wird es demnach vollends um so leichter und stärker besonders von Solchem afficirt, dem es mit besonderem Interesse zugewendet ist, und haben dann seine Affectionen auch entsprechendes Weiteres in entsprechender Stärke mehr von selbst (instinktiv) zur Folge. Zu solchem Weiteren gehören dabei aber namentlich auch Vorstellungen. Nun kann es zwar in dem oben erörterten Zusammenhange selbst im Wachen nur zu minder bestimmter Gefühlsstimmung (Ahnung) in Bezug auf übrigens räumlich Entfernteres oder zeitlich

erst mehr noch Zukünftiges kommen; aber namentlich im Traume auch zur Erregung von dem erst nur Gefühlten möglichst entsprechenden und deutlichen Vorstellungen. Dann wird das räumlich oder zeitlich vorerst noch Fernere im Traume zwar nicht selbst objectiv wahrgenommen, aber doch die entsprechenden Vorstellungen, und somit überhaupt ein Bild davon, zwar mehr nur subjectiv erzeugt, so jedoch, daß dasselbe gleichwohl der objectiven Wirklichkeit entspricht.

Wie wenig man es jedoch dabei mit in der That so wunderbar Außerordentlichem zu thun habe, daß man es selbst für unwirklich, ja unmöglich halten möchte, wie sehr sich's dabei vielmehr um etwas handle, dem wesentlichst Analoges in den niedersten Regionen des Daseins ganz gewöhnlich, und gerade alle Wirklichkeit zunächst begründend, vorkommt, das erhellt für den dazu nur einiger Massen Befähigten weiter aus Folgendem.

Die sog. Kunsttriebe der Thiere, vermöge deren z. B. Spinnen und Raupen ihre eigenthümlichen Gewebe, Bienen ihre Brutzellen, Vögel ihre Nester, Biber ihre Wohnungen u. dgl. m. gerade in einer bestimmten Weise zu Stande bringen, sind selbst nur die mehr praktische und objectiv beharrliche Producte liefernde Kehrseite der sog. Instincte. Die Thiere mit dergleichen Kunsttrieben verfahren auch nicht sowohl mit klarem Bewußtsein, freithätig, mit Ueberlegung, Reflexion u. s. w., sondern werden dabei mehr nur von ihrem Gefühle gedrängt und geleitet. Und was dabei weiter zurück ihr Gefühl bestimmt, ist nichts Anderes, als die ihnen als Anlage eingeborne Bestimmung, die Idee, der Typus ihres Wesens und Lebens, die von selbst zur Entwickelung und Realisirung von zum Theil vorerst noch Zukünftigem oder räumlich Fernem streben, drängen und treiben. Bei blos Physischem, wie der Pflanze, ohne alles Bewußtsein und ohne alle willkührliche Thätigkeit; bei den mit Seelenleben begabten Thieren so, daß auch dieses, als bis auf einen gewissen Grad bewußtes und willkührliches, von dem eben bezeichneten tieferen, aber selbst unbewußt und unwillkührlich wirkenden, Grunde mit in Anspruch genommen und in entsprechende Thätigkeit gesetzt wird.

Ja, derselbe tiefere Grund ist es, aus welchem schon bei dem ursprünglich erst werdenden Organismus überhaupt, ohne alles Bewußtsein und ohne alle Willkühr, die ihm eigenen Gewebe und Organe zu-

erst angelegt und für vorerst noch zukünftige Zwecke vorbereitet werden. So die Verdauungs-, Athmungs-, Sinn- und Bewegungs-, sowie die Geschlechtsorgane u. s. w. — lange bevor es sich noch um die durch sie auszuführenden Funktionen handelt. So z. B. insbesondere im weiblichen Säugthier-Organismus der Uterus, der für diesen die Stelle des Nestes für den Vogel vertritt; so bei Schaalthieren die mit ihnen selbst verwachsenen Muscheln und Gehäuse, denen wesentlich Analoges höhere Thiere von sich selber abgesondert herstellen u. s. w.

Um aber Blick und Urtheil für all dergleichen zu haben, darf man nur die Welt nicht, der Wirklichkeit zuwider, für eine Rumpelkammer halten, in welcher alles Einzelne nur ganz äußerlich und mechanisch neben-, unter- und übereinander zu stehen und zu liegen käme und aufeinander wirke; sondern gilt es, in ihr den lebendigen Ur- und Gesammt-Organismus zu erkennen, oder wenigstens zu ahnen, dessen noch so manchfachen und verschiedenartigen Bestandtheile einzeln für sich und in gegenseitiger Beziehung zugleich in einem Leben und Walten begriffen sind, deren letzter Zweck die Realisirung des dem Ganzen zu Grunde liegenden Einen Systems göttlicher Schöpfungsgedanken und entsprechenden göttlichen Wollens ist.

Uebrigens bietet auch der Mensch den thierischen Instinkten und Kunsttrieben wesentlich Analoges dar, bei welchem seine höheren psychischen und geistigen Funktionen zurückgedrängt sind und er selbst im Ganzen verhältnißmäßig depotenzirt erscheint. Dahin ist zu rechnen das ungewöhnlich sichere und geschickte Gehen, Steigen und Klettern bei Traumwandlern, das fertigere Sprechen fremder Sprachen, leichtere Versemachen und Spielen musikalischer Instrumente in traumartigen Zuständen und namentlich auch in einem gewissen Grade der Berauschung.

Der Mensch ist auch dabei mehr auf die Stufe des Instinktmäßigen herabgesunken, auf welcher vollständiger und sicherer verwirklicht wird, wessen er auch im Wachen bis auf einen gewissen Grad fähig und mächtig ist, rücksichtlich dessen ihn aber mehr waches Bewußtsein, mehr Reflexion, Rücksichtnehmen u. dgl. eher beeinträchtigt als fördert.

Ueberhaupt ist derlei Instinkt- und Kunsttriebartiges im tieferen Grunde des Seelen- und Geisteslebens auch dem Menschen nicht versagt, vielmehr auch er auf ein gewisses Verhältniß desselben zu möglichst

Selbstbewußtem, Willkührlichem und Freiem angewiesen. Und das ist es gerade, was, bei einem größeren Maße der Begabung überhaupt, vollends erst jederlei eigentliche Genialität, Originalität und Virtuosität theils in mehr theoretischer, theils in mehr praktischer Richtung begründet. Auch der religiöse Glaube beruht wesentlich mit darauf. Der menschliche Instinkt hat in mancher Beziehung das Richtige Jahrtausende früher getroffen und geübt, als die Wissenschaft den Grund dafür aufzuzeigen vermochte. —

Unser Wachen ist aber gerade bei den psychisch und geistig am meisten entwickelten und darum auch vorzugsweise Ton angebenden Menschen leider zu einem großen Theile dergestalt ein gewaltsam einseitig forçirtes, daß das sich vorzugsweise an den Kopf knüpfende selbstbewußte und freithätige Seelen- und Geistesleben extrem hervorgehoben, und dagegen das sich vorzugsweise an das Innere des Rumpfes, namentlich an das Gefühl, Gemüth, Herz, anschließende, mehr instinktive, von ersterem möglichst in den Hintergrund gedrängt, verkümmert und absorbirt ist. Wir werden weiter unten sehen, wie es dazu gekommen ist.

Das Verhältniß knüpft sich namentlich auch an zwei Haupttheile des Nervensystems, nämlich an das sogenannte Cerebrospinalsystem (Gehirn und Rückenmark) einerseits und an das sog. sympathische oder Ganglien-System andrerseits. Letzteres, und was sich damit vom ersteren verbindet, herrscht, wie gesagt, vorzugsweise im Innern des Rumpfes. In formeller Hinsicht nimmt es zwar im Verhältniß zum Cerebrospinalsystem einen niedrigeren Rang ein, in ihm ist aber nicht blos die gemeinschaftliche tiefere Wurzel des Psychischen und Geistigen gegeben, sondern es steht auch im innigsten Verhältnisse zum physischen Leben sämmtlicher großer und wichtiger, das Innere des Rumpfes einnehmender, Organe. In dieser, im Verhältniß zu Kopf und Becken schon weiter oben einmal berührten, Lebensmitte jeder menschlichen Individualität waltet also einerseits vorzugsweise das Gemüth, dieser wichtige und einflußreiche Factor der ganzen geistigen Persönlichkeit, und walten andrerseits die Hauptmächte der ganzen physischen Organisation, Verdauung, Athmung und Sanguification, und steht Beiderlei in innigster Wechselwirkung und gegenseitiger Ausgleichung. Von da geht, wie schon erwähnt, die ursprüngliche Entwickelung des menschlichen Individuums vorzugsweise aus und da erlischt beim Sterben das Leben zuletzt. Daß wir heutzutage, was sich daran insbesondere von der geistigen Persön-

lichkeit knüpft, theoretisch so wenig beachten und würdigen, rächt sich praktisch im wirklichen Leben nur zu sehr.

Dieses niedrigere, vorzugsweise instinctive, Gebiet des menschlichen Seelen= und Geisteslebens herrschte, je weiter gegen den Anfang des Menschengeschlechts zurück, normaler Weise um so mehr vor gegen jenes höhere. Aber eben in dieser niedrigeren Form des instinktmäßigen und in inniger Durchdringung und Harmonie mit dem gesammten Grundbestande des Physischen fungirte es auch um so richtiger, zweckmäßiger und weiter reichend, je weniger in sich geschieden, je totaler es vielmehr wirkte, im Vergleich mit dem Gebiete des Cerebrospinalsystems, in welchem gegentheils viel mehr und schärfere Sonderung der einzelnen Vermögen und gewisser Massen Zersplitteruug des ganzen vorzugsweise daran geknüpften Seelen= und Geisteslebens obwaltet. Ein günstigeres Verhältniß jener niedrigeren Region reicht selbst noch weit in das klassische Alterthum herein, wie allein schon daraus zu entnehmen ist, daß dieses die psychischen und geistigen Functionen weit mehr, zwar nicht in das sympathische Nervensystem, das es noch wenig oder gar nicht kannte, aber in das Herz, den Magenmund, das Zwerchfell, die Leber, die Nieren u. s. w. verlegte, als an das Gehirn knüpfte.

In Uebereinstimmung damit spielte das Gebiet der Mantik je weiter zurück eine um so größere Rolle. Wie früher im ganzen Orient bei den Indiern, Chaldäern, Babyloniern und Aegyptern, so später im Occident bei den Griechen und Römern. Wie viel Täuschung und Betrug sich auch später an dieses ganze Gebiet, als es von dem früher behaupteten Uebergewicht im Fortgange der Entwickelung mehr und mehr verlor, und so denn namentlich auch an das spätere griechische Orakelwesen, geknüpft haben mag, so liegt doch der Sache an und für sich — der leichtfertigen Meinung, als ob sie ganz nur auf Aberglaube und Priesterbetrug beruhe, zum Trotze — eine sehr beachtenswerthe Wahrheit zu Grunde. O. Müller sagt daher richtig „es ist das edle Recht neuerer Geschichtsforschung, den Maaßstab der Wahrheit nicht am Alltäglichen und Gemeinen zu haben, sondern auch das Wunderbarste, wenn es sich durch gute Zeugnisse bewährt, anzuerkennen, während es doch, wie ungemein und außeordentlich es auch sein mag, in die alten heiligen Gesetze der Natur und menschlichen Entwickelung sich einreihen muß, mögen sie nun im klaren Zusammenhange vor uns liegen oder noch wie Sterne mit unbekannten Bahnen." Je mehr wir von der Sache selbst erkennen, desto mehr wird sie umgekehrt selbst wahrer Alterthumsforschung förderlich. Jener gehört aber namentlich auch der Genius

des Sokrates an; in ihr erkennt Platon eine göttliche Gabe, Aristoteles eine göttliche Kraft und ihr gesteht selbst der nüchterne Cicero eine große Bedeutung für alle Völker zu. Auch später spielte sie bei jüngeren Völkern, wie bei den Germanen und Celten, eine große Rolle, und noch heute spukt sie nicht blos in grauenvoller Caricatur im Schamanismus Ostasiens, sondern macht sie sich bald nur in schwächeren Spuren bald aber auch in auffallenderen Erscheinungen immer oder wenigstens zeitweise allenthalben geltend.

In der modernen Cultur ist zwar dieses niedrigere von den fraglichen beiden Gebieten großentheils durch übertriebenes Uebergewicht des höheren zeitweise möglichst zurückgedrängt worden, wovon namentlich auch der Umstand Zeugniß gibt, daß man gerade auch heutzutage alles psychische und geistige Leben nur an das Cerebrospinalsystem und vollends gar nur an das Gehirn geknüpft wähnt. Allein theils schon insofern zu unserem großen Nachtheil, als es gerade durch die Verkennung alles Instinktiven auch beim Menschen und durch die Armuth daran bei all' unserm Lernen, Wissen, Raisonniren, Reden, Schreiben und Lesen so wenig zu eigentlicher Erkenntniß kommt und wir auch in der praktischen Wirklichkeit vielfach mehr leisten im Zerstören, als im Schaffen — theils bestätigt sich auch dabei, daß ein Extrem das andere hervorruft.

Die gewaltsam erzwungene übermäßige Vorherrschaft des mehr selbstbewußten, willkürlichen und freien Seelen- und Geisteslebens überhaupt und seiner einseitigen kritischen, reflectirenden und abstracten Thätigkeit insbesondere über das mehr Instinktive und Gegenständliche ruft dieses selbst wenigstens in einzelnen Fällen zu verzweifelter Nothwehr auf. Und je gewaltsamer diese niedrigere Region nothgedrungen gegen die Usurpation jener höheren reagirt, während letztere zum Theil selbst aus Ueberspannung in Abspannung umschlägt, desto leichter tritt hie und da der Fall ein, daß umgekehrt erstere temporär zu abnormer Herrschaft gelangt und letztere möglichst vollständig beherrscht und absorbirt.

Das äußerste Resultat davon, das jedoch nur bei wenigen Individuen unter Concurrenz sonst geeigneter Verhältnisse zu Stande kommt, sind die sog. thierisch- oder lebensmagnetischen Zustände, während aber wesentlich Analoges auch in niedrigeren Graden vorkommt. Indem es sich aber auch nur unvollkommen geltend macht und sich übrigens damit um so mehr oberflächliche bewußte Willkür, anstatt gründlicheren Bewußtseins und eigentlicher Freiheit, verbindet, gehen

daraus nur um so wunderlichere Caricaturen der Sache hervor, wie neuerlich namentlich der Schwindel des sog. Spiritualismus mit seiner Geisterklopferei und Aehnlichem, bis zur Tischrückerei und dergleichen mehr.

Auch an die entschiedenere Ausprägung sog. thierisch= oder lebensmagnetischer Zustände knüpft sich nicht blos mancherlei Krankhaftes, sondern leicht auch allerlei Mißverstand und Mißbrauch. Doch macht man sich's allzu bequem und verräth nur möglichsten Mangel alles Sinnes für die Sache an sich, wenn man ihnen selbst alle Realität abspricht.

Diese Zustände, die theils und hauptsächlich von selbst erfolgen, theils aber auch erst durch geflissentliche Einwirkung einer Individualität auf eine andere vollends zu Stande gebracht werden können *),

*) Die Bezeichnung thierisch= oder lebens magnetisch knüpft sich daran in folgendem Zusammenhange. Im menschlichen Individuum selbst wirken Geistiges und Psychisches mittels des Nervensystems auch auf das Physische, wofür jede willkürliche Bewegung und die manchfaltigen Wirkungen von Gemüths=Stimmungen und=Bewegungen auf unsere physische Organisation Belege liefern. Ebenso haben Stimmungen und Thätigkeiten eines Theiles des Nervensystems in anderen Theilen desselben Zustände und Vorgänge ähnlicher oder entgegengesetzter Art sammt ihren Wirkungen auf näher damit zusammenhängendes Physisches zur Folge (Consensus, Sympathie oder Mitleidenschaft, Antagonismus). Von all dem Analoges kommt nun aber unter besonderen Umständen auch zwischen ganzen menschlichen Individuen vor, namentlich bei ungewöhnlichem Uebergewichte der Empfänglichkeit von Seiten des einen und des Wirkungsvermögens von Seiten des andern, wobei dann von beiden Seiten ebenfalls vor Allem einzelne Theile des Nervensystems vermitteln, darunter von Seiten des Einwirkenden aber namentlich auch der Nervenapparat der Hand und durch ihn diese selbst. Und solche Einwirkung verglich man gerade nicht ganz unpassend mit derjenigen eines Magneten und davon die Bezeichnung thierisch= oder lebens magnetisch auch für die möglicher Weise daraus resultirenden Zustände desjenigen Individuums, das sich für die Einwirkung besonders empfänglich bewährt. In eklatanten Fällen dieser Art tritt die oder, wenn auch seltener, der sog. Somnambule zum sog. Magnetiseur in ein Verhältniß, wie es sonst nur von einem Theile eines menschlichen Individuums zu anderen Theilen derselben, also seiner eigenen, Individualität stattfindet, so zwar, daß sich der Magnetiseur vorherrschend activ, die (der) Somnambule dagegen vorherrschend receptiv verhält, der Magnetiseur z. B. die Somnambule mit seinem Willen in Bewegung oder Ruhe versetzt, wie einen Theil seiner eigenen Individualität, letztere dagegen mitempfindet, was unmittelbar nur letzteren afficirt, ja jene selbst an den Gedanken, Kenntnissen, Ansichten 2c.

kann man übrigens in dem bisherigen Zusammenhange auch theils als ungewöhnlich intensiven Schlaf theils als ungewöhnlich intensiven Traum bezeichnen. Von deßfallsigem Schlafe gilt unter sonst gleichen Umständen auch das Wohlthätige und Heilsame des gewöhnlichen Schlafs in erhöhtem Maaße. Der entsprechende Traum aber wird deßhalb auch als Hellsehen (Clairvoyance) bezeichnet, weil sich dabei in den eminenteren Fällen theils innerhalb des Individuums selbst ein ungewöhnlich intensives, theils nach aussen ein räumlich und zeitlich ungewöhnlich weit reichendes Wahrnehmen geltend macht. Dasselbe ist jedoch nicht sowohl durch die einzelnen äußeren Sinne und andere im Wachen vorwaltende, sich vorzüglich an das Gehirn knüpfende, Thätigkeiten vermittelt, als vielmehr durch die tiefere Einheit verschiedener psychischer und geistiger Vermögen, welche sich an denjenigen Theil des Nervensystems knüpft, der sich vorzugsweise im Rumpfe ausbreitet, welche man zum Theil namentlich auch als Gemeingefühl bezeichnet und in welche sich in dem fraglichen Zustande der Fonds des psychischen und geistigen Lebens, der sich außerdem an das Gehirn knüpft, temporär mehr oder weniger vollständig indifferenzirt. Die daraus hervorgehenden, so zu sagen, theils mehr theoretischen, theils mehr praktischen Leistungen, so ungewöhnlich sie auch sonst sind, berechtigen aber doch nicht, den ganzen Zustand ganz und gar über das gewöhnliche Wachen zu stellen. Derselbe erscheint vielmehr nicht blos im Einklange mit vorstehenden Andeutungen, sondern auch durch die charakteristischen Merkmale, die er unmittelbar darbietet, nur als ungewöhnlich intensives, zugleich aber auch entsprechend extensives, Träumen, und zwar selbst der tiefer stehenden Art, vermöge deren die Erinnerung davon im darauffolgenden Wachen fehlt (S. 215 Anmerk.).

So kommt es jetzt in seltenen Fällen abnormer Weise und überdieß in Verbindung mit mancherlei, sonst für sich vorkommenden, krankhaften Zuständen des psychischen und geistigen Lebens, deren normales Analogon dem Menschengeschlechte in seiner Urgeschichte überhaupt, wie schon bemerkt, vorherrschend eigen war. Zugleich ist aber um so weniger zu verwundern, wenn sich auch an solches heutzutage ungewöhnliches Traumleben gar mancherlei Analoges im Großen von demjenigen

---

des letzteren theilnimmt, als wären es die ihrer eigenen Seele und ihres eigenen Geistes. Bei allem Unwahren und Mißlichen, das sich auch an solch' ein Verhältniß knüpfen kann, ist dasselbe eben doch in theoretischer und praktischer Hinsicht beachtenswerth genug.

anschließt, was im Kleinen auch unser gewöhnliches Träumen weniger vortheilhaft charakterisirt (S. 216).

Uebrigens muß auch die im Fortgange der Entwickelung des Menschengeschlechts erfolgte entschiedenere Scheidung in täglich alternirendes Wachen einerseits und Schlafen und Träumen andrerseits nicht immer ganz derselben Art gewesen sein, wie heute, und geht dieselbe wohl auch weiterhin in eine höhere Einheit über. Doch soll mehr instinktmäßiges Walten unseres psychischen und geistigen Lebens, ähnlich jenem Urzustande und dem sog. lebensmagnetischen Hellsehen, auch heute noch in einem gewissen Verhältniß zu unserem bewußten, willkürlichen und freien Wachen stehen, ja begründet ein gewisses größeres Maaß davon, wie bereits S. 223 bemerkt, gerade selbst jederlei eigentliche Genialität, Originalität und Virtuosität.

Aber auch dieses Instinktmäßige kann beim Menschen mehr normaler Weise vorzugsweise dem Geiste und seinem Verhältnisse zu Gott oder mehr abnormer Weise vorzugsweise der Natur in Verbindung mit anderweitigen unheimlichen Mächten und Verhältnissen zugewendet sein. In ersterer Hinsicht hat es namentlich auch noch mehr Antheil an ächtem Prophetismus, besonders an älterem Alttestamentlichen, sowie an sog. Ekstasen besserer Art in früherer und späterer Zeit. In der andern Hinsicht dagegen an falschem Prophetismus und an demjenigen, was durch Zauberei bezeichnet wird und zwar auch ungeeignet gefaßt, dem aber doch nicht alle Realität abgesprochen werden kann. Auch unsere heutigen lebensmagnetischen Zustände scheinen sich mehr der einen oder der andern Richtung zuzuneigen und im schlimmeren Falle dabei namentlich auch niedrigere Beziehungen des Geschlechtslebens in's Spiel zu kommen.

Wir finden uns nur wegen des gegenwärtig bei uns im Wachen vorherrschenden Zustandes unseres psychischen und geistigen Lebens so schwer in Zustände und Vorgänge der zuletzt berührten Art, daß wir ihnen wohl selbst alle Wirklichkeit absprechen. Anstatt aber so unser gegenwärtiges, überdieß mehr oder weniger abnormes, Wachen zum Maaßstabe aller Vergangenheit und Zukunft zu machen, sollten wir vielmehr Vortheil für dasselbe aus der Vergangenheit ziehen und uns dadurch in den Stand setzen, der Gegenwart besser zu genügen und zugleich nicht blos der Vergangenheit in manchfacher Beziehung, sondern gewisser Massen wohl auch der Zukunft, gerechter zu werden. —

Indem wir davon abstehen, weiter auf das bezeichnete Gebiet einzugehen, entnehmen wir dem Bisherigen nur, daß die rechte Lebens-

führung namentlich auch darauf Bedacht zu nehmen hat, daß unser Wachen, soviel Freithätigkeit es auch mit Recht fordert, doch kein allzu forçirtes sei, weil es sonst jenen tieferen instinktmäßigen Fonds unseres psychischen und geistigen Lebens, mit dem es in einem gewissen Verhältniß verbunden sein muß, zu sehr beeinträchtigt und mehr und mehr ganz erschöpft, während doch auf einem gewissen Antheile desselben auch bei unserem Wachen für unser psychisches und geistiges Leben überhaupt großentheils eine Kraft, Frische, Sicherheit und Fruchtbarkeit beruhen, die, wie der gesammten Wirklichkeit, so auch zugleich unserem eigenen Physischen, gar sehr zu statten kommen.

Das nächste Mittel zu diesem Zwecke ist aber gleichwohl an sich ein ziemlich einfaches und leichtes, indem es hauptsächlich darin besteht, daß wir für unser geistiges Werden und Sein nicht allzuviel oder gar Alles von unserer Selbstthätigkeit, insbesondere von unserer Kopfarbeit und vollends nur von forçirter Verstandesthätigkeit erwarten und fordern. Dieser Aufgabe genügen wir zum Theil schon dadurch, daß wir nicht weniger auf das rechte Maaß guten Schlafs zur rechten Zeit bedacht sind, als auf tüchtiges Wachen während der geeignetsten Zeit. Aber auch in unserem Wachen gilt es, theils mehr im Kleinen theils mehr im Großen angemessen zu wechseln zwischen zeitweisem mehr nur empfangenden Verhalten einerseits — und zwar nicht blos in Beziehung darauf, daß wir mehr nur von außen aufnehmen, sondern auch insofern, als wir vollends auch dem im tieferen Grunde unseres psychischen und geistigen Lebens mehr von innen heraus und von selbst erfolgenden Werden und Wachsen gehörige Zeit gönnen — und zwischen mehr freithätiger Verarbeitung und Verwerthung des je wieder neu erwachsenen Fonds andrerseits.

Wie in unserer Zeit oft von der „Arbeiterfrage" die Rede ist, kommt es fast heraus, als ob nur körperliche Arbeit — Arbeit sei. Allein während namentlich so manche Fabrikarbeit selbst nur geringe Körperarbeit ist, handelt sich's bei mehr geistigen Berufsarten vielfach um ungleich schwerere geistige Arbeit. Jeweilige Unterbrechungen derselben durch Spaziergänge, Reisen und selbst körperliche Arbeit, namentlich etwa dem Gartenbau gewidmete u. dergl., können aber selbst wieder gar wohl als Zwischenzeiten neuen geistigen Aufnehmens, Werdens und Wachsens dienen, so zwar, daß dadurch die darauf gewendete Zeit geistig fruchtbarer wird, als es erschöpfendes Fortarbeiten gewesen sein würde.

Wie der Wechsel zwischen Schlaf und Wachen, so betrifft auch das Geschlechtsleben unmittelbar den ganzen Lebensinhalt, das Physische, Psychische und Geistige, menschlicher Individuen. Vom richtigen oder unrichtigen Verhalten zu demselben hängt daher Wohl oder Wehe des ganzen Menschen, ja überdieß mehr oder weniger auch eines zweiten, der zum ersteren als Gatte oder Gattin in Verhältniß tritt, und ihrer ganzen gemeinschaftlichen Nachkommenschaft, ab. Wenn aber der Schlafzustand in der Regel binnen je 24 Stunden mehr mit Naturnothwendigkeit eintritt und seine wohlthätigen Wirkungen ohne unmittelbares Zuthun des Schlafenden (und Träumenden) zur Folge hat, so ist dagegen die richtige oder unrichtige Lebensführung rücksichtlich des Geschlechtslebens vorzugsweise Sache der freien geistigen Persönlichkeit des Menschen und darum unmittelbare Gewissenssache. Wohl kann und muß der Laie unter Umständen besonders auch dabei Zuflucht zum Arzte nehmen. Aber damit geht's wegen der ebenso delikaten als wichtigen Angelegenheit oft nicht blos besonders schwer her, sondern dazu steht auch mancher Arzt weniger geeignet, als zu mancherlei Anderem. Um so mehr muß jeder gebildete Laie bis auf einen gewissen Grad darüber orientirt sein und sich selber rathen können. Allerdings ist der ganzen hochwichtigen Sache eine gewisse heilige Scheu ganz angemessen. Aber weder diese, noch vollends nur eine gewisse Prüderie, darf davon abhalten, hinlänglich darauf einzugehen. Auch dabei muß es heißen: dem Reinen ist Alles rein.

Schon die Bezeichnung „Geschlechtsleben" deutet darauf hin, daß es sich dabei um etwas handelt, das wenigstens nicht blos dem Individuum als solchem, sondern vielmehr hauptsächlich der Gattung gilt, und zwar der Fortpflanzung derselben. Das Individuum hat dabei jedenfalls mehr der Gattung zu dienen, als für sich selbst etwas zu erzielen. Dem Ersatze für den durch den Tod von Individuen bedingten Verlust der Gattung und deren extensivem und intensivem Wachsthum soll dabei das Individuum dienen. Also nicht blos nur so überhaupt durch Schöpfung neuer Individuen, wie diese auch etwa beschaffen sein möchten, sondern durch Schöpfung möglichst tüchtiger neuer Individuen.

Zu diesem Zwecke bringt das zeugende Individuum der Gattung ein Opfer von Seiten seiner eigenen Individualität. Diese kann aber dazu nur fähig und berufen sein auf einer gewissen Höhe ihrer Entwicklung und Reife, ja selbst bei einer gewissen, wenigstens temporären, Ueberschwänglichkeit der ganzen Individualität. Ohne diese Bedingungen

beraubt sich das Individuum des ihm selber Nöthigen, ohne doch für die Gattung leisten zu können, warum es sich handelt. Ja diese zieht im andern Falle daraus ein Wachsthum mehr übler als guter Art. Im innigsten Zusammenhange damit ist denn auch das Geschlechtsleben normaler Weise während eines beträchtlichen Theiles der Entwickelungszeit des Individuums noch ganz latent, und selbst der durch Pubertätsentwickelung bezeichnete, durchschnittlich in's zweite Jahrzehnt nach der Geburt fallende, Zeitpunkt bedeutet nur den Anfang der Entwickelung des manifest werdenden Geschlechtslebens, dessen Reife, die unter den geeigneten Umständen erst zur Zeugung Berechtigung und Beruf mit sich bringt, durchschnittlich bei weiblichen Individuen nicht wohl vor dem 21., bei männlichen vor dem 28. Lebensjahre beginnt.

Es knüpft sich aber daran unter allen Umständen große Verantwortlichkeit. Denn Zeugung ist eine noch immer stattfindende Art von Schöpfung neuer Individuen, die physisch, seelisch und geistig großentheils so oder anders ausfallen, jenachdem die Zeugenden überhaupt und im Momente der Zeugung insbesondere beschaffen sind. Deßhalb ist jedoch ein Zuthun Gottes auch bei dieser Schöpfung gewiß nicht ganz ausgeschlossen zu denken, obwohl die Annahme: durch die Zeugenden werde nur der Grund zu der übrigen Zubehör neuer menschlicher Individuen gelegt, der Geist aber je von Gott selbst dazu geschaffen, auch schon deßhalb unstatthaft erscheint, weil sich Kinder und Eltern im Durchschnitte geistig nicht weniger entsprechen, als psychisch und physisch. Auch findet bei der menschlichen Fortpflanzung auch noch ein anderes Walten statt, vermöge dessen einzelne Kinder schon von der Geburt an mehr oder weniger anders geartet erscheinen, als Vater und Mutter, wie denn Kinder überhaupt nicht selten äußerlich und innerlich, nach guten oder schlimmen Eigenschaften, weniger dem Vater oder der Mutter, als Groß- oder Urgroßeltern und selbst noch früheren Familiengliedern nacharten. Im Zusammenhange damit macht sich im Lebensgange ganzer Familien durch die Reihenfolge der Generationen oft ein sehr auffallender Wechsel von Zu- und Abnahme, einer Art Fluth und Ebbe, der Familieneigenthümlichkeit im Ganzen oder nach bestimmten einzelnen Zügen bemerklich, vermöge dessen sich Individuen von oft weit auseinander liegenden Generationen viel ähnlicher zeigen, als solche von näher stehenden.

Allein die vermittelnden Träger sind doch auch dabei Vater oder Mutter und in den meisten Fällen gleichen die Kinder eben doch wirklich diesen am meisten. Und in dieser Rücksicht drängt sich in der That

die Frage oft unabweisbar auf: ob einzelne Individuen von in höherem Grade unvortheilhafter Beschaffenheit, schwache und kränkliche überhaupt oder vollends mit bestimmten Krankheiten oder wenigstens Krankheitsanlagen insbesondere behaftete, die sich erfahrungsgemäß häufig vererben, — wovon es jedoch das Analoge auch von geistiger und insbesondere sittlicher Seite gibt — sich nicht durch Verzichtung auf Ehe und Zeugung um das Menschengeschlecht verdienter machen würden, als durch Theilnahme daran? Zwar macht bisweilen das angedeutete, den Einfluß von Vater oder Mutter überwiegende, Walten des Lebens ganzer Familien oder auch eines der Ehegatten gut, was überhaupt oder insbesondere von der andern Ehehälfte zu fürchten wäre. Allein nur zu oft legt Vater oder Mutter solcher Art den Grund zu unglücklichen Existenzen, die sich durch eine Reihe von Generationen fortpflanzen und wohl noch eher verschlimmern als verbessern.

Unter allen Umständen aber hängt für die Nachkommenschaft gar viel insbesondere auch von dem Zustande des Vaters oder der Mutter oder beider im Momente der Zeugung selbst ab. Es ist nicht so schwer, sich davon zu überzeugen und Belege dazu zu constatiren, wie auch mehr nur momentan physisch, psychisch und geistig vortheilhafte oder nachtheilige Zustände der Zeugenden den Ausschlag für eine glückliche oder unglückliche Beschaffenheit der Gezeugten, nicht blos für ihre eigene ganze Lebenszeit, sondern auch für die folgenden Generationen geben können.

Da übrigens durch die Zeugung jedenfalls der volle Grund neuer Individuen gelegt wird, so ist dabei auch der ganze physische, psychische und geistige Lebensinhalt der Zeugenden betheiligt. Dieser gesammte Lebensinhalt ist jedoch, so zu sagen, an zwei entgegengesetzten Polen des menschlichen Leibes in zwei entgegengesetzten Verhältnissen der drei genannten Hauptbestandtheile vorzugsweise concentrirt. Die „Gliedmassen" oder Extremitäten sind bei all' ihrer Wichtigkeit weniger wesentliche Zubehörungen des Leibes. Den Hauptbestand bildet das Uebrige, und davon sind Kopf und Becken, beim Menschen das Oberste und — die unteren Extremitäten weggedacht — Unterste, die fraglichen entgegengesetzten Pole. An den Kopf knüpft sich vorzugsweise die möglichst selbstbewußte und freie, zur Herrschaft über alles Andere bestimmte, geistige Persönlichkeit des Menschen an, in ihm culminirt auch am entschiedensten sein Psychisches, obwohl in Unterordnung unter den Geist, tritt aber vollends eigentlich nur Physisches am meisten zurück *) —

*) Das Nervensystem überhaupt und das Gehirn insbesondere sind, wie schon

an das Becken dagegen knüpft sich hauptsächlich das Geschlechtsleben, und da ist Physisches der am meisten vorherrschende Factor, gegen den das Psychische bereits nachsteht, der Geist aber vollends großentheils mehr in bloser Potentialität zurücksteht. In Uebereinstimmung damit bieten auch der Kopf und seine unmittelbare Zubehör einerseits und das Becken mit dem Geschlechtsapparate andrerseits mehrfache entschiedene Analogieen dar. An jene schließt sich übrigens näher an, was oberhalb, an dieses dagegen, was unterhalb des Zwerchfells liegt. Zugleich aber fällt mitten zwischen jene beiden Extreme die schon mehrmals berührte mittlere Concentration und Ausgleichung alles Physischen, Psychischen und Geistigen des menschlichen Individuums.

Wohl ist bei der Pflanze das in der Blüthe und in der sich daraus entwickelnden Frucht in die Erscheinung tretende Geschlechtsleben das Höchste und Oberste. Aber schon beim Thiere herrscht, einen je höheren Rang es einnimmt, um so entschiedener der Kopf über das Becken, zugleich großentheils das Vorderste über das Hinterste, vor. Beim Menschen aber vollends stehen bestimmungsgemäß beide auch ihrer wesentlichen Bedeutung nach genau in demselben Verhältnisse zu einander, wie Oberstes zum Untersten, nur daß sie zugleich im Gegensatze zu einander stehen. Dem entsprechend hat die sich vorzugsweise an den Kopf knüpfende Concentration des menschlichen Lebensinhalts überwiegende Beziehung zum Tage und zum Wachen, die im Geschlechtsleben dagegen, sich vorzugsweise an das Becken knüpfende, überwiegende Beziehung zur Nacht und zum Schlafe. Stärker als alles Uebrige bezeichnet aber der die Wahrheit vielfach so entschieden andeutende die Sprache schaffende Geist das Verhältniß der beiden in Frage stehenden Antagonisten zu einander und zum ganzen Menschen dadurch, daß er zur Benennung des dem Geschlechtsleben gewidmeten organischen Apparates namentlich auch das Wort „Schaam" gebraucht, obwohl damit nicht sowohl das Geschlechtsleben an und für sich herabgesetzt, als vielmehr nur angedeutet werden soll, daß die höhere geistige Persönlichkeit des Menschen leicht in ein Verhältniß zu demselben kommen kann, dessen sie sich als eines schuldvollen zu schämen hat.

---

bemerkt, nicht Theile der physischen Organisation, sondern bilden die eigenthümliche psychische Organisation, zu welcher jedoch als eigentlich nur physische Apparate, außer knöchernen Gebilden, wie die den Schädel und die Rückenwirbelsäule bildenden Knochen, häutige Umhüllungen und Blutgefäße in nächster Beziehung stehen, wie weiterhin Sinn- und Bewegungs-Organe.

Was übrigens mit den Geschlechtsorganen äußerlich in Verbindung steht, nämlich die Ab- und Aussonderungsapparate der niedrigsten Auswurfsstoffe, steht zwar seiner innern Bedeutung nach in entsprechender Beziehung zum Geschlechtsleben, aber selbst wieder in gegensätzlicher Weise, indem sich innerhalb der gemeinschaftlichen Region in jenen Ausscheidungen das Schlechteste, für das Geschlechtsleben aber das Beste von einander scheiden.

Beide Antagonisten, Kopf und Becken, sind innerhalb der ganzen menschlichen Individualität insofern Großmächte, als sich in beiden der ganze menschliche Lebensinhalt concentrirt; jedoch in entgegengesetzter Proportion der ihn bildenden Hauptfactoren. Damit in Uebereinstimmung zieht aber auch der eine mit überwiegender Naturgewalt den Menschen mehr rück- und abwärts, während der andere mehr mit freier Selbstbestimmung vor- und aufwärts sein Recht behaupten und sein Ziel erreichen muß. Auch gegenüber diesem Verhältnisse dieser beiden Großmächte erscheint jene mitten zwischen beide fallende Concentration ebenfalls als eine nur um so wichtigere Großmacht, als großentheils von ihr das richtige oder unrichtige Verhältniß zwischen beiden ersteren abhängt. Das den rechten Ausschlag Gebende ist aber eine Cultur dieser dritten, im Grunde jedoch ersten, Groß- und Hauptmacht des auch durch Herz bezeichneten, nur leider häufig zu wenig gekannten und hoch genug angeschlagenen Gemüths, vermöge deren sie in den Antagonismus der beiden ersteren mehr zu Gunsten der höheren als der niedrigeren eingreift.

Da nun die Entwickelung des Physischen derjenigen des Geistigen im Ganzen entschieden vorauseilt, da Ersteres nicht blos früher, sondern auch sicherer erstarkt und reift, weil dieß vorherrschend naturgesetzlich und naturnothwendig von selbst geschieht, während Entwickelung, Erstarkung und Reife des Geistigen, wie erst später, so wegen des vorherrschenden Antheils der eigenen Freiheit daran auch leichter bestimmungs- oder normwidrig erfolgt, da überdieß die Ausübung des Geschlechtslebens psychischerseits von verführerisch bestechendem Wohlgefühle (Wollust) begleitet ist, während jeder Schritt der höheren geistigen Entwickelung bis zu einer gewissen Stufe mit mehr oder weniger saurer Müh und Arbeit der freien Selbstthätigkeit verbunden ist, und da endlich auch die bessere Cultur des Gemüthes zu sehr vernachlässigt zu werden pflegt — so würde es um die Herstellung und Erhaltung des richtigen Verhältnisses zwischen den andern beiden Großmächten und somit um das Gesammtgeschick des Menschen vollends sehr mißlich stehen,

wenn nicht noch andere günstige Umstände in's Mittel träten. Zu diesen gehört nun aber, daß gerade das Geschlechtsleben normaler Weise bis ins zweite Jahrzehnt nach der Geburt noch in blos keimhafter Latenz beharrt, während bis dahin durch die Erziehung doch schon Beträchtliches für die gemüthliche und geistige Entwickelung möglich ist, und daß das Geschlechtsleben im späteren Verlaufe der menschlichen Gesammtentwickelung bereits wieder in Rückbildung zu einer Zeit umschlägt, von welcher an die geistige Entwickelung in der Regel erst noch ihre höchsten Stadien durchzumachen hat.

Aber abnormer Weise kann freilich das Geschlechtsleben einerseits vorzeitig geweckt und andrerseits in der späteren Lebenszeit gegen seine Bestimmung wach erhalten werden. Beides zum wesentlichsten Nachtheile der rechten Gesammtentwickelung.

Diese leidet besonders im ersten Falle tief und vielseitig Noth. Denn da wird der erst noch vollends zu legende Grund für die ganze Individualität sogleich auch schon wieder untergraben und zugleich leicht ein überwiegender Zug nach unten für das ganze Leben begründet. Am unheilvollsten aber schlägt die Sache leicht vollends aus, wenn nicht zugleich die Möglichkeit entsprechender Lebensgemeinschaft mit einem Individuum des andern Geschlechtes gegeben ist. Denn nur diese kann einen Gewinn gewähren, der den außerdem drohenden Verlust nicht blos möglichst ersetzt, sondern ihn auch überbietet. Das eigentlich erst ganze harmonische Menschenwesen ist nämlich während des gegenwärtigen irdischen Lebens an die beiden Geschlechter in relativ entgegengesetzten Proportionen dergestalt vertheilt, daß beim männlichen Individuum namentlich der ganze Lebensinhalt verhältnißmäßig stärker in seine verschiedenen Bestandtheile differenzirt ist, bei weiblichen dagegen mehr zur Indifferenz neigt, dort Geist im engeren und engsten Sinne, hier Natur und Gemüth, dort Animalisches, hier Vegetatives, dort von Allem die reactive, hier die receptive Seite u. s. w. verhältnißmäßig vorherrscht. Indem sich nun je zwei Individuen beiderlei Geschlechts in dauernder Lebensgemeinschaft monogamischer Ehe allseitig entsprechend ergänzen, resultirt daraus auch unmittelbar ein so günstiger Zustand des ganzen Lebensinhalts beider, wie er zwar wenigstens bis auf einen gewissen Grad auch Unverehelichten zu Theil werden kann, aber da mehr frei errungen werden muß. Auch in der Ehe werden jedoch die Ehegatten dieses Gewinnes nur alsdann möglichst theilhaftig, wenn sie wirklich die in manchfacher physischer, psychischer und geistiger Hinsicht gleichsam möglichst zu einander passenden Menschenhälften sind.

Dieses individuelle Zusammenpassen besteht übrigens nicht blos in gegenseitigen Aehnlichkeiten, sondern zum Theil auch in Verschiedenheiten, ja Gegensätzen. Es betrifft insbesondere auch die Leibesconstitution, das Temperament, das Naturell und den Charakter. Rücksichtlich des Lebensalters gehört dazu, daß der männliche Theil wenigstens einige Jahre älter sei, als der weibliche, im Durchschnitte erscheint selbst ein Unterschied bis zu einem Jahrsiebent räthlich. Alles dahin Gehörige für den einzelnen Fall so zu berechnen, daß dadurch eine glückliche Ehe mit Sicherheit vorauszubestimmen wäre, ist kaum möglich. Glücklicher Weise tritt dazu noch etwas Anderes ins Mittel, nämlich möglichst entschiedene, in den ganzen beiderseitigen Individualitäten wurzelnde, gegenseitige Liebe. Allein, obwohl darin eine mehr instinctive Instanz diejenige eines mehr bewußten und freien Verhältnisses ergänzt, so spielt doch in sie selber leicht manches Täuschende und Fälschende ein. Doch bleibt zuletzt, sofern die Sache überhaupt ernstlich genommen wird, noch immer etwas zu möglichster Sicherung und Beruhigung übrig, der Glaube nämlich, daß, wenn übrigens von Seiten der Menschen nach bestem Wissen und Gewissen verfahren wird, es auch dabei nicht an göttlicher Führung und Fügung fehlt. In diesem Sinne sagt das Sprüchwort: die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Zu den zu vermeidenden Ehen aber gehören jedenfalls auch solche zwischen nahe verwandten Individuen, weil diese Erfahrungsgemäß mehr noch für die Nachkommenschaft als für die Ehegatten selbst weniger glücklich auszufallen pflegen, indem es dabei wegen zu großer Homogeneität der Ehegatten an dem rechten Maaße gegenseitiger Anregung und Spannung fehlt und sich auch sonst Nachtheiliges von Vater und Mutter für die Nachkommen leichter summirt, als Vortheilhaftes. Abschreckende deßfallsige Beispiele liefern besonders Regentenfamilien, sowie vornehme und reiche Familien in mehr in sich abgeschlossenen Städten von mäßigem Umfange, namentlich auch alten deutschen Reichsstädten, deren Glieder lange und häufig in einander heiratheten. Es fehlt jedoch nicht an Aehnlichem auch bei einzelnen ländlichen Bevölkerungen.

Je weniger bei Schließung von Ehen diesen verschiedenen Rücksichten ausreichend Rechnung getragen wird, desto mehr ist zu besorgen, daß die Ehe, die eine Quelle nicht blos irdischen Wohlergehens, sondern auch gegenseitiger Förderung für die Ewigkeit sein soll und kann, vielmehr eine Quelle manchfachen Wehes und Uebels werde. Doch handelt sich's nicht blos um Letzteres als solches, wenn das Sprüchwort den Ehestand als Wehestand bezeichnet. Ist ja auch sonst Manches, was zunächst

wehe thut, doch von heilsamem Erfolge. Zu dem Ersatze und Gewinne, welche Individuen für dasjenige, welches sie von Seiten des Geschlechtslebens für die Gattung thun, unter den sonst geeigneten Umständen zu gewärtigen haben, gehört außer dem schon Erwähnten vollens auch die Förderung des geistig-persönlichen Lebens, welche nicht blos die Ehegatten einander gewähren können und sollen, sondern für sie auch die Kindererziehung mit sich bringt. Diese Förderung erfolgt aber nicht immer nur direct aus gutem Glauben und Willen, sondern auch indirect bei entgegengesetztem Verhalten. Wenn sie dann im letzteren Falle zuletzt doch erfolgt, so geht freilich dem gesunden Erfolg erst bittere Arznei voraus, die auch zum Wehestand gehört, doch nichts blos Wehe bleibt.

Jedenfalls aber wird in der Lebensführung rücksichtlich des Geschlechtslebens im engeren Sinne, auch bei übrigens wohlbestellter Ehe, besonders im Anfang, nur gar zu mannigfaltig gefehlt und dadurch viel Segen in Fluch verkehrt. Bedenklich sind deßhalb namentlich auch verhältnißmäßig theils zu bald, theils zu spät eingegangene Ehen, und erstere noch mehr als letztere. Es wird im ersteren Falle oft in der guten Absicht geeilt, um die Zeit der Anfechtungen und Versuchungen von Seiten des Geschlechtslebens, sowie des Kampfes dagegen, möglichst abzukürzen. Allein damit wird auch ein Hauptmittel der Erstarkung der freien geistigen Persönlichkeit und ihrer Befähigung zum rechten Regimente in der eigenen Lebensführung, als welches eben dieser Kampf dienen kann und soll, verkürzt und verkümmert, und zugleich einem sinnlichen Elemente im gesammten Geistes- und Gemüthsleben, auf Kosten höherer Reinheit und reineren Adels derselben, zu bald und zu viel Vorschub geleistet. Zu große Nachgiebigkeit gegen den niedrigeren von den fraglichen zwei Antagonisten zu Gunsten dieses und auf Kosten des andern ist überhaupt auch in der Ehe der Hauptpunkt, von welchem dabei Nachtheiliges auch blos für das Physische ausgeht.

Daraus dürfen und müssen auch Solche Trost schöpfen, die wider den eigenen Willen und ohne ihre Schuld überhaupt ledig bleiben oder nach Verlust des Gatten oder der Gattin nicht von Neuem in den Ehestand treten. Beides soll zwar nicht geschehen, um auch in der Ehe möglichen Gefahren überhoben zu sein. Mißbrauch hebt hier, wie überall, den Gebrauch nicht auf. Allein wie man in dem diesem irdischen nachfolgenden Leben nicht freien noch sich freien lassen wird und jedes menschliche Individuum im besseren Falle doch erst recht ein harmonischer ganzer Mensch sein wird, so kann diesem Ziele auch schon im

irdischen Leben gerade durch den von den Umständen versagten ehelichen Stand nur um so besser Vorschub geleistet werden. Wohl mag der zwangsweise Cölibat der katholischen Geistlichkeit, bei den übrigens gegebenen Verhältnissen, im Ganzen weit mehr ein Uebel, als etwas heilsames sein. Ausserdem kann aber der Mangel der Gattenliebe nicht nur durch innigeres Verhältniß zu Gott und allgemeine Menschenliebe mehr als blos ersetzt werden, sondern auch der Willens- und Charakterbildung in sehr wünschenswerther Weise zu Statten kommen.

Unter allen Umständen ist Keuschheit eine der größten und segensreichsten Tugenden, und zwar innerhalb und außerhalb der Ehe. In beiden Fällen knüpft sich an sie großentheils die Möglichkeit, die ganze menschliche Existenz auf einer gewissen Höhe und bei einem gewissen Adel zu erhalten, sowie darin weiter zu fördern. Zwar beruht sie selbst schon in ihrem Ursprunge auf Vorherrschaft eines höheren und edleren Zuges des ganzen Lebensinhalts und auf einem kräftigeren Regimente des freien Geistes über denselben. Aber dieses Regiment und jener Zug erstarken und veredeln sich auch und gewinnen immer mehr Terrain durch Erhaltung und Steigerung der Keuschheit. Von all' dem hat Unkeuschheit um so mehr das Gegentheil zur Folge, als sich dabei an die wenigstens verhältnißmäßig vorherrschende niedrigere und abwärts ziehende Naturmacht des Geschlechtslebens leicht noch allerlei andere mehr verderbliche als heilsame Mächte, wie an einen Krystallisationspunkt, anschließen. Dieß bei weitem mehr noch im außerehelichen als im ehelichen Leben, welches letztere von selbst mehr Beschränkung dessen mit sich bringt, was dabei vom Uebel ist.

Keuschheit in der Ehe dagegen wird namentlich auch noch dadurch zu einer Hauptbedingung irdischen Lebensglückes, daß derjenige Theil des gegenseitigen Verhältnisses der Ehegatten, welcher nicht von bloser Geschlechtsliebe eingenommen wird, fruchtbarer Boden wird für eigentliche Freundschaft insbesondere. Diese gibt es ausserdem ächt und voll mehr nur zwischen Individuen desselben Geschlechts, während sich in diejenige zwischen Individuen verschiedenen Geschlechts gar leicht Regungen der Geschlechtsliebe dergestalt verunreinigend einmischen, daß weder Liebe noch Freundschaft zu ihrem vollen Rechte gelangt. Und doch hat auch wirkliche blose Freundschaft zwischen Individuen desselben Geschlechts, eben durch die Gleichheit des Geschlechts, etwas Einseitiges und weniger den ganzen Menschen gegenseitig Beglückendes. Wo dagegen, wie eben bei keuschen Ehegatten, der Freundschaft derjenige Theil des Gebietes eingeräumt wird, welcher ausserdem ganz nur von Ge-

schlechtsliebe eingenommen wäre, da gewinnt nicht blos diese an Adel, was sie an Alleinherrschaft verliert, sondern da gewinnt auch die Freundschaft zugleich einen höheren Reiz. In der Ewigkeit, in welcher man, wie gesagt, überhaupt nicht freien noch sich freien lassen wird, wird aber vollends an die Stelle beider ein höheres Mittleres, ein entsprechend höheres Lebensglück begründend, treten.

Wie übrigens Keuschheit wesentlich das in sich schließt, daß der Geist des Menschen die ihm zustehende Superiorität über den ganzen übrigen menschlichen Lebensinhalt überhaupt und über das Geschlechtsleben als seinen niedrigeren Hauptantagonisten insbesondere auch wirklich behauptet und letzteres in gebührender Ordnung und Zucht hält — so werden gegentheils Unkeuschheit und Unzucht mit Recht gleichbedeutend gebraucht. Und das Verderbliche derselben legen im Großen besonders Zeiten des Verfalls ganzer Nationen und Reiche in erschreckender Weise nahe, wovon jedoch das Analoge ganz auch im Kleinen und Einzelnen gilt.

Das Geschlechtsleben ist nämlich jedenfalls eine Macht, welche durch die geistige Persönlichkeit des Menschen, obwohl unter Respectirung der eigenen Gesetzlichkeit und wirklichen Berechtigung des ersteren, in einer gewissen Unterordnung und Zucht gehalten werden muß. An dieser Zucht fehlt es aber in Zeiten des Verfalls gesunder ächter Geistesbildung überhaupt und religiös-sittlicher insbesondere um so mehr, als während der Zunahme und auf der Höhe geistiger Entwickelung auch die ganze niedrigere Zubehör des menschlichen Wesens und mit ihr dann namentlich auch das Geschlechtsleben an Lebhaftigkeit und Energie verhältnißmäßig gewonnen hat, welche nun aber den geistigen Höhepunkt zunächst auch überdauern. Je rascher und weiter nun das geistige Herabkommen von diesem Höhepunkte fortschreitet, desto mehr fehlt es an dem gehörigen Regimente für das Geschlechtsleben. Damit tritt aber eben an die Stelle der bisherigen Zucht nicht blos negativer Weise mehr und mehr „Unzucht", d. h. Mangel der nöthigen Zucht; sondern der geistige Verfall, der dann leicht mehr noch in positiver Entartung als in bloser Abnahme besteht, mißbraucht das Geschlechtsleben auch selbst positiver Weise. Damit kommt aber dieses zunächst mehr und mehr in die Lage, die ganze übrige physische und geistige Individualität sich dienstbar zu machen und recht eigentlich das Unterste zu oberst zu kehren. Je mehr aber durch die wachsende geistige Unmacht und Mißregierung auch manchfache äußere sociale und Natur-Verhältnisse nachtheilig verändert werden, desto leichter und schneller, umfassender und

eindringlicher schwächt, absorbirt, zerrüttet und verderbt das zügellose Geschlechtsleben dergestalt die ganze Individualität, daß menschliche Individuen mehr und mehr ausgeblasenen Eiern gleichen, die mehr nur noch Eier zu sein scheinen, aber in der That nur noch die ihres Inhalts entleerten Schalen sind — desto rascher greifen wenigstens insbesondere auch Verfall der Gesundheit, Vermehrung und Verschlimmerung der Krankheiten überhaupt um sich, bis zuletzt die schöpferische Macht des Geschlechtslebens sich als zerstörende auch gegen das eigene Gebiet und die ganze Individualität kehrt (Lustseuche).

Zwar liegt zwischen diesem Aeußersten im Großen und entsprechenden Anfängen im Kleinen und Einzelnen ein großer Spielraum. Allein im Großen und Kleinen erfolgt ja leider der Fortschritt im Schlimmen vielfach leichter und schneller, als im Guten. Und der Wendepunkt der Geschichte, in welchem wir dermalen begriffen sind, hat längst die Frage nahe gelegt: ob er demnächst im Ganzen mehr zum Guten oder mehr zum Schlimmen ausschlagen werde?

Wenn wir nunmehr die menschliche Lebensführung in Bezug auf Leibesübungen in Betracht ziehen, so könnte es auf den ersten Blick scheinen, als ob wir damit auf einen sehr untergeordneten Gegenstand übergingen. Gegen diese Voraussetzung muß jedoch schon der Umstand bedenklich machen, daß das klassische Alterthum in seiner besten Zeit ein Hauptmittel, tüchtige menschliche Persönlichkeit überhaupt zu erzielen, in mit Geistesbildung eng verbundenen methodischen Leibesübungen suchte. Daß es aber mit dieser Zusammengehörigkeit nicht ohne sei, das wird hinlänglich schon aus Folgendem erhellen.

Wir haben längst gefunden, daß der Mensch nicht aus Leib und Geist als aus zwei sich ganz fremden Bestandtheilen zusammengesetzt, sondern sich aus Einem gemeinsamen Grundwesen einerseits physisch und andrerseits geistig entwickelnd zu denken sei. Die damit angedeuteten zwei Seiten menschlicher Individualität stehen daher auch in lebendiger Wechselwirkung, vermöge welcher jede derselben, jenachdem sie mehr oder weniger richtig und tüchtig beschaffen ist, auch der andern zum Vortheile oder Nachtheile gereicht. Zwar sind sie übrigens nicht ganz ebenbürtig, sondern der Geist soll Meister, der Leib sein Werkzeug, ja ein Inbegriff von Werkzeugen, sein. Aber auch darnach ist die Erreichung des Endzwecks in der Wirklichkeit nicht blos durch Art und Grad der Meister-

schaft des Geistes, sondern auch durch die Beschaffenheit der Leiblichkeit als Werkzeug bedingt.

Die leiblichen Werkzeuge des Menschen werden jedoch, wie sie sein sollen und können, nicht blos von selbst, sondern wie sie im Allgemeinen im Dienste der Freiheit des Geistes stehen, so können und müssen sie durch dieselbe zu diesem Dienste auch vollends befähigt werden und heißt es verhältnißmäßig auch von ihnen: Uebung macht den Meister. Umgekehrt ist aber angemessene Leibesübung mittels der durch sie geförderten Gesundheit, Kraft, Gewandtheit und Schönheit, unter sonst gleichen Umständen, auch geeignet, dem Geiste Kraft und Muth, Selbständigkeit der Gesinnung u. dergl. m. gewähren und sichern, dagegen aber Schlaffheit, Feigheit, Gemeinheit u. dergl. hintanhalten zu helfen. Und das thut in gewissen Zeiten und Lagen ganz besonders Noth.

In folgendem Zusammenhange namentlich auch unserer Gegenwart. Denn bereits der Uebergang vom Mittelalter in die Neuzeit entspricht im Großen und Ganzen demjenigen von der Jugend in das Mannesalter im Kleinen und Einzelnen. Dabei macht sich, wie wir bereits gefunden haben, wenigstens bis auf einen gewissen Grad geltend, daß die physische Zubehör des Menschen, nachdem sie ihr extensives Wachsthum bereits erreicht, erst noch eine gewisse Harmonie ihrer einzelnen Theile einzugehen und demnächst mehr nur noch intensiv zu reifen — das Psychische aber, bevor die entsprechenden Entwickelungsstadien auch für dieses vorzugsweise an die Reihe kommen, vorerst auch noch extensiv zu wachsen und sich zu bereichern — die geistige Persönlichkeit endlich, die Anfangs überhaupt verhältnißmäßig noch am weitesten zurücksteht, weiterhin sich mit dem Physischen und Psychischen mehr in's Gleichgewicht zu setzen hat, um sich zuletzt des nöthigen Uebergewichts und der Herrschaft über dieselben zu einer Zeit vollends zu bemächtigen, in welcher die physische Organisation bereits in überwiegende Abnahme und Rückbildung umschlägt. Innerhalb der dieser ganzen Aufgabe gewidmeten Zeit gibt es aber eine Periode, in welcher das Psychische überhaupt und seine äußere Erscheinung, das Nervensystem, insbesondere und davon selbst nochmals das Gehirn und Cerebralnervensystem zur relativ größten Vorherrschaft gelangt.

In dieser Periode, der unsere Gegenwart noch immer vorherrschend anzugehören scheint, ist von den beiden Hauptprovinzen der ganzen menschlichen Persönlichkeit, die wir als Kopf und Herz im metaphorischen Sinne zu bezeichnen pflegen, der Kopf vorherrschend an der Tagesordnung und im Regimente; aber vorerst mehr psychischer- als eigent-

lich geistigerseits. Nun ist aber das Psychische überhaupt an und für sich mehr nur für die irdische Wirklichkeit mit vorherrschender Beziehung zur Natur berechnet. Beim Thiere geht es ganz darin auf. Beim Menschen kann und soll es zwar auch und noch mehr in den Dienst des Geistes, der geistigen Persönlichkeit, genommen werden. Dieß geschieht aber wirklich im rechten Maaße nur, wenn und soweit letztere selbst zur deßfallsigen Meister- und Herrschaft geeignet und geschickt sind. Widrigenfalls spielt den Herrn und Meister mehr das Psychische selbst, das sich dann auch dessen anmaßt, was, über die bezeichnete niedrigere Einseitigkeit der irdischen Wirklichkeit hinausreichend, eigentlich nur Sache des Geistes ist, und wofür nur dieser, jenes dagegen so wenig Sinn und Geschick hat, daß, was die Bibel den (mehr nur) psychischen Menschen nennt, Luther ohne Weiteres mit „natürlicher Mensch“ übersetzt, und jene vom Psychischen auch des Menschen überhaupt aussagt: dasselbe könne alles Höhere, für welche nur der Geist competent sei, nicht blos nicht erkennen, sondern das nehme dasselbe auch nicht an, ja das sei ihm Thorheit.

Das Mittelalter hatte für solches das Vermögen des Psychischen Uebersteigendes in seinem vorherrschenden Gemüthe, an dem jedoch auch der Geist Antheil hat, auch wenigstens das entsprechende Ahnungsvermögen, während es dergleichen übrigens auf die Auctorität der Kirche hin gläubig annahm. Je mehr aber in der Neuzeit das Herz gegen den Kopf zurück trat, je mehr jedoch zugleich in letzterem vorerst noch das Psychische über den Geist vorherrschte und je mehr man, im Gegensatze zu allzugroßer Herrschaft der Auctorität im Mittelalter, möglichst alle Auctorität zurückwies — desto mehr nahm man in Beziehung auf solches Höhere zwar nicht sofort Zuflucht zu gänzlicher Negation desselben, desto mehr aber mühte man sich vorerst eben so übermäßig als ohne genügenden Erfolg ab, es mehr nur psychisch zu begreifen. Erst als es so durchaus nicht ging, wie es eben nicht gehen konnte, versuchte man die Sache selbst ganz zu leugnen.

Allein ehe es die wenigeren Tolldreisten dahin brachten und während die Meisten ein glücklicher Instinkt davon zurückhielt, überreizte und erschöpfte man sich durch, wie gesagt, eben so fruchtlose als übermäßige Anstrengungen, die in den mannigfaltigsten Weisen immer weitere Kreise beschrieben und immer complicirtere und mißlichere Verhältnisse zur Folge hatten. Dabei konnte es nicht an ebenfalls mehr heftigen als sanften, jedenfalls aber mehr widrigen als angenehmen, Gemüthsstimmungen und Gemüthsbewegungen fehlen und diese beförderten

die aufreibende, erschöpfende und auch qualitativ verderbliche Ueberreizung, vor Allem des Nervensystems, weiter aber auch der eigentlich nur physischen Organisation, immer mehr. Ueberreizung schlägt jedoch je länger je mehr zeitweise auch in Abspannung und Abstumpfung um.

Das drängte zwar instinktmäßig zu neuen Lebensmitteln hin, welche theils den großen Aufwand von Nervenenergie ermöglichen und aus jeweiligem Umschlag der Ueberspannung in Abspannung sich wieder aufrichten helfen, theils die Ueberreizung ermäßigen, dämpfen und beruhigen sollten und zum Theil auch konnten. Die erweiterte Natur- und Länderkunde, Ausdehnung des Handels, Erleichterung des Verkehrs und gesteigerte Industrie machten dergleichen immer leichter und allgemeiner zugänglich. Allein vielfach wurde von ihnen auch in der Art Gebrauch gemacht, daß sie Uebel nur noch ärger machen mußten. Es werde deßhalb hier nur theils an den Branntwein und daraus weiter bereitete Spirituosa, an Kaffee und Thee, an den immer ausgedehnteren Genuß stärkerer Biere, theils an den Tabak, besonders sofern er verraucht wird, erinnert. Auch analoge Arzneien schlossen sich diesen Lebensmitteln in gleichem Zusammenhange an, wie Arnica, Serpentaria, Valeriana und ähnliche einerseits, während andrerseits so ziemlich alle narkotischen Gifte auch als Arzneien in Gebrauch gezogen wurden.

Zwar nahm man in solchem Zusammenhange zuletzt glücklicher Weise auch zum Wasser seine Zuflucht, das, innerlich und äußerlich angewendet, vor Allem schon blos als Wasser, sodann aber auch durch die in der Regel niedrigere Temperatur frischen Wassers, allerdings geeignet ist, übermäßige Reizbarkeit zu beschwichtigen. Allein es kann auch, namentlich äußerlich, so angewendet werden, daß Wiederaufregung zu tief gesunkener Reizbarkeit die Folge davon ist, indem es nämlich nur kurze Zeit mit der Oberfläche des menschlichen Organismus in Berührung gebracht wird durch flüchtige Waschungen, kurz vorübergehendes Eintauchen, Uebergießungen, Tropfbäder u. dergl. — wobei nicht sowohl seine abkühlende, indifferenzirende, beruhigende Wirkung, als vielmehr aufregende Gegenwirkung des Organismus erzielt wird. So kommt es aber, wie bei den fraglichen übrigen Mitteln, so selbst beim Wasser, leicht und oft zu gegenseitigen Umschlägen zwischen Ueber- und Abspannung, unter denen auch die Grundfesten des vegetativen Lebens des menschlichen Organismus um so mehr immer dringender Noth leiden, als das Uebel auch noch ganz besonders unterhalten und gesteigert wird durch allzu frühzeitig in der Kindheit beginnende und anstrengende Viellernerei, durch welche weiter leider namentlich auch frühreife Ent-

wickelung und mißlichste Entartungen des Geschlechtslebens befördert werden. Auch die mit dem Fortschritte der modernen Civilisation bei Jung und Alt noch immer mehr überhand nehmende sitzende Lebensweise trägt nicht wenig dazu bei, das fragliche Uebel noch immer ärger zu machen.

Unter den Mitteln der Abhülfe ist längst namentlich auch auf die Nothwendigkeit hingewiesen worden, „sich Bewegung zu machen", besonders im Freien, und je länger je mehr wieder auf methodische Leibesübungen Bedacht zu nehmen. —

Wer deren vorzugsweise bedarf, für wen sie dagegen mehr oder weniger vollständig durch entsprechende Berufsthätigkeit ersetzt sind, soll hier nicht näher erörtert werden. Mit welchem Rechte sie aber überhaupt gefordert werden und was damit erzielt werden kann und soll, dieß einiger Massen anschaulicher zu machen, dazu mögen folgende Andeutungen dienen.

Durch angemessene Leibesübung werden vor Allem die centrifugal leitenden, motorischen, den Bewegungsorganen vorstehenden, Nerven besser bethätigt, als ohnedieß geschehen würde, und dadurch zu große Anhäufung und Spannung der Energie oder wenigstens Reizbarkeit des Nervensystems überhaupt und seiner Centralorgane insbesondere, vollends der centripetal leitenden, sensitiven (empfindenden), Seite derselben, zu Gunsten dieser eben auf die motorischen Nerven theilweise abgeleitet. Und wie dazu von vorne herein die Willensseite unseres psychischen und geistigen Wesens, welche bei unserem gegenwärtigen Gesammtzustande der entgegengesetzten, der Intelligenz, nur zu sehr nachsteht, die Initiative geben muß, so wirkt auch die größere Bethätigung schon blos der motorischen Nerventhätigkeit für sich vortheilhaft auf unsere Willens- und Thatkraft zurück. Weiterhin wird aber durch gehörige Leibesübung auch in sämmtlichen Bewegungsorganen, also in den Muskeln und Sehnen, verhältnißmäßig auch in den Bändern und Knochen, der Stoffwechsel, namentlich auch die Absonderung der Gelenkflüssigkeit, befördert und dadurch nicht blos deren Zustand verbessert, sondern zugleich auch die übrige Organisation von verhältnißmäßiger Blutüberfüllung und das rechte Maaß überschreitende Ernährung, Fettablagerung ꝛc. verhütet. Durch kräftigere willkürliche Bewegung werden jedoch mittelbar das Athmen, die Herzthätigkeit und der Blutkreislauf höher bethätigt, die Blutmasse gleichmäßiger, namentlich auch zwischen der Peripherie und dem Innern des Organismus, vertheilt, besonders letzteres von Blutanhäufung in ihm befreit, die Ernährung und die

Absonderungen daraus in allen Theilen gleichmäßiger befördert, unter letzteren namentlich auch die so wichtige Hautausdünstung und, wie damit die Ausathmung der Haut, so auch die Einathmung, deßgleichen die Ernährung und überhaupt der Zustand der äußeren Haut befördert und verbessert, wodurch sie widerstandsfähiger wird gegen äußere Einwirkungen, namentlich auch gegen Verkältungen, die außerdem nur zu häufig zu bedeutenden Krankheitsursachen werden, worüber das Nöthige demnächst folgen wird. Zugleich wird mit all' dem auch die Qualität des Blutes und der durch die Ernährung daraus resultirenden Gewebe, sowie der Absonderungsprodukte, verbessert.

Durch die speciellere Ausbildung und Anwendung der Gymnastik aber werden alle vortheilhaften Wirkungen derselben einzelnen Theilen des Organismus, die ihrer und wie sie ihrer besonders bedürfen, auch vorzugsweise vermittelt. Wie nämlich die Gymnastik schon im Alterthume theils als allgemeines Bildungsmittel theils als Heilmittel, besonders in chronisch-krankhaften Zuständen, diente, so fand man sich auch in neuerer Zeit bewogen, in ersterer Hinsicht Zuflucht nicht blos zum Turnen überhaupt zu nehmen, sondern auch besondere Zweige der Gymnastik als pädagogische, militärische und ästhetische, sowie eine eigene Heilgymnastik, specieller auszubilden und davon ernstlich Gebrauch zu machen. Dabei handelt sich's jedoch nicht blos um allseitige Uebung der mehr peripherischen Bewegungsapparate der Extremitäten, der Rumpfwände und höchstens des Halses und Kopfes, sondern zum Theil auch tiefer im Organismus die Bewegungen der Sinn-, Athmungs- und Sprech-Werkzeuge, selbst der Organe des Blutkreislaufes und des Darmkanals, vollziehender. Wir haben alle Ursache, alles Ernstes dafür zu sorgen, daß wir der vortheilhaften Wirkungen zweckmäßiger, umfassender und methodischer Leibesübungen in physischer und geistiger Hinsicht theilhaftig werden.

Indem dieselben vorzugsweise im Freien stattfinden, werden dem Organismus auch die Vortheile möglichst reiner atmosphärischer Luft und dessen gesichert, dem diese selbst nur als Träger und Vehikel dient; denn in geschlossenen Räumen wird die Luft einerseits durch den Verbrauch ihres Sauerstoffgehaltes, der eingeathmet wird, und durch den das Blut als solches seine höchste Ausbildung erfährt, sowie andrerseits durch flüchtige Ausscheidungen aus dem Organismus in dieselbe, von andern Verunreinigungen abgesehen, leicht viel mehr verdorben, als

sie sich bei so gehemmter Communication mit dem äußeren Luftmeere entsprechend restituiren kann. Die äußere freie Luft dagegen vermag nicht blos, ihre Integrität sofort immer wieder aus und durch sich selbst herzustellen, sondern da ist dazu auch die in sie hineinragende lebende Vegetation insofern behülflich, als die Pflanzen, namentlich unter dem Einflusse der Sonne, Sauerstoff, dessen unsere Organisation bedarf, ausscheiden, Kohlensäure aber, durch welche die atmosphärische Luft durch Ausscheidung des thierischen und menschlichen Organismus verunreinigt wird, in sich aufnehmen und für sich verbrauchen.

Unsere atmosphärische Luft ist jedoch selbst von höheren und allgemeiner kosmischen Mächten durchwaltet, deren Einfluß auf uns jene zugleich vermittelt. Dahin gehört auch, was wir als Electricität bezeichnen. Indem sich dieselbe durchschnittlich besonders bei heiterem Himmel, trockener Luft von niedrigerer Temperatur, in einer weder dem frühesten Morgen noch dem späteren Abend zu nahen Tageszeit, sowie bei höherer Ortslage, vorzugsweise als positive ausweist, begünstigt sie namentlich unsere motorische Nerven- und unsere Muskelthätigkeit, sowie die Arterialisirung des Blutes und was näher davon abhängt, auf die vortheilhafteste Weise.

Von besonderem Belange sind aber aus diesem Bereiche auch Wärme und Licht der Sonne. Wie die Sonne selbst für unser ganzes Planetensystem das Analogon von Centralorganen unseres Nervensystems ist, so haben auch Wärme und Licht derselben vor Allem Beziehung zu unserem Nervenleben. Die Wärme aber allem Anscheine nach mehr zu dessen sensitiver Seite, das Licht dagegen mehr zur motorischen. Mit jener hat jedoch zugleich die venöse (centripetale) Seite des Blutes und Blutgefäßsystems mehr Analogie und Sympathie, mit dieser hingegen die arteriöse (centrifugale). Zudem begünstigt aber die Wärme die Venosität auch noch dadurch, daß jene, wie auf jederlei Substanz, so auch auf die atmosphärische Luft, ausdehnend wirkt und so denn auch bewirkt, daß dieselbe Quantität Luft bei höherer Temperatur und der dadurch verursachten größeren Ausdehnung auch weniger Sauerstoff enthält, so aber auch weniger venöses Blut in arteriöses umzuwandeln vermag. Uebrigens gilt die positive Wirkung der Wärme, was die physische Organisation anlangt, überhaupt mehr ihrem vegetativen Leben, wie der Vegetation auch außer uns.

Zwar gilt sie auch der Vegetation (Stoffwechsel, Ernährung, Wachsthum 2c.) in den Werkzeugen des animalischen Lebens, namentlich in den Muskeln als Bewegungsorganen. Auf diese wirkt aber übrigens die

Wärme insofern mehr negativ, als sie auch auf sie, welche mittels Contraction activ sind, ausdehnend und somit erschlaffend wirkt *).

Das Licht hingegen, weit entfernt, nur zum Sehen zu dienen und übrigens den Organismus nur oberflächlich zu berühren, ist vielmehr in ersterer Hinsicht durch die Sehnerven von bedeutender Wirkung auch auf das Gehirn und mittels desselben auch auf das ganze psychische und physische Leben, und dringt übrigens auch von der Oberfläche des Körpers überhaupt bis auf einen gewissen Grad, dabei quantitative und qualitative Veränderung erleidend, tiefer in den Organismus ein. Wie bedeutend dabei seine Wirkung sei, erhellt besonders aus extremen Folgen des Lichtmangels. So soll z. B. jene Entwickelungsstufe des Frosches, auf der wir ihn geschwänzt, aber ohne Extremitäten, Kaulquappe nennen, gar nicht zu seiner vollen Entwickelung fortschreiten, wenn ihm das Licht

---

*) Daß Verkältung so häufig als Ursache mannigfaltiger Erkrankungen bezeichnet wird, hängt folgender Massen zusammen. Sie gilt zunächst der äußeren Haut. Diese erscheint aber schon durch ihre große Ausdehnung als ein für die ganze Lebensökonomie besonders wichtiges Gebilde. Nicht minder aber durch die Wichtigkeit ihrer Funktionen. Diese bestehen vor Allem einerseits in Aufnahme von Stoffen und Agentien aus der Aussenwelt für den Organismus und andrerseits in Ausscheidung solcher von diesem in jene; beides besonders als der Lungen = Ein = und Ausathmung entsprechend. Zudem ist die äußere Haut der Hauptregulator der Wärme für den ganzen Organismus, ein Uebermaaß derselben ausstrahlend und Mangel derselben durch Einstrahlung ersetzend. Störungen dieser ihrer Functionen durch Verkältung haben daher üble Folgen nicht blos für sie selbst, sondern auch für den übrigen Organismus, zunächst für innere Hautgebilde, namentlich für die Schleimhäute, in die sie sich unmittelbar umschlägt und die vorzüglich katarrhalisch erkranken; aber auch für die fibrösen (und serösen) Häute, welche vorzüglich rheumatisch erkranken. Ihrer Wichtigkeit entsprechend ist die äußere Haut besonders reich an Nerven und Blutgefäßen. Durch Verkältung erleiden auch diese für sich nachtheilige Veränderungen, welche dergleichen auch in den verschiedenen Theilen des Organismus zur Folge haben können und mehr oder weniger müssen, weil allen mit der äußeren Haut das Eine Nerven = und Blutgefäßsystem gemeinsam ist und Alterationen des Antheiles der Haut auch Alterationen des Antheils anderer Organe zur Folge haben. Welche einzelne Theile des Organismus aber vor andern und in welcher Weise sie von Erkältungen der äußeren Haut leiden, das hängt davon ab, daß ihr Zustand ohnedieß ein weniger vortheilhafter ist, als derjenige anderer, und daß ihr minder vortheilhafter Zustand gerade von dieser oder jener Art ist.

möglichst entzogen wird. So hat sicherlich an jener uns im Cretinismus entgegentretenden Hemmung der Entwickelung und Entartung der ganzen menschlichen Individualität in manchen tief eingeschnittenen und theils überhaupt theils wenigstens auf der einen Seite und vollends an bestimmten Stellen derselben wenig besonnten Gebirgsthälern Lichtmangel um so größeren Antheil, je gewisser sich herausstellte, daß in großen Städten, wie namentlich auch in London, unter sonst gleichen Umständen, taubstumme Kinder bei Weitem häufiger in lichtärmeren als in mehr besonnten Wohnungen vorkommen, wie man denn auch auf der Schattenseite großer Kasernen dreimal mehr Erkrankungen beobachtete als auf der Sonnenseite.

Das Licht ist übrigens überhaupt das Geistverwandteste in der Natur. Selbst Wärme und Licht verhalten sich gewisser Massen in analoger Weise zu einander wie Natur und Geist, selbst von Gott heißt es wohl keineswegs blos in figürlichem Sinne: er wohne zunächst in einem unzugänglichen Lichte, und wird wohl nicht ganz mit Unrecht dieses Licht in Beziehung auf Gott als Geist selbst als das entsprechende Analogon von auch zum Wesen Gottes gehöriger Natur und Leiblichkeit angesehen. So ist denn auch wohl unser Sonnenlicht geeignet, selbst unserem psychischen und geistigen Leben förderlich und namentlich auch dazu behülflich zu sein, auch auf unser Physisches veredelnd und gleichsam verklärend einzuwirken.

Rücksichtlich der Lebensführung in Bezug auf Essen und Trinken kommt hauptsächlich Folgendes in Betracht.

Für das früheste Lebensalter gewährt die Milch, besonders die Muttermilch, am angemessensten Speise und Getränk zumal, und, obwohl zunächst selbst Product des menschlichen oder thierischen Organismus, dennoch insofern gewissermassen zugleich thierischen und pflanzlichen Charakters, als einerseits auch Pflanzen, z. B. der sogen. Kuhbaum, eine der Thiermilch höchst ähnliche Flüssigkeit liefern, und andrerseits die Milch eine ähnliche Gährung eingeht und ähnliche Gährungsproducte liefert, wie sonst nur gewisse Pflanzensubstanzen.

Weiterhin ist der Mensch unzweifelhaft auf eine aus pflanzlichen und thierischen Stoffen gemischte Nahrung angewiesen. In beiden ist der Gehalt an Stickstoff das vorzugsweise Nährende, sind jedoch mittelbar auch stickstofflose Substanzen nicht ohne Bedeutung für die Er-

nährung. Aber nur darnach die Tauglichkeit und Vorzüglichkeit der Nahrungsmittel bemessen und dafür nur der Chemie die Competenz zusprechen zu wollen, wäre weit gefehlt und hieße auch in dieser besonderen Beziehung auf maaßlose Schwärmerei für „die Chemie die Chimäre" gründen, als ob sie Gott weiß was Alles ersetzen und überflüssig machen könne. Denn es gibt Thiere und Pflanzen, deren Substanz ohne allen Zweifel sehr reich an Stickstoffgehalt ist, gleichwohl aber gar nicht oder nur mehr oder weniger beschränkt als Nahrungsmittel benützt wird. Dieß geschieht theils aus Instinkt theils Erfahrungsgemäß. Der eigentliche Grund ist aber näher besehen zweideutiger oder überhaupt mißlicher — namentlich auch von Verschiedenem, sonst mit einander Bestehendem, nur das Eine oder Andere darbietender, Paradoxes, sich Widersprechendes, in sich schließender — Naturcharakter solcher Thiere und Pflanzen, wie er sich bei näherer Betrachtung aus Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation, ihrer Stellung im Natursystem, ihres psychischen Wesens und ihrer ganzen Lebensweise ergibt, während die von jeher vorzugsweise als menschliche Nahrung dienenden Thiere und Pflanzen in all diesen Beziehungen mehr Vortheilhaftes darbieten. Diesen Maaßstab rechtfertigende und erläuternde Beispiele finden sich in des Verfassers Lehrbuch der Theorie der Medicin §. 47. Die Mosaische Unterscheidung reiner und unreiner Thiere insbesondere (3. Mose 11) stimmt wesentlich damit überein.

Auch von den darnach besser qualificirten Thieren und Pflanzen erweist sich im Allgemeinen, und je jünger der Mensch noch ist, um so mehr, ein günstigeres Verhältniß von Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche zu solchen aus dem Thierreiche vortheilhafter für den ganzen Menschen, als das umgekehrte Verhältniß, und selbst unter den Thieren dienen im Ganzen solche mehr und besser zur Nahrung für den Menschen, welche selbst vorzugsweise oder ausschließlich von Pflanzennahrung leben. Auch dabei macht sich übrigens der oben bezeichnete Maaßstab insofern geltend, als das ganze Pflanzenreich an sich dadurch vortheilhafter charakterisirt ist, daß es entschieden nur der Natur angehört und in ihm an und für sich nur Naturnothwendigkeit waltet, während das Thierreich durch das ihm charakteristische Seelenleben gewisser Massen bereits über die Natur hinausstrebt und ihr untreu wird, es aber doch nur zur Willkür bringt, welche sein naturgesetzliches Leben leicht mehr beeinträchtigt, als sichert.

Wenn gleichwohl nach dem fraglichen Maaßstabe auch besser qualificirte höhere Thiere dem Menschen dennoch wenig oder nicht als

Nahrungsmittel dienen, so hängt dieß damit zusammen, daß sie ihm besser zu anderen und höheren Zwecken dienen können und sollen. Man denke deßhalb beispielsweise nur an das Pferd.

Uebrigens muß ja wohl überhaupt die ganze Substanz von Pflanzen und Thieren ihrem mehr oder minder vortheilhaften Naturcharakter entsprechend beschaffen sein und sich darnach mehr oder weniger zur menschlichen Nahrung eignen, ob dieß auch die Chemie zur Zeit oder überhaupt, ganz oder wenigstens theilweise, nachzuweisen vermag oder nicht. Daß z. B. das Schwein wenigstens nicht zu den vorzüglichsten Nahrungsmitteln des Menschen gehöre, hat stets und überall aus Mancherlei entnommen werden können und hat sich in neuester Zeit durch die näher bekannt gewordene Trichinenkrankheit insbesondere nur noch stärker aufgedrängt, von aller Chemie auch ganz abgesehen.

Zu Gunsten der menschlichen Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche im Verhältniß zu denen aus dem Thierreich überhaupt kann auch ein Gesichtspunkt geltend gemacht werden, den namentlich schon van Helmont zu Gunsten der Arzneisubstanzen aus dem Mineralreiche gegen diejenigen aus den höheren Naturreichen, vorzugsweise aber aus dem Thierreiche, geltend macht: daß nämlich bei den Thieren Bedenkliches schon bei der elterlichen Zeugung (genitorum turpitudo et lascivia) in Betracht komme.

Das Mineralreich liefert uns übrigens zwar unmittelbar keine Nahrungsmittel, aber im Kochsalze eine um so wichtigere Würze, ohne deren Zuthat uns großen Theils auch die Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Thierreiche dasjenige bei Weitem nicht gewähren würden, was sie uns in Verbindung damit gewähren. —

Die richtige Wahl der Nahrungsmittel für den Menschen aber überhaupt auch vorausgesetzt, so wird bei ihrem Genusse vielfach gefehlt rücksichtlich des rechten Maaßes. Wohl gab es Zeiten, welche der Völlerei noch viel mehr und allgemeiner ergeben waren, als die unsrige. Aber auch in unserer Zeit ißt man im Allgemeinen, nicht ohne Zusammenhang mit ihrer verhältnißmäßigen Ueberschätzung der materiellen Interessen und ihrer Neigung zum Materialismus, eher zu viel als zu wenig, und beschwert man sich dadurch vielfach mehr, als man davon Gewinn für den ganzen Menschen hat. In den niederen Schichten der Bevölkerung leistet dieser Neigung auch der Umstand Vorschub, daß ein erst in der neueren Zeit in sehr ausgedehnten Gebrauch gekommenes Nahrungsmittel, nämlich die Kartoffeln, das nöthige Maaß der

Nahrung nur in größerer Quantität gewährt und daß man sich dadurch zum Theil gewöhnt, auch andere Nahrungsmittel in unnöthig großer Quantität zu genießen.

Theil daran hat jedoch namentlich auch, daß unsere überhaupt hastige und eilige Zeit sich insbesondere auch beim Essen geltend macht. Je rascher man nämlich ißt, desto leichter kommt man in den Fall, zu viel zu essen, und desto mehr gilt es, der allerdings etwas parador klingenden Regel gerecht zu werden, nach welcher man aufhören soll zu essen, wenn es am besten schmeckt. Denn je rascher man ißt, desto leichter tritt der Fall ein, daß man eher genug gegessen hat, als die entsprechende Empfindung des Sattseins erfolgen kann, weil ein Theil des zu rasch Genossenen mit den Werkzeugen und Agentien der Verdauung erst noch in gehörige Berührung kommen muß, um jene Empfindung verursachen zu können. Ißt man langsam genug, so folgt der Empfindung des am besten Schmeckens die gesunde Empfindung des Sattseins bald nach, wenn man auch über erstere hinaus nichts mehr genossen hat, während, wenn man zu schnell bis zur Empfindung des Sattseins fortißt, über kurz oder lang die Empfindung der Uebersättigung folgt, die alsdann zu spät Zeugniß dafür gibt, daß man zu viel gegessen hat, wovon zugleich für unser Physisches, Psychisches und Geistiges Nachtheil unzertrennlich ist. Denn mit Recht sagt jenes Kindersprüchlein: wer mäßig ist (überhaupt und ißt insbesondere), der bleibt gesund und lobet Gott mit frohem Mund.

Die den Genuß von Speisen und Getränken einleitende, begleitende und ihm über kurz oder lang nachfolgende Empfindung ist aber auch in andern Rücksichten von nicht geringer Bedeutung und wohl zu beachten. Sie ist ein Analogon des Gewissens und wohl werth, darauf Bedacht zu nehmen, daß sie nicht mißachtet oder gar mißhandelt, gefälscht und entarten gemacht wird. In den manchfaltigen Zuständen der relativen Gesundheit, vollends bei entschiedenen krankhaften, gibt sie häufig in Bezug auf das qualitativ und quantitativ mehr oder weniger Angemessene ein besseres Kriterium ab, als Raisonnement und Urtheil. Gesunder Wohlgeschmack dessen, was wir genießen, ist ein bedeutendes Mittel, die Verdauung, Sanguification und ganze Aneignung desselben in gehöriger Weise erfolgen zu machen. Im Zusammenhange damit gestattet das Sprüchwort: Hunger ist der beste Koch auch noch eine weitere Deutung und Anwendung, als ihm gewöhnlich zu Theil wird. Je mehr man es nämlich, soweit das von unserer Lebensführung abhängt, jeweilig zu lebhaftem und kräftigem Hunger kommen läßt, desto

lebhafter, kräftiger und zusagender wird unter sonst gleichen Umständen auch der den Genuß begleitende Geschmack und dessen eben bezeichnete Wirkung. Es lohnt sich daher in der Regel sehr gut, wenn man sich nach Umständen verhältnißmäßiges Fasten jeweilig selbst freiwillig auferlegt.

Wie überhaupt auch scheinbar sehr unbedeutende Umstände wohl zu beachten sind, so soll hier auch in Bezug auf das Essen schließlich noch auf einen solchen hingewiesen werden. Nämlich auf die zwar ziemlich allgemeine, aber doch vielfach zu wenig gewürdigte, Gewohnheit: in Verbindung mit allerlei anderen Speisen Brod zu genießen. Die Redensart: Wasser und Brod soll diese wohl nicht blos als einfachstes oder wohl gar geringstes Getränk und Nahrungsmittel bezeichnen, sondern zugleich und hauptsächlich als Hauptrepräsentanten der Getränke und Nahrungsmittel überhaupt. Mit beiderlei stimmt wohl auch das überein, daß sie keinen besonders hervortretenden speciellen oder vollends specifischen Geschmack gewähren. Aber gerade auch dadurch ist die fragliche Verbindung des Genusses von Brod mit demjenigen verschiedener anderer Speisen von Bedeutung. Denn auch abgesehen davon, daß dabei gegen manchfaltige differentere, zugleich aber für sich allein im Ganzen weniger zweckmäßige, Nahrungsmittel das einfachste und am Ende auch wohlthätigste nicht zu sehr hintangesetzt wird, so dient der Mitgenuß des Brodes durch sein indifferentes Verhalten zum Geschmacke für den differenteren Geschmack der andern Speisen als immer von Neuem dazwischen tretende hebende Folie und wenigstens von dieser Seite als Förderungsmittel wünschenswerther Verdauung und Aneignung überhaupt, sofern diese ja namentlich auch von der Lebhaftigkeit des Geschmacks vom Genossenen abhängen. Das Brod thut dieß in diesem Zusammenhange um so mehr auch dadurch, daß die niedrigere Temperatur, in welcher wir es dabei genießen, gegenüber den übrigen mehr oder weniger warm, ja selbst wohl heiß, genossenen Speisen, zur Abkühlung dient, wodurch sie gehindert werden, nachtheilig auf die zunächst mit ihnen in Berührung kommenden Theile des Organismus zu wirken, darunter eben namentlich auch dergestalt auf ihren Empfindungsapparat, daß dieser mehr oder weniger außer Stand gesetzt wird, die ihnen an sich eignende Geschmacksempfindung und, was sie sonst weiter Vortheilhaftes bewirken kann und soll, zu gewähren. Indem übrigens die kühlende Wirkung, des zu andern Speisen genossenen Brodes besonders auch den Zähnen gilt, werden auch diese vor Erkrankung und Ruin bewahrt, und trägt das Brod zu Gunsten der Verdauung und ihrer weiteren Folgen auch

in Gemäsheit des wohlbegründeten Spruches bei: Wer gut kaut, auch gut verdaut.

Die Größe des Bedürfnisses und die Wichtigkeit des **Trinkens** ergibt sich hinlänglich daraus, daß die flüssigen Bestandtheile des menschlichen Leibes fast $^4/_5$ seines ganzen Gewichtes betragen, daß alle festen Bestandtheile ihren Ursprung aus den flüssigen nehmen, aus diesen fortwährend ernährt werden und sich theilweise wieder in sie auflösen — daß die verschiedenen Substanzen, welche aus der Aussenwelt in unsere Leiblichkeit übergebildet, sowie aus dieser in jene ausgeschieden werden, vorher verflüssigt werden müssen — und daß die festen Theile unseres Leibes davon, daß sie von Flüssigkeit durchdrungen sind, oder diese an sie gebunden ist, die Eigenschaft der Weichheit, Ausdehnbarkeit, Biegsamkeit, Farbe, Durchsichtigkeit, der Schwere und des Volumens in verschiedenen Verhältnissen erhalten. Um aber sofort auch ermessen zu können, **was** wir hauptsächlich zu trinken haben, gilt es zu wissen, daß dem Gehalte unseres Leibes an Flüssigkeit größtentheils das **Wasser** zu Grunde liegt, und zwar theils frei in ihnen vorkommend theils mit einem geringen Antheile anderer Stoffe verbunden, die festen Theile durchdringend oder an sie gebunden. Wasser ist es demnach auch, worum es sich beim Trinken hauptsächlich handelt, das wir jedoch zum Theil auch ohne Trinken mit Speisen einführen. Das Wasser kommt aber übrigens auch gegenüber zu großer Aufregung, gegensätzlicher Spannung und Erhitzung, in die wir uns häufig versetzt finden, gar sehr in Betracht. Es ist nicht blos durch die Temperatur, in der es genossen zu werden pflegt, sondern auch durch sein indifferentes und indifferenzirendes Wesen, das natürlichste Mittel deßfallsiger Ermäßigung und Ausgleichung.

Alle anderen Getränke dienen dem eigentlichen Endzwecke des Trinkens nur durch ihren Wassergehalt. Wir ziehen sie aber dem Wasser nur zu gewöhnlich vor wegen ganz anderer Endzwecke, denen sie durch Substanzen dienen, welche sie außer dem Wasser enthalten. Das sind jedoch ungleich seltener arzneiliche oder nährende, die allerdings zum Theil ebenfalls in trinkbarer Form in Anwendung kommen. Vielmehr sind es Substanzen, die zum Theil auch in anderer als in trinkbarer Form gebraucht werden. Man nennt sie wohl überhaupt, doch sie damit nicht genau genug bezeichnend, Genußmittel. Besser möchten sie Stimmungsmittel genannt werden. Beide Benennungen setzen sie vorzugsweise

in nächstes Verhältniß zu Empfindung und Gefühl. Ein Theil derselben wird aber, und zwar namentlich auch in Getränkform, insbesondere als Berauschungsmittel nur allzuhäufig mißbraucht.

Wir gebrauchen solche vorzugsweise Stimmungsmittel zum Theil auch als Zusätze zu Speisen. So die Gewürze dergleichen sich ebenfalls erst die neuere Zeit aus allen Himmelsstrichen dienstbar gemacht hat, deren einfachster und natürlichster Repräsentant aber, ähnlich dem Wasser unter den Getränken und dem Brode unter den Speisen, das Kochsalz ist.

Zu den in Form von Getränken genossenen Stimmungs- und Berauschungsmitteln gehören aber namentlich Wein, Bier, Branntwein und weitere Präparate desselben, gewisser Massen selbst Kaffee und Thee; zu den übrigen aber der Tabak, besonders als Rauchtabak; anderwärts auch das Opium, der indische Hanf (Haschisch) und Aehnliches.

Wie wir nun einmal beschaffen sind, ist wenigstens für einen Theil dieser Agentien allerdings ein gewisses Bedürfniß vorhanden. Aber sie spielen auch darüber hinaus eine nur zu große und bedenkliche Rolle in unserer Lebensweise. Es hängt das wesentlich damit zusammen, daß wir, wie sich uns theils schon ergeben hat theils noch weiter ergeben wird, längst im Ganzen sehr überwiegend „nervöse" Leute sind, deren sensitive Seite jedoch die motorische noch weit überwiegt, so zwar, daß dort und da mehr nur sogenannte reizbare Schwäche die Stelle eigentlicher Energie vertritt. Wir oscilliren daher gar leicht zwischen Aufregung und Abspannung, reizbarer und torpider (lähmungsartiger) Schwäche. Guizot sagt noch von der jüngsten Zeit mit hinlänglichem Rechte: die Regierungen und die Völker seien zu gleicher Zeit aufgeregt und ermüdet. Und in unseren Empfindungen und Gefühlen findet unabläßig ein großer Wechsel und Wandel von Stimmungen statt, die wir durch die fraglichen Mittel theils zu erhalten und zu steigern theils zu mäßigen oder ganz zu beseitigen theils überhaupt zu alteriren suchen. Hufeland bezeichnet zwar in seiner Skizze der Geschichte der Gesundheit und physischen Charakteristik des jetzigen Zeitalters bereits das 18. Jahrhundert als die vorzugsweise Nervenperiode und meint, den mit dem Anfang des 19. zusammenfallenden Anfang einer neuen Periode von der Ausrottung der Pockenkrankheit durch die Kuhpocken-

impfung her datiren zu können. Allein er würde sicherlich auch heute noch die meisten der von ihm geltend gemachten Zeichen seiner deßfallsigen Charakteristik des vorigen Jahrhunderts, zum Theil selbst bedeutend verstärkt, vorfinden, namentlich von der „erhöhten Sensibilität, mit welcher die Kinder schon geboren werden, von der Ueberreizung durch von Kindheit auf gebrauchte Reize, welche das Nervensystem aufregen und dadurch das Ganze in einer unnatürlichen Spannung erhalten, die Ueberreizung in Abstumpfung übergehen machen, sowie das Bedürfniß immer neuer Reize erzeugen, eines Nervencharakters, der nicht etwa blos in Städten und höheren Ständen, sondern auch auf dem Lande bemerkbar genug sei, mannigfaltigere und wunderbarer modificirte Nervenkrankheiten, sowie ein alterirendes Einmischen in andere Krankheiten zur Folge habe, wie nie, so lange die Erde stehe", u. s. w.

Dazu kommt, daß das Psychische des Menschen ohnedieß nicht blos den ihm zunächst und vorzugsweise geltenden manchfaltigen Schädlichkeiten ausgesetzt, sondern durch seine vermittelnde Zwischenstellung zwischen dem Physischen und Geistigen auch in steter Mitleidenschaft mit dem Wohle und Wehe dieser beiden begriffen ist. Und wie sehr haben sich erst noch im bisherigen Verlaufe des 19. Jahrhunderts die dabei in Betracht kommenden Ereignisse und Wandlungen gedrängt, die widerstreitenden Gegensätze vermannigfaltigt und der Entscheidungskampf und Ausgleichungsproceß derselben gesteigert!

Je mehr aber dieser Kampf und Proceß noch unentschieden hin- und herschwanken, je mehr es noch fehlt an der rechten Meister- und Herrschaft des Geistes, desto mehr ist auch unser Nervensystem noch bis zu dieser Stunde in all seinen Saiten höher und höher gespannt und gestimmt worden, in gleichem Maaße jedoch auch der Gefahr der Ueber- und Abspannung, sowie manchfacher Verstimmung ausgesetzt, und sind wir selbst versucht, durch äußere Mittel die hoch gehende Erregung theils zu unterstützen theils zu mäßigen, ein gegentheiliges zu tiefes Sinken derselben aufzuhalten oder sie sich daraus wieder erheben zu machen, und allerlei damit verbundenen und dazwischen liegenden Mißstimmungen zu begegnen. Und diese Mittel sind eben die bereits namhaft gemachten und als Stimmungsmittel, zum Theil aber auch insbesondere als Berauschungsmittel, bezeichneten, durch deren Mißbrauch wir aber leider das Uebel, dem sie abhelfen sollen, häufig vielmehr ärger machen, indem wir uns dadurch nicht blos manchfache Nervenleiden und weiter daraus resultirende physische Uebel verursachen, sondern die mancherlei Ver- und Mißstimmungen, die sie zur Folge haben, zum

Theil selbst Antheil an Wahnsinn und Verbrechen bekommen. Jedenfalls gießen wir durch dahin gehörige Getränke, die wir dem Wasser vorziehen, vollends noch Oel in das Feuer unserer übermäßigen Reizbarkeit, die wir besser durch geeigneten Gebrauch des Wassers beschwichtigen könnten und sollten.

Wie wir gerade dazu verleitet werden, das mögen dem allgemeinen Verständnisse nur die folgenden wenigen leichteren Einblicke einiger Massen näher rücken.

Wir würden zu den fraglichen Mitteln überhaupt viel weniger Zuflucht nehmen müssen und dann auch um so sicherer vor Mißbrauch derselben bewahrt sein, wenn wir besser auf Erregungs- und Beruhigungsmittel aus dem eigenen Geiste nach Kopf und Herzen und darauf bedacht wären, diese in den Stand zu setzen, uns jene nach Bedürfniß gewähren zu können. Soweit dieß nun aber leider der Fall nicht ist, so drängt uns das Bedürfniß zu jenen physischen Mitteln hin, deren Gebrauch uns aber nur zu leicht auch zum Mißbrauch verleitet.

Letzteres etwas näher zu veranschaulichen, fassen wir vor Allem den Mißbrauch gewisser Stimmungsmittel zu Berauschungsmitteln in's Auge. Was dabei von diesen gilt, gilt von andern zwar nicht in denselben Weisen und Graden, hat aber doch bei ihnen in ähnlichem Zusammenhange ähnliche Folgen. Und wenn es bei diesen auch nicht leicht zu solchem Aeußersten kommt, wie bei jenen, so werden sie nur um so leichter in noch viel größerem Umfange mißbraucht.

Zu Berauschungsmitteln werden nun namentlich die weingeistigen Getränke mißbraucht, und darunter nicht am wenigsten der Wein selbst, obwohl es von ihm selbst in der heiligen Schrift heißt: er sei dem Menschen (recht gebraucht) wie Leben, erfreue Leib und Seele und sei dazu geschaffen, daß er den Menschen fröhlich mache.

Fassen wir zunächst nur die mehr dynamische und unmittelbarer augenfällige Wirkung von weingeistigen Berauschungsmitteln auf den Menschen in's Auge, so bietet sich uns folgender Fortschritt derselben dar. Sie regen zunächst mehr oder weniger das ganze Nervensystem und von da aus einerseits die physischen Verrichtungen der Verdauung, Athmung, Blutbewegung, Ernährung und Absonderung, sowie andrerseits die meisten psychischen Functionen, höher an. Das Gesammtresultat davon reflectirt sich daher auch in einer bis auf einen gewissen Grad gehobenen behaglichen Gemüthsstimmung.

Gerade diese Stimmung verlockt aber gar leicht, sie mehr ihrer selbst willen, als wegen der ihr vorgängigen und zu Grunde liegenden mäßigen

Steigerung der physischen und psychischen Thätigkeiten, durch weiter fortgesetzten Genuß der Mittel, die sie bewirkt haben, noch höher zu steigern. Dieß geschieht zunächst in der durch „Spitz" bezeichneten Vorstufe eigentlichen Rausches, in welchem die erhöhte Stimmung vorerst nur insoweit auf die Spitze getrieben wird, daß sie einen Höhepunkt erreicht, auf welchem, was insbesondere das psychische Fungiren anlangt, mit größerer Lebhaftigkeit desselben auch noch ein nahezu entsprechendes Maaß von Bestimmtheit und Schärfe verbunden und auch die geistige Persönlichkeit der ihr gebührenden Herrschaft noch ziemlich mächtig ist.

Leider fehlt es nun dabei nicht an Verführerischem, die Steigerung noch weiter zu treiben oder wenigstens ihren Umschlag in ihr Gegentheil aufzuhalten, womit jedoch bereits der Fortschritt beginnt zum eigentlichen Rausche.

Dabei kommt namentlich das „in vino veritas" in Betracht. Darin, daß der dem Zustande der Berauschung Verfallende offener ausspricht, wie es ihm um's Herz ist, scheint etwas Vortheilhaftes zu liegen. Allein der eigentliche Grund davon ist der Verlust des Vermögens, seine Aeußerungen nach den Umständen zu bemessen, mit Rücksicht auf sie etwas zurückzuhalten oder modificirt auszusprechen u. s. w. Der dem Zustande der Berauschung Verfallende verliert überhaupt die Herrschaft über sich selbst. Dieser Verlust ist jedoch insofern mit einem gewissen Wohlbehagen verbunden, als der ihn auf diesem Wege Erfahrende, anstatt sich mehr und mehr mühevoll selbst zu beherrschen, mehr von den immer höher rauschenden Wogen des wachsenden Rausches getragen wird, ein Wohlbehagen, das zunächst zu seiner weiteren Steigerung ermuntert, das sich aber weiterhin mehr und mehr „zu ganz kannibalischem" Wohlsein steigert.

Jedenfalls ist im Fortschritte der Berauschung eine Steigerung des psychischen Lebens bald nicht wohl mehr nach seinem objectiven, der Wirklichkeit entsprechenden, Fungiren, sondern mehr nur noch nach dem subjectiven, möglich. Damit werden jedoch im psychischen Leben des Berauschten mehr und mehr blos subjective Illusionen und selbst Hallucinationen vorherrschend und dasselbe in einen Zustand versetzt, der sonst nur dem Traume, ja selbst dem Delirium und dem Wahnsinne, eigen ist. Es ist daher um so weniger zu verwundern, daß entschiedene Gewohnheitssäufer endlich wirklich der durch Säuferwahnsinn bezeichneten Form psychischer Krankheit ganz und gar verfallen, als das Folgende noch weitere ursächliche Momente dazu an die Hand geben wird.

Vorher aber, und wenn es überhaupt so weit nicht kommt, folgt der jeweilig mehr oder weniger weit gesteigerten Aufregung zeitweise entsprechende Abspannung, Abstumpfung und Erschöpfung — der Fluth des Rausches die Ebbe des „Katzenjammers.“ Und zwar nicht blos rücksichtlich des Erkennens und Wollens überhaupt, sondern auch nur rücksichtlich der sowohl für die willkürlichen als unwillkürlichen Bewegungen nöthigen Innervation. Erstere erfolgen immer unkräftiger, unsicherer und unzweckmäßiger, zitternd und zum Theil unwillkürlich, bis endlich vollends mehr lähmungsartiger Zustand eintritt. Durch die entsprechende Unmacht der unwillkürlichen Bewegung leiden aber entsprechend auch die vegetativen Grundfunctionen der Verdauung, Athmung, Blut-Bereitung und -Bewegung, Ernährung und Absonderung. Dem Allen entsprechend tritt an die Stelle des früheren Behagens und Wohlgefühls mehr oder weniger tiefes und allseitiges Mißbehagen und Wehegefühl, das zwar vorzüglich Veranlassung wird, über kurz oder lang von vorne anzufangen, bis aber endlich doch bleibendes allgemeines Herab- und Verkommen erfolgt, von psychischer Seite wohl bis zu einer Art andauernden vagen Wahnsinns, der aber zuletzt in einen mehr oder weniger blödsinnigen Zustand übergehen kann.

Zu solchem Aeußersten kommt es überhaupt um so leichter, als die zur Berauschung fortgesetzt mißbrauchten weingeistigen Getränke auch mehr p h y s i k a l i s c h - c h e m i s c h vermittelte tief verderbliche Folgen haben. Der leicht überallhin durchdringende Weingeistgehalt dieser Getränke macht nämlich die organische Substanz, mit welcher er in Berührung kommt, schrumpfen, ihren löslichen Eiweisgehalt coaguliren und die Organe für ihre Function mehr oder weniger unfähig, dagegen aber auch zu positiver krankhafter Entartung geneigt. Eben so werden namentlich die Verdauungssäfte durch den Weingeist so alterirt, daß sie ihrer Bestimmung nicht mehr genügen können. Zugleich von dieser Seite und von Seiten der Athmung wird nothwendig auch die Blutbereitung und werden mit ihr Ernährung und Absonderung nachtheilig alterirt und untergraben, das Blut namentlich übermäßig venös gemacht und erhalten, mit solchem Blute insbesondere Leber und Milz, Magen und Darmkanal überfüllt, übermäßige Gallenbereitung aus demselben bedingt und den genannten Theilen auch durch deren Product mehr und mehr übel mitgespielt. Zuletzt unterliegt der Organismus des Säufers namentlich oft der W a s s e r s u c h t, die auch in Folge einer Art Ironie der Natur an die Stelle seiner früheren W a s s e r s c h e u bei der Wahl der Getränke tritt.

Und doch ist endlich der Schaden, den von dem Mißbrauche der fraglichen Mittel als Berauschungsmittel die geistige Persönlichkeit des Menschen erfährt, noch ungleich bedeutender, als was davon sein Physisches und Psychisches zu leiden haben. Denn die bei fortschreitender Berauschung weiter und weiter getriebene, Anfangs nur bis auf einen gewissen Grad gehobene und darum um so behaglicher und befriedigender empfundene, Stimmung spiegelt dem Trinker seinen Zustand überhaupt, den seiner geistigen Persönlichkeit insbesondere, vollends als viel besser vor, als er wirklich an sich ist, und verleitet ihn, von dem eigenen freien Zuthun zur besseren Ausgestaltung und Geltendmachung derselben überhaupt und des sittlichen Charakters insbesondere mehr und mehr schuldig zu bleiben. Durch den Verlust und Verfall der geistigen Persönlichkeit überhaupt und der freien Selbstbestimmung insbesondere erleidet auch der psychische und physische Lebensinhalt des der Berauschung Verfallenen mehr und mehr Nachtheil schon dadurch, daß er des nöthigen Regiments und sonstigen wohlthätigen Einflusses von jenen verlustig geht und dagegen ihrer Mißregierung und üblem Einflusse überhaupt verfällt. Wie lange aber Psychisches und Physisches ihrem Ruine oft auch widerstehen, so kommt doch der an Berauschung Gewöhnte sittlich nur zu bald und weit zurück und herunter. —

Auch **Kaffee** und **Thee** — welche durch ein fast identisches Princip (Kaffeïn, Theïn) und höchst ähnlich wirken, nur daß sich dazu beim Kaffee auch noch durch das Brennen desselben gebildete Producte, gerade nicht zu seinem Vortheile, verstärkend hinzugesellen — kommen jedoch einiger Massen als Berauschungsmittel in Betracht. So gewiß sie aber nicht so mißbraucht werden und selbst nicht so mißbraucht werden können, daß sie die extremen Folgen der weingeistigen haben, so unverkennbar nähern sie sich diesen durch die erhöhte Stimmung, die auch sie bewirken, bis auf einen gewissen Grad an und kommt daher gerade obiger Zusammenhang dieser Stimmung mit der freien sittlichen Selbstbestimmung auch bei ihnen mehr oder weniger in Betracht. Ausserdem können auch sie nicht unbeträchtlich wenigstens dazu beitragen, unsere mit zu wenig Energie verbundene Reizbarkeit von Zeit zu Zeit so zu steigern, daß sie zeitweise entsprechend tief sinkt, und das Unbequeme und Nachtheilige beider Extreme zu vermehren. Näher an der geeignetsten Zeit zum Schlafen genossen, werden beide namentlich auch einem guten Schlafe hinderlich; und insbesondere spielt auch schon der **Nachmittagskaffee**, wie schon die unbehagliche Stimmung bezeugt, die er Vielen verursacht, überhaupt nicht Wenigen besonders übel mit.

Die narkotischen Stimmungsmittel dienen zwar, sofern sie ihre Wirkung als solche wirklich setzen, vor Allem zur Ermäßigung und Beruhigung der überhaupt bestehenden und insbesondere auch durch die bisher in Betracht gezogenen Stimmungsmittel weiter gesteigerten Reizbarkeit und Ueberreizung. Allein zum Theil kommen sie doch, theils ihrer eigenen Natur, theils ihrer verschiedenen Gebrauchsart, theils der verschiedenen Beschaffenheit der sie genießenden Individuen zufolge, auch selbst als Reizmittel in Betracht. So z B. der Tabak als scharfes Narcoticum, besonders als Schnupftabak, der dabei so unmittelbar auf das Gehirn wirkt; demnächst als Kautabak, zum Theil jedoch auch als Rauchtabak. Aber auch Narcotica blos als solche rufen, je bedeutendere Gifte sie sind und je reizbarer der Organismus ist, desto leichter mehr positive Gegenwirkung auf ihre zum Theil mehr nur drohende, als wirklich zu Stande kommende, negative eigentliche Wirkung hervor. Dabei setzt sich aber aus Ein- und Gegenwirkung zum Theil eine leicht nur um so verführerischere Stimmung zusammen, wie besonders bei deßfallsigem Gebrauche von Opium und Haschisch, wo sie namentlich als ein seeligstes Träumen bezeichnet wird, das jedoch über kurz oder lang alle Energie der freien sittlichen Selbstbestimmung und die äußerste Depotenzirung der ganzen Individualtiät zur Folge hat.

Bei uns kommt aus dieser Kategorie hauptsächlich der Tabak und insbesondere das Tabakrauchen in Betracht. Von ihm gilt aber wesentlich Alles, was von der ganzen Klasse und insbesondere von ihren zuletzt genannten Repräsentanten gilt, in wahrlich nicht unbedeutendem Maaße. Der Tabak ist ein mächtiges Gift. Er ist dieß hauptsächlich durch einen seiner Bestandtheile, das Nicotin, von welchem die Tabakpflanze nach Verschiedenheit der Varietät und Cultur mehr oder weniger enthält, das sich aber jedenfalls als eines der furchtbarsten und schnellst tödtenden Gifte erweist. Ein anderer Bestandtheil, das Nicotianin oder der Tabakcampher, macht den Tabak beim Rauchen hauptsächlich riechen und wirkt prickelnd, beissend und Ekel erregend. Auch das sich erst beim Verbrennen des Tabaks in den Rauchapparaten bildende empyreumatische Oel ist ein starkes narcotisches Gift. Von tödtlichen Vergiftungen von Menschen und Thieren durch Tabak auch abgesehen, charakterisiren ihn seine Wirkungen auf des Rauchens noch Ungewohnte, wie Uebelkeit, Erbrechen, Durchfall, kalter Schweis, Zittern, Schwindel, Betäubung, mächtiges Gefühl von Unmacht und Wehe 2c., von denen selbst an das Rauchen bereits Gewöhnte mehr oder weniger berührt werden, wenn sie mitunter stärkeren Tabak rauchen, als gewöhnlich,

deutlich genug. Ganz Null wird aber die giftige Wirkung des Tabaks auch bei letzteren nie und nirgends. Das zeigen insbesondere auch ganz bestimmt constatirte ärztliche Erfahrungen, nach welchen mehr oder weniger beträchtliche krankhafte Zustände sehr verschiedener Organe bei Tabakrauchern hauptsächlich vom Tabakrauchen verursacht erschienen, sich besserten und verschwanden, wenn dasselbe auf längere Zeit ausgesetzt wurde, aber wieder auftraten nach neuerdings angefangenem Rauchen.

Solche krankhafte Folgen des Tabakrauchens sind, außer mehr örtlichen für die Augen, die Lippen und Zähne, die Schleimhaut des Mundes und von da aus für die Verdauungs- und Athmungsorgane, zunächst vielgestaltige Nervenleiden (Neurosen) der verschiedensten Theile des Nervensystems, von denen aus sie sich aber auch auf die verschiedensten Organe und Gewebe der eigentlich nur physischen Organisation erstrecken. Mit dem Rauche gelangt ein immerhin noch beträchtlicher Theil von Nicotin in die Lungen, von denen aus er schnell weiter in den übrigen Organismus aufgesaugt wird. Man hat berechnet, daß davon ein Raucher, der in einem Jahre etwa 15 Pfd. Tabak verbraucht, 300—400 Grammen in sich aufnimmt. Weiterhin hat zwar das Nicotin allem Anscheine nach vorzugsweise Beziehung auf das Rückenmark und die Rückenmarksnerven und gehören daher zu seinen Folgen besonders Anomalien der Nerventhätigkeit auch in den Regionen der Brust und des Unterleibs. Aber seine Wirkungen gelten auch einerseits dem Gehirne und andrerseits dem Geschlechtsleben. In ersterer Beziehung hat man sie wenigstens mitbetheiligt gefunden namentlich auch bei der Verursachung von Kopfschmerzen, Schwächen des Gesichtes und Gehörs, psychischer Abstumpfung und in äußersten Fällen selbst von psychischer Krankheit, insbesondere dem Säuferwahnsinn ähnlicher; in der andern Beziehung aber bei der Verursachung geschlechtlicher Impotenz. Auch blos von häufigem und langem Aufenthalte, vollends wohl selbst Schlafen, in stark von Tabaksrauch angefüllten geschlossenen Räumen hat man lähmungsartigen Zustand und selbst den Tod erfolgen sehen. Wer sich deshalb näher informiren will, mag z. B. Schwabe: der Tabak vom sanitätspolizeilichen Standpunkte, in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche und öffentliche Medicin, neue Folge Bd. 6, Heft 1 S. 27 — 107, zu Rathe ziehen.

Und doch handelt sich's über all' das hinaus auch noch um höchst bedenkliche Wirkungen des Tabakrauchens auf das geistige Leben im engeren Sinne überhaupt und auf das sittliche Moment desselben ins-

besondere. Da fragt man aber, wohl selbst ohne deren Angabe abzuwarten, wie es denn doch komme, daß gleichwohl so allgemein und noch immer allgemeiner geraucht werde? Wir können die Beantwortung dieser Frage und die Angabe der deßfallsigen weiteren Wirkungen füglich in folgender Weise mit einander verbinden.

Gewohnheit wird eben überhaupt leicht zur andern Natur, vollends aber wo das Nervensystem vorzugsweise im Spiele ist. Und das beschränkt sich nicht blos je auf die gegenwärtige Generation, so daß, wer sich von ihr bis auf einen gewissen Grad an das Tabaksrauchen gewöhnt hat, dabei auch mit einer Art Naturnothwendigkeit festgehalten wird; sondern der Proceß erstreckt sich auch je länger desto mehr von jeder vorausgehenden Generation auf die nachfolgende. Es heißt auch dabei: wie die Alten sungen, zwitschern auch die Jungen. Und zwar nicht so, als ob sich's dabei nur um äußerliche Nachäffung handelte, sondern die neue Generation ist mit dem entsprechenden Bedürfnisse um so mehr schon in ihrem Keime behaftet, als dasselbe nicht ganz nur ein künstlich geschaffenes ist, sondern in der civilisirten Welt schon der ersten Einführung des Tabakrauchens und anderer Stimmungsmittel ein gewisses relatives Bedürfniß zu Grunde lag.

Ein gewisses Uebergewicht nervöser Reizbarkeit, wie es schon der Fortschritt der Entwickelung mit sich bringt, wird in demselben Maaße, in welchem es an demjenigen fehlt, was Sache des Geistes sein sollte und könnte, leicht über die rechte Höhe hinaus gesteigert, und fordert dann von anderwärts her eine Ermäßigung, wie sie allerdings in seiner Weise auch das Narcoticum des Tabaks gewähren kann. Da wir es aber auch an Genüssen nicht fehlen lassen, welche dasselbe steigern, so kommt es zeitweilig nach Ueberreizung auch zu allzutiefem Sinken solcher Reizbarkeit. Und auch alsdann kann der scharf narkotische Tabak durch seine deßfallsige positive Wirkung das Deficit verhältnißmäßig wieder ausgleichen helfen.

Indem wir solche nicht-geistige Stimmungsmittel positiver und negativer Art überhaupt selbst wieder unzweckmäßig mißbrauchen, bereiten wir uns durch sie selbst mancherlei Ver- und Mißstimmungen, die wir wiederum mehr nur durch sie zu bekämpfen suchen, dabei aber oft und leicht Uebel nur ärger machen u. s. w.

Dazu gibt es in der civilisirten Welt nicht wenige Menschen, welche weder geistig noch körperlich gehörig thätig sind und doch zugleich einerseits mehr oder weniger in erregenden Genüssen schwelgen und andrer-

seits namentlich auch nur blose Leibesübungen zu sehr vernachlässigen. Denen wird die für Thätigkeit der einen und andern Art bestimmte, aber nicht dazu verwendete, Energie zur Last und Plage. Sie suchen dieselbe auf andere Weise zur Ruhe zu bringen und sich selbst Ruhe von ihr zu verschaffen, und erreichen diesen Zweck wirklich gewisser Massen durch das gerade vorzugsweise die motorische Seite der Nerventhätigkeit und durch diese die Willens- und Thatkraft überhaupt lähmende Tabakrauchen. Dabei kommt noch überdieß zum Theil die Selbsttäuschung in Betracht, vermöge deren sie mit dem Scheine der Thätigkeit des Tabakrauchens die Zeit ausfüllen, die ihnen außerdem ohne wirkliche Thätigkeit zu lange werden würde. So aber verlieren sie über das Rauchen mehr und mehr auch an geistiger und sittlicher Energie und geht diese gewisser Massen selbst in Rauch auf.

Die ältere amerikanische Bevölkerung, von der wir das Tabakrauchen gelernt haben, wobei wir jedoch nicht blos auch wilde Völkerschaften, sondern selbst Affen zu Mitschülern hatten und haben, erklären als den davon zu ziehenden Gewinn „ein Träumen mit offenen Augen", um dessen willen ja vollends auch Opium und Haschisch hauptsächlich geraucht werden. Aber das ist eben auch der Hauptjammer, daß damit energisches Wachen hintan gehalten, dafür ein guter Theil der Zeit und Kraft verträumt wird und dabei alle körperliche und geistige Energie mehr und mehr verloren geht.

Auch wo das Tabakrauchen Arbeit überhaupt und geistige insbesondere begleitet und theilweise auch wirklich begünstigt, verdirbt es doch edlere und wohlthätigere Einflüsse selbst nur aus der äußeren Natur, wie namentlich reine atmosphärische Luft, selbst positiver Weise oder stumpft wenigstens mehr oder weniger gegen solche ab. Und kann man sich denn von Tabakrauchen begleitetes künstlerisches, dichterisches Schaffen, höheres Denken, die Vorbereitung einer Predigt u. dergl. vorstellen, ohne davon Beeinträchtigung deßfallsiger Thätigkeit und ihres Resultates zu fürchten? Wie vielfach mögen doch der Boden und die Atmosphäre menschlichen Lebens durch Tabak und Bier bereits in den ersten Jünglingsjahren und gerade auch in der akademischen Blüthezeit so alterirt werden, daß gewisse uns so nöthige edlere Pflanzen kaum mehr darauf und darin gedeihen oder wenigstens ihre Frucht zur rechten Reife bringen können!

Bei all' dem mag selbst auf das Tabakrauchen angewendet werden, daß Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebe. Außer allem Zweifel aber steht, daß wir alle Ursache haben, den Gebrauch enger und enger ab-

zugrenzen. Das fordern nicht blos außerdem unmittelbar und mittelbar sehr ernstlich gefährdete physische und geistige Interessen, sondern es ist auch schon dringende Gewissenssache, daß durch den Tabakbau nicht zu viel Boden auf Kosten nährender Früchte in Anspruch genommen und den Armen das Brod vertheuert werde, sowie daß nicht jährlich Millionen einerseits auf Kosten wesentlichster Lebensbedürfnisse eines großen Theils der Consumenten und ihrer Angehörigen selbst und andererseits zum Theil wohl namentlich auch auf Kosten der Wohlthätigkeit gegenüber der immer weiter um sich greifenden und immer höher steigenden Armennoth in Rauch aufgehen.

12.

Blicke in das Reich der Krankheiten, ihre Verursachung, Geschichte, Heilung und Verhütung — Schlußwort.

Schon aus dem Inhalte des letzten Abschnittes läßt sich unschwer entnehmen, wie manchfache Fehler der eigenen Lebensführung möglich sind und leider nur zu häufig auch wirklich Statt finden, und wie vielfach durch dieselben der menschliche Lebensinhalt selbst schon in der Wechselwirkung mit nothwendigen und an sich wohlthätigen Lebensbedingungen, geschweige denn vollends mit Anderem, schon an sich mehr oder weniger Bedenklichem, in den Fall kommen kann, trotz der ihm wesentlich eigenthümlichen Fähigkeit, zur Erhaltung seiner Integrität und zur Wiederherstellung derselben, wenn sie gleichwohl verletzt worden ist, von selbst wenigstens beizutragen, aus seinem normalen Zustand in abnormen übergeführt zu werden.

Nun gibt es leider auch gar Vieles, das an sich geeignet ist, den gesunden Zustand in kranken zu verkehren, und mit dem in Berührung und Wechselwirkung zu kommen, oft beim besten Willen nicht zu vermeiden ist. Wir beschränken uns deßhalb hier nur auf das Folgende. —

In Städten erleiden, je größer und volkreicher sie sind, um so mehr durch mancherlei in ihnen Angehäuftes selbst Luft und Wasser manchfaltige der Gesundheit nachtheilige Verunreinigungen und Veränderungen. Finden doch zum Theil selbst die alsbald der Verwesung verfallenden Auswurfstoffe gesunder und kranker Menschen und Thiere durch Luft und Wasser wieder Eingang in den menschlichen Organismus. Zudem erfährt da die bessere Beschaffenheit der Luft schon dadurch Abbruch, daß sie in den zum Theil manchfach gewundenen, von

hohen Häuserreihen eingeschlossenen, mehr oder weniger engen Straßen in dem freien Austausche mit dem allgemeinen Luftmeere beschränkt ist, während es auch an Vegetation fehlt, die ihren Sauerstoffgehalt ersetzen helfen und ihren Ueberschuß an Kohlensäure absorbiren könnte. Vollends wird die Luft in den Häusern und Wohnräumen dessen, was wir von ihr brauchen, beraubt, ohne gehörigen Ersatz dafür zu finden, und statt dessen mit dem, was ausgeathmet, ausgedünstet und sonst mit ihr vereinigt wird, verunreinigt. Ferner zehren auf Kosten des Athmungsbedürfnisses der Menschen Tausende von Feuerstellen und Lichtflammen mit an dem Sauerstoffgehalte der Luft und mischen ihr überdieß weiter Verunreinigendes bei. Selbst Licht und Wärme erleiden Beschränkungen, ungleiche Vertheilung an die entgegensetzten Seiten der Straßen u. s. w. —

Aber auch andere mehr oder weniger umfangreiche Localitäten sind reiche Quellen von in die Luft aufnehmbaren Schädlichkeiten, welche zum Theil ganz specifisch nachtheilig nicht blos auf die nächste menschliche Bewohnerschaft, sondern durch Vermittelung der Atmosphäre auch weiterhin, wirken. So namentlich einerseits an stehendem Wasser überreiche und mehr andauernd sumpfige Gegenden oder Stromausmündungen ins Meer, besonders deltaförmige, in welche das Meer während der Fluth mehr oder weniger landeinwärts bringt und von welchen es zur Zeit der Ebbe wieder zurücktritt, dann aber allerlei Meereserzeugnisse zurückläßt, die bei höheren Temperaturgraden rasch in Verwesung übergehen, deren der Gesundheit nachtheilige Producte mit der Luft, die ihnen als Träger dient, Eingang in den menschlichen Organismus finden. Ueberhaupt findet in solchen Localitäten reichlich vegetabilisches und animalisches Wesen und Verwesen und davon nachtheilige Alteration der Luft über ihnen und um sie statt. Andere Localitäten wirken nachtheilig auf die Luft und durch diese auf die menschliche Bewohnerschaft durch allzu große Wasser- und Vegetations-Armuth, oder vollends dadurch, daß mehr oder weniger tief unter der Oberfläche Gährungs-, Fäulniß-, Moder- oder vulkanische Processe walten, welche von ihnen aufsteigende, der Gesundheit nachtheilige, Exhalationen zur Folge haben.

Ueberhaupt ist die atmosphärische Luft, wie sie der seelenartigste Bestandtheil unseres Planeten ist, auch von entsprechender Empfänglichkeit für mancherlei und vielseitig bewirkbare Abweichungen ihrer normalen Beschaffenheit. So können denn dort und da auch mehr andauernde extreme klimatische Beschaffenheiten und überall extreme Witterungszustände, und zwar eben sowohl lange Dauer eines und desselben

als schneller Wechsel entgegengesetzter, zu bedeutenden Schädlichkeiten für den Menschen werden. —

Je weiter unser besser bewaffnetes Auge in der Kenntniß auch der kleinsten vegetabilischen und animalischen Organismen vordringt, welche größere zum Theil als Parasiten bewohnen und selbst im bessern Falle wenigstens überhaupt auf Kosten der letzteren gezeugt und geboren werden, selbst zeugen und gebären, sich nähren und ihre ganze Lebensökonomie beschaffen, sowie in ihnen sterben und ihr Grab finden — desto mehr Krankheitsursachen lernen wir auch von dieser Seite kennen, mit denen der Mensch entweder selber behaftet ist oder deren er sonstwie, namentlich auch durch den Genuß pflanzlicher und thierischer Stoffe als Nahrungsmittel, theilhaftig wird, wie z. B. in neuester Zeit in zum Theil erschreckender Weise der Trichinen des Schweines. —

Zudem sind im Mineral-, Pflanzen- und Thierreiche manchfaltige entschiedene Gifte fortwährend in Vermehrung und Fortpflanzung begriffen, die nicht blos die Gesundheit mit Krankheiten, sondern selbst unmittelbarer das Leben mit dem Tode bedrohen. —

Dazu kommt, daß ein beträchtlicher Theil der Krankheiten, und darunter die bedeutendsten, fähig ist, sich durch giftverwandte Ansteckungsstoffe von einem menschlichen Individuum aus in anderen, zum Theil auch von Thieren aus im Menschen, wesentlich ähnlich fortzupflanzen, wie Pflanzen, Thiere und Menschen durch ihr Geschlechtsleben neuen Individuen ihrer Art das Dasein geben. —

Wieder von andern Krankheiten geht durch die Zeugung von den Eltern auf die Kinder die Anlage über und kommt zu ihrer Zeit nur zu häufig, auch unter der Gesundheit sonst noch so günstigen Umständen, zur Entwickelung. —

Und, um nur noch auf Eines hinzuweisen, welche reiche Quelle von Krankheitsursachen und Krankheiten ist der Krieg!

Und doch bedarf es um so weniger mächtiger Einwirkungen aus der Aussenwelt zur Verursachung von Krankheiten, je mehr und stärkere Krankheitsursachen, wie das bunte Heer manchfaltiger theils exaltirender theils deprimirender Gemüths-Stimmungen und Bewegungen, in uns selber walten und aus dem Innersten unserer geistigen Persönlichkeit immer von Neuem Nahrung und Wachsthum erhalten. Ja, selbst nur mehr ab- als zunehmende Widerstandsfähigkeit unseres Organismus erleichtert es auch minder bedeutenden Einwirkungen von außen immer mehr, krankmachend auf uns zu wirken.

So ist der menschliche Organismus, wie er vorzugsweise die Welt

im Kleinen ist, auch einer ganzen Welt von Krankheiten fähig und ihrer auch leider theils nach theils neben einander theilhaftig.

Um aber dennoch auch Laien wenigstens einigen, ihnen wahrlich nicht unnöthigen, Einblick in den deßfallsigen gegenwärtigen Stand zu ermöglichen, möchte am besten ein historisches Zuwerkegehen in folgender Weise dienen.

Da kommt denn schon rücksichtlich der Verursachung der Krankheiten namentlich auch Folgendes in Betracht. Jede Gegenwart ist in jeder Hinsicht die Frucht ihrer Vergangenheit und zugleich der Keim ihrer Zukunft. Wie daher die Gegenwart überhaupt je und je erst aus der Vergangenheit möglichst erkennbar und verständlich ist, so sind dieß insbesondere auch die Krankheiten der Gegenwart aus der bisherigen Geschichte des kranken Lebens, das sich eben je und je aus der Vergangenheit in die Gegenwart hereinzieht und aus dieser in die Zukunft erstreckt. Die Gegenwart wird jedoch in dieser, wie in jeder andern, Hinsicht nicht blos dadurch möglichst begreiflich, daß man sie nur von irgend einem Gliede der ganzen Kette der Vergangenheit aus in Betracht zieht, sondern vollends erst dadurch, daß man dieß möglichst vom ersten Gliede der Kette aus thut.

Die etwaige Annahme: als ob das Reich der Krankheiten von jeher dasselbe gewesen sei, wie heute, wäre schon gegen alle Analogie im Verhältniß zur ganzen übrigen Geschichte. Auch ist historisch so bestimmt bekannt, wie irgend etwas Anderes, daß im Laufe der Zeit einzelne einst herrschend gewesene Krankheiten mehr oder weniger vollständig ihren Untergang gefunden haben und andere erst ins Dasein getreten sind.

Nicht minder unstatthaft erscheint aber auch nur die Annahme, daß es wenigstens Krankheiten überhaupt vom ersten Anfang der Geschichte der Menschheit gegeben habe. Dieser Annahme stehen die übereinstimmenden Traditionen aller älteren und ältesten Culturvölker entgegen, nach welchen die Geschichte überhaupt mit einem goldenen Zeitalter, oder wie es sonst bezeichnet werden mag, begonnen hat, in welchem noch Alles eine seiner Entwickelungsstufe entsprechende Normalität behauptete und über welches hinaus zwar ein Fortschritt der Entwickelung stattfand, aber auch Abnormes überhaupt und Krankhaftes insbesondere erst zu Stande kam und sich in der Folge mehr und mehr

vermannigfaltigte und verstärkte. Damit stimmen aber auch die göttliche Offenbarung und das competenteste menschliche Denken überein.

Letzteres vor Allem insofern, als jeder würdigere Begriff von Gott und jeder gelungenere Einblick in das Wesen des Daseins die Annahme ausschließt, als habe dieses schon seinem Ursprunge nach nur etwas sein können oder sollen, in welchem Zweckmäßiges und Zweckwidriges, Gutes und Schlimmes, in allseitigem Widerspruche und Widerstreite begriffen seien.

Ist aber solcher Widerspruch und Widerstreit erst später hineingekommen, so kann die Quelle davon nur entweder in der Naturnothwendigkeit oder in der Geistesfreiheit oder in beiden gemeinschaftlich gesucht werden. Allein Naturnothwendiges konnte blos aus sich nur der Naturnothwendigkeit oder seinen Naturgesetzen folgen und somit nur normal sein, eben weil ihm keine Wahlfreiheit zukommt. Der der Freiheit fähige und zur Freiheit bestimmte Geist des Menschen und etwaiger ähnlicher außerirdischer Wesen dagegen hatte die Wahl, seiner Bestimmung entweder zu entsprechen und sich dann normal fort zu entwickeln, oder aber sich in Widerspruch dazu zu setzen, dann aber abnorm und normwidrig zu werden und darin weiter fortzuschreiten. Solche Wesen haben aber, wie sie höher stehen als blos Naturnothwendiges, auch entsprechenden Einfluß auf dieses und daher im letzteren Falle hinterdrein auch dieses von seiner Norm abweichen, abnorm und normwidrig werden, machen können und müssen. Der Annahme einer Allmacht und Unabänderlichkeit der Naturnothwendigkeit oder der Naturgesetze aber, vermöge deren die Freiheit gänzlich wirkungslos gegen dieselben wäre, steht die Erfahrung aller Zeiten im Kleinen und Großen wenigstens insofern unverkennbar entgegen, als dieselben Pflanzen und Thiere noch immer durch zweckmäßige oder zweckwidrige Behandlung über ihre mittlere Beschaffenheit hinaus gefördert oder unter dieselbe herabgebracht werden; als der unter dem Einflusse einer höheren und edleren Cultur ihrer menschlichen Bevölkerung blühendste Zustand ganzer Länderstrecken durch den Verfall solcher Cultur ebenfalls mehr oder weniger vollständig in Wüsten verwandelt worden sind; als noch in der neuesten Zeit durch entsprechendes Schalten und Walten der menschlichen Bewohnerschaft, z. B. durch rasche und umfassende Beseitigung höherer Vegetation, Ausrottung von Wäldern u. dgl., die Fruchtbarkeit des Bodens und selbst das Klima ganzer Gegenden die auffallendsten Veränderungen erlitten, indem dadurch Bedingungen atmosphärischer Niederschläge beseitigt oder wenigstens geschwächt, Quellen versiegen

gemacht worden sind, mit der Verkümmerung der Vegetation überhaupt die Beschaffenheit der Luft selbst alterirt wurde u. s. w. — wogegen jedoch durch Urbarmachung und zweckmäßigen Anbau von bisher unbebautem Lande auch entsprechende vortheilhafte Veränderungen verursacht wurden. Wie wenig übrigens der vom Menschen ausgehende, die irdische Natur unter und um uns ins Nachtheilige alterirende Einfluß auch die Gesetze und Ordnung des großen Weltganzen tangiren mag, so reicht er doch hin, gerade das uns näher Stehende von jener, mit dem wir zunächst in so vielseitiger und inniger Wechselwirkung stehen, hinlänglich in ihrer Normalität, auch uns selbst zum Schaden, zu stören und zu verändern.

So weisen uns denn in Uebereinstimmung mit Früherem alle dabei in Betracht kommenden Instanzen unausweichlich darauf hin, daß es Krankheiten, wie Uebel jeder Art, nicht von allem Anfang der Schöpfung an gegeben habe und daß ihre uranfängliche Verursachung nur in Mißbrauch der Freiheit des Geistes zu suchen sei. Da ist sie aber auch wirklich zu finden. Denn bleiben wir deßhalb nur beim Menschen stehen, ohne auf andere geistige Wesen, die schon früher als der Mensch in den wesentlich gleichen Fall gekommen sein konnten und der göttlichen Offenbarung zufolge wirklich gekommen sind, so drängt sich weiter Folgendes auf.

Der jedenfalls schon in der Urzeit des Menschengeschlechts möglich gewesene Mißbrauch seiner Freiheit mußte, wenn er wirklich eintrat, nicht blos gegen die im Geschaffenen gegebene Ordnung, sondern vollends gegen Gott, den Schöpfer und Ordner, selbst verstossen. Wie der Mensch dazu auch verleitet sein mochte, so konnte es doch um so weniger fehlen, daß als unmittelbarste Folgen davon entsprechende Regungen und Zustände des Gewissens und ganzen Gemüths eintraten, als diese nicht durch deßfallsige Gewöhnung bereits abgestumpft waren. Es mußten sich also theils wegen des bereits Geschehenen theils wegen der weiter davon zu gewärtigenden Folgen alsbald die lebhaftesten und stärksten Affecte der Unruhe, Schaam, Reue, Furcht, Angst u. s. w. einstellen und entsprechend nachtheilig vor Allem auf den Geist, dann aber auch auf das Psychische und Physische des Menschen selbst, einwirken.

Der menschliche Geist, nicht blos dadurch geschädigt, sondern vorher zu Gott, dem absoluten Geiste, selbst, in welchem er sein unerschöpfliches Complement, an dessen absoluter Fülle er ungemessen Theil haben konnte und sollte, in ein Mißverhältniß getreten, das ihm diese Quelle des Segens nicht blos verkümmerte, sondern auch in eine des

Unsegens verwandelte, — der dadurch sich selber Verdunkelung, Verarmung und Unordnung bereitende menschliche Geist mußte nun aber das mit ihm zum ganzen Menschen so innig verbundene Psychische und Physische weiter manchfach falsch behandeln und verschlechtern. Der Mensch mußte ferner auch mit der äußeren Natur in ein entsprechend falsches Verhältniß gerathen und sie nicht blos als Mittel für sich selbst zu seinem Schaden mißkennen und mißbrauchen, sondern sie auch an sich normwidrig umgestalten und nachtheilig auf ihn zurückwirken machen. Und auch die durch solche abnormirende Einwirkung auf die äußere Natur vorerst nur in dieser hervorgerufene mehr oder weniger gewaltsame Reaktion mußte nachtheilig auf den Menschen zurückwirken.

Wenn nun aber bei dem Allen gleichwohl ein Fortschritt der Entwickelung des Menschengeschlechts stattfand und dasselbe seinerseits im Großen, nach Analogie des Individuums im Kleinen, in den Fall kam, Aenderung seiner bisherigen Lebensweise einzugehen, so z. B. daß Fleischnahrung überhaupt erst an die Tagesordnung kam oder wenigstens in ein günstigeres Verhältniß zur Pflanzennahrung trat, einzelne Lebensmittel erst durch Fortschritt des menschlichen Wissens und Könnens hergestellt wurden und in Gebrauch kamen, wie z. B. der Wein, so konnte es, wie es einmal mit dem menschlichen Geiste und dem Menschen überhaupt stand, auch nicht ohne schädlichen Mißbrauch des Neuen in der Lebensweise abgehen.

Das bis auf einen gewissen Grad herangewachsene Menschengeschlecht hatte weiterhin nicht mehr Raum genug in seinem bisherigen Wohnsitze und sah sich genöthigt, sich nach verschiedenen Seiten theilweise darüber hinaus auszubreiten. Dabei mußte sich an verschiedenes Klima und andere Landesnatur gewöhnt und darin eingelebt werden, was wiederum nicht ohne Nachtheil für die Gesundheit erfolgen konnte.

Gleichzeitig entwickelte sich das bisher mehr gleichartige Ganze, und zwar unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich ganz normal, fortschreitend in verschiedene Raçen, Völkerstämme, Völker u. s. w., womit sich die relative Gesundheit manchfaltiger modificirte und wobei jede Modification zugleich auch als ensprechende Krankheitsanlage in Betracht kommt. Gleichen Schrittes differenzirten sich die Lebensweisen der verschiedenen Theile und gestalteten sich entsprechende Fehler derselben. Waren mit Städteanlagen schon an sich auch Nachtheile für die Gesundheit der menschlichen Bevölkerung derselben verbunden, so brachte das Städteleben auch nicht nothwendige Nachtheile mit sich. Auch Kriege

blieben nicht aus und wurden anfangs, wie weiterhin, Quellen manchfacher Schädlichkeiten.

Wie viel auch von den nächsten Folgen der so anwachsenden Schädlichkeiten noch längere Zeit hindurch von der noch jugendlicheren und noch immer in wenigeren Individuen concentrirten Kraft des Menschheits-Organismus je bald wieder insoweit ausgeglichen werden mochte, daß es nicht sofort entschieden zu Krankheiten kam, so mußte darunter doch die relative Gesundheit als solche Noth leiden und sich verschlechtern, sowie die Lebensdauer sich verkürzen.

Auch was seiner Zeit wirklich bestimmter Krankhaftes zuerst zu Stande kam, bestand aller Analogie zufolge erst nur in einfacheren krankhaften Zuständen, in mit Recht sogenannten Krankheitselementen, welche für erst später zum Dasein gekommene concrete Krankheiten eben nur als Elemente in Betracht kommen. Ihr uranfängliches Zustandekommen war damit gegeben, daß einzelne Momente der auf dem eben bezeichneten Wege verschlechterten relativen Gesundheit da und dort ein gewisses Maaß überschritten, vermöge dessen sie um so eher zu einer gewissen Selbständigkeit und Dauer gelangten, als zugleich der übrige Organismus an Vermögen verlor, sie bald und vollständig genug wieder zu beseitigen. Dazu mußte es da zuerst kommen, wo nach der bisherigen Betrachtung überhaupt Alterationen des ursprünglichen Zustandes zuerst eintraten, nämlich im Bereiche des Gefühls. Dessen selbständiger und dauernder gewordene Verstimmungen vor Allem mehr deprimirenden, dann aber zum Theil auch mehr exaltirenden Charakters, mußten aber mehr und mehr Analoges auch theils in der Willensseite des psychischen Lebens, zunächst von den Trieben aus, theils in der Erkenntnißseite, vor Allem von den Vorstellungen aus, zur Folge haben. Indeß sich jedoch solche psychische Krankheitselemente als solche bis auf einen gewissen Grad erst später ausbildeten und vollends erst noch später zu concreteren psychischen Krankheiten combinirten, trugen sie schon vorher wesentlich zur Ausbildung physischer Krankheitselemente bei, wie fehlerhafter Blutbereitung und Blutbeschaffenheit, Unregelmäßigkeiten des Blutumtriebs, örtlichen oder auch allgemeinen Blutmangels oder Blutüberflusses — eines gewissen Minus oder Plus, sowie qualitativer Abweichungen, der Ernährung und Absonderungen — defectiven oder excessiven und von beiden Seiten disharmonischen Einflusses motorischer Nerventhätigkeit auf die mehr automatische oder mehr willkürliche Bewegung ausführenden Gewebe und damit in nächster Verbindung stehenden Knochengebilde u. s. w. Daran reihten sich dem-

nächst Krampf, Entzündung und Fieber, die gewisser Massen bereits ein Mittelglied bilden zwischen blosen Krankheitselementen und concreteren Krankheiten, zu deren Constituirung sich weiterhin erstere, in welchen selbst schon eigentlich nur pathologische Wirkungen und auf deren Wiederbeseitigung abzielende Gegenwirkungen deutlicher verbunden sind, mit letzteren mannigfaltig vereinigen.

Concretere Krankheiten, und zwar vor Allem physische, sind übrigens je früher um so mehr nicht sowohl Sache einzelner Individuen, als vielmehr unmittelbarer des ganzen Geschlechts oder wenigstens größerer natürlicher Bestandtheile desselben, ganzer Bevölkerungen. Denn je jünger etwas Organisches noch ist, ein desto homogeneres Ganzes all' seiner Bestandtheile ist es noch. So auch das ganze Menschengeschlecht, einzelne Raçen, Völkerstämme, Völker und ganze mehr einfache oder mehr gemischte Bevölkerungen. Erst bei weiterem Fortschritt der Entwickelung treten immer mehr und immer stärker werdende Differenzen auf und prägen sich vollends Individualitäten im engsten Sinne immer mannigfaltiger und schärfer aus.

So gibt es denn auch, je weiter in der Geschichte zurück, in desto günstigerem Verhältnisse, wie rücksichtlich der Gesundheit, so auch rücksichtlich der Krankheiten, allen Individuen Gemeinsames, das sich bei ihrer alsdann noch geringeren Verschiedenheit nur in entsprechend verschiedenen Graden und sonstigen Modificationen geltend macht, wie es mehr gemeinsam verursacht wird. Die ärztliche Kunstsprache bezeichnet das als endemisch, sofern es einer einzelnen größeren oder kleineren Bevölkerung vor andern und im Ganzen mehr andauernd eigen ist — als epidemisch aber, sofern es mehr nur zeitweise vorkommt, dann aber auch mehr verschiedenen Bevölkerungen gleichzeitig oder nach einander gilt. Man kann Beiderlei zusammen durch pandemisch bezeichnen und nennt Krankheiten der Art überhaupt auch Volks- oder Massen- oder Gesammtkrankheiten. Ihren Gegensatz bilden die sogenannten sporadischen, darunter solche verstanden, die vorzugsweise Sache einzelner Individuen und ihrer individuellen Verhältnisse sind. Wie man jene auch Krankheiten im Großen nennen kann, so diese Krankheiten im Kleinen, noch bestimmter Individualkrankheiten. Noch so viele gleichartige und gleichzeitige Fälle letzterer Art bilden gleichwohl keine En- oder Epidemie, wogegen einzelne von diesen in ganz ausgeprägter Weise nur bei wenigen Individuen einer Bevölkerung vorkomnen können, während die übrigen aber doch auch in irgend einem Grade und in irgend einer Modification daran Theil nehmen. Es gilt hierbei von

ganzen Individuen als Bestandtheilen einer bestimmten größeren oder kleineren Bevölkerung wesentlich dasselbe, was bei sporadischen oder Individual-Krankheiten nur von den einzelnen Bestandtheilen des individuellen Organismus gilt.

Es ist ein großer und wesentlicher Mangel und Uebelstand, wenn nicht auch die Gesundheits-, Krankheits- und Heilungsverhältnisse, wie nach kleinerem Maaßstabe blos für den individuellen Organismus, so auch nach dem größeren Maaßstabe für ganze Bevölkerungen und zuletzt für das ganze Menschengeschlecht als größeren organischen Ganzen aufgefaßt werden. Hauptsächlich deßhalb steht es auch heute so verzweifelt schlecht um die doch so wichtige En- und Epidemiologie.

Als historisch am weitesten in der Geschichte zurück verfolgbare Hauptformen concreter Krankheit finden sich nun wirklich vor eine vorzugsweise epidemische und acute, d. h. im einzelnen Falle mehr energisch und rasch verlaufende, und eine vorzugsweise endemische und mehr chronische, d. h. minder energisch und langsamer verlaufende, langwierigere — beide, wie die Geschichte überhaupt, am weitesten zurückreichend im östlichen Theile der sog. alten Welt oder der östlichen Halbkugel der Erde. Die acute epidemische wird überhaupt als Pest bezeichnet, die hier gemeinte Form, zum Unterschiede späterer Pestformen, als antike Pest, die wir jedoch erst auf einer gewissen Stufe ihrer ganzen, bereits weiter nach Westen vorgerückten, Entwickelungsgeschichte in der sog. athenienſischen Pest, während des peloponesischen Kriegs, etwas näher kennen gelernt haben, von wo aus wir sie aber, noch weiter westlich vorschreitend, noch über ein Jahrtausend verfolgen können. Die mehr chronische und endemische dagegen charakterisirt sich überhaupt als Aussatz.

Im weiteren Fortgang der Geschichte überhaupt erscheint jene älteste Pestform insofern als Mutter anderer acuter epidemischer Krankheiten, als sich allem Anscheine nach einzelne Bestandtheile derselben zu neuen selbständigen Krankheiten daraus entwickelten oder als jene in diese über-, dabei aber auch selbst auf- und draufging, und somit ihren Untergang fand. Aus diesem Umwandlungsprocesse gingen zunächst namentlich eine andere Pestform und die Menschenpocken hervor; aber im Oriente der alten Welt viel früher als im Occidente, wo dieß entschiedener erst im sechsten christlichen Jahrhunderte geschah, so jedoch,

daß sich hier dieser Proceß theilweise noch lange, zum Theil durchs Mittelalter in die neue Zeit herein historisch deutlicher verfolgbar, fortsetzte und später namentlich noch weitere acute Ausschlagskrankheiten zur Folge hatte, während er und seine früher ins Dasein getretenen analogen Resultate im Osten nur sehr theilweise historisch bekannt sind. Doch ist unter Anderem außer Zweifel, daß es im Orient wenigstens 1000 Jahre früher Menschenpocken gab, als im Occident. Auch ein analoges Schicksal des Aussatzes und seiner Resultate im Osten der alten Welt können wir mehr nur erschließen aus der Geschichte des Aussatzes im Westen.

Die neue Pestform, welche im Occident während des ganzen Mittelalters herrschte und noch heute nicht ganz erloschen ist, war übrigens die Bubonenpest, die man als die vorzugsweise mittelalterliche Pest bezeichnen kann und von der sich gegenwärtig nur noch auf östlichere Punkte beschränkte Ueberreste als deßhalb sog. orientalische Pest vorfinden.

Auch der Aussatz fing erst nahe um den Anfang der christlichen Zeitrechnung an, mehr und mehr Terrain gegen Westen zu gewinnen, und kam daselbst erst gegen die Höhe des Mittelalters zur ausgedehntesten Herrschaft.

Während des klassischen Alterthums war übrigens schon gleichen Schrittes mit seiner vorerst mehr aufsteigenden Geschichte, vollends aber von deren Höhepunkte bis zu seinem tiefsten Niedergange, auch das Reich der Krankheiten überhaupt mehr und mehr angewachsen. Dabei traten die sporadischen Krankheiten, darunter auch einiger Massen selbst schon die psychischen, in ein immer günstigeres Verhältniß zu den en- und epidemischen, und ebenso im späteren Verlaufe die chronischen zu den acuten.

Der Uebergang vom Alterthum in das Mittelalter war überhaupt, unbeschadet der großen Bedeutung des letzteren, bis auf einen gewissen Grad im Großen analog dem alltäglichen im Kleinen vom Tageswachen in den nächtlichen Schlaf- und Traumzustand. Wie Krankheiten im Kleinen und Einzelnen bei eintretender Nacht häufiger zum Ausbruche kommen, als in andern Tageszeiten, so war auch das Mittelalter sofort von seinem Anfange an im Großen und Ganzen um so reicher an solchen, als es dazu auch von den letzteren schlechteren Zeiten des Alterthums Bedingungen reichlich erbte. Wie übrigens in der früheren mittelalterlichen Geschichte überhaupt, so wurde vorerst auch in derjenigen des kranken Lebens insbesondere, die involutive Richtung vor-

herrschend, vermöge deren sich zum Theil einzelne bereits selbständig neben einander bestandene Krankheitsformen temporär wieder zu Einer umfassenderen indifferenzirten, wie z. B. zur sogenannten Feuerpest oder zum heiligen Feuer. Wie im Kleinen und Einzelnen in der Nachmitternacht und gegen Morgen sich vorherrschend kritische Wendungen in Krankheitsfällen ereignen, so im späteren Verlaufe des Mittelalters auch im Großen und Ganzen.

Jedenfalls erreichte allem Anscheine nach die Bubonenpest bereits um die Mitte des 14. Jarhunderts im sog. schwarzen Tod ihren Höhepunkt, und aus ihrem hierauf folgenden Rückbildungs- und Auflösungsprocesse gingen ungefähr vom Ende des 15. Jahrhunderts an einerseits die Typhusformen hervor, welche man als die moderne Pest bezeichnen könnte. Durch die bisherigen Jahrhunderte der Neuzeit bildeten sich verschiedene Formen des Typhus erst vollends aus und wurden eine nach der andern vorherrschend. Früher gilt das namentlich vom Petechial- oder exanthematischen Typhus, erst später vom Abdominaltyphus. Schon bald zu Anfang dieses Entwickelungsprocesses erstreckte sich der Typhus in modificirter Form als sog. gelbes Fieber auch auf die westliche Hälfte der Erdkugel oder auf die sog. neue Welt. Andrerseits hatte dieser Umwandlungsproceß der Bubonenpest weitere Formen acuter Ausschlagskrankheiten zur Folge, wie Masern, Scharlach, Friesel, Rötheln und Varioloiden. Auch der Croup bildete sich erst vom Ende des 16. Jahrhunderts an vollends aus.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hörte auch der Aussatz auf, im Westen an der Tagesordnung zu sein, indem er sich hauptsächlich in die daselbst jetzt erst vollends zu Stande gekommene Syphilis oder Lustseuche metamorphosirte, wozu es allem Anscheine nach im Oriente längst bis auf einen gewissen Grad und annäherungsweise auch im Occidente während den späteren Zeiten des Alterthums gekommen war. Außerdem aber scheint sich der Aussatz in selbständigere chronische Hautausschläge entwickelt, sowie durch Reste von sich noch längerhin großentheils vorherrschend moderne chronisch-dyskratische Krankheiten bilden geholfen zu haben; namentlich auch Scorbut, übrigens aber vollends die Skrophulosis und Tuberkulosis, zuletzt wohl auch neuerlichst immer häufiger vorkommende Krebsformen.

Im Zusammenhange mit demjenigen, was schon im letzten Hauptabschnitte rücksichtlich des Zustandes des Nerven- und psychischen Lebens überhaupt, sowie ihres Verhältnisses zum gesammten modernen Leben, in Betracht gezogen wurde, spielen aber in neuerer und neuester Zeit

vollends Nerven- und psychische Krankheiten eine besonders hervorragende Rolle. Im Alterthum gab es zwar Krankheiten, welche Hauptformen psychischen Krankseins ähnliche Symptome darboten, es waren dieß aber noch weniger selbständige psychische Krankheiten. Das psychische Leben war da überhaupt mehr nur noch symptomatisch in der Gestalt von Delirien physischer oder auch Nerven-Krankheiten im engeren Sinne betheiligt. Auch das psychische Leben überhaupt bildete insofern früher mehr nur Bestandtheile concreter Krankheiten, die erst später zu selbständiger Existenz als psychische Krankheiten gelangten. Jedoch war auch das Mittelalter der selbständigeren Ausbildung psychischer Krankheiten noch weniger günstig. Ihre Hauptzeit war erst die Neuzeit. In ihr nahmen sie überhaupt noch immer ein günstiger werdendes Verhältniß zu anderen Krankheiten ein und herrschen insbesondere ideellere Formen, namentlich sog. fixen Wahns, vor, zuletzt in erschreckender Progression namentlich der sog. Größenwahnsinn, der mit seinem ein gewisses Maaß überschreitenden Hochdünken in engster Verbindung mit fortschreitender Schwäche und Lähmung darauf aufmerksam zu machen geeignet ist, wie viel ihm Analoges auch in unserem relativ gesunden Leben überhaupt vorhanden ist. —

Ueberhaupt ist ein Wendepunkt der Geschichte wie derjenige, in welchem wir begriffen sind, nothwendig ein auch an Krankheiten besonders reicher. So zeichnete sich denn das 19. Jahrhundert auch bereits durch eine vorzugsweise sog. welthistorische Krankheit aus, dergleichen zur Signatur jeder besonders wichtigen Epoche der Geschichte gehören. Dießmal nämlich durch die während bald zweier Menschenalter wiederholt zur Herrschaft über den ganzen Erdkreis gelangte Cholera, in welcher manchfache ältere und neuere Krankheitselemente in einander spielen dürften.

Und erst seit kaum einem Menschenalter überhaupt bekannte Krankheiten, wie namentlich theils die Cerebrospinal-Meningitis oder der Genickkrampf theils die sog. Febris recurrens, haben sich unter uns, gleichzeitig mit nochmals mächtiger aufgetretenen Menschenpocken und anderen acuten Ausschlagskrankheiten, sowie mit der Cholera, in der letzten Zeit, weitere Besorgniß erregend, geltend gemacht.

So reich wir aber auch bereits an Krankheiten sind, an welchen ältere und neuere in manchfachen Combinationen und Mischungen Theil haben, so erregt doch der durchschnittlich so tiefe Stand der Skala der relativen Gesundheit, vermöge dessen die letztere trotz aller Stütz- und Reizmittel mehr und mehr Schwäche, Widerstandsunfähigkeit und

vielgestaltige Kränklichkeit in sich schließt, noch immer weitere Bedenken.

Zugleich ergibt sich aus dem Vorstehenden namentlich auch, daß, wie in jeder Gegenwart, so auch in der unsrigen, die sich in sie aus der Vergangenheit hereinziehende Geschichte der relativen Gesundheit und der Krankheiten zugleich Ursachen der gegenwärtigen und nächstkünftigen Krankheiten liefert. Zu diesen Krankheitsursachen kommen nun aber diejenigen hinzu, welche jede Gegenwart durch manchfache Fehler ihrer Lebensweise in Bezug auf ihr geistiges, psychisches und physisches Leben sich täglich zu Schulden kommen läßt. Jene Erbschaft aus der Vergangenheit und dieser Zuwachs aus der Gegenwart verursachen je und je, vorzugsweise in dieser oder jener Richtung, so viel Krankhaftes mehr dieser oder jener Art, daß dasselbe von Zeit zu Zeit Maxima erreichen muß, die oft nur noch irgend eines geringen Anstoßes bedürfen, um als bestimmte Krankheitsformen in die Erscheinung zu treten, wie sie schon mehr oder weniger lang und oft auf- und wieder abgetreten sind, oder sich auch mehr als neue gestalten. Den nur noch nöthigen letzten Anstoß dazu, gleichsam den letzten Tropfen, um das Faß vollends überlaufen zu machen, gewähren allerdings nicht selten gleichzeitige Zustände der äußeren Natur, wie irgend eine gerade vorwaltende Witterungsbeschaffenheit. Auch liefert, wie wir zum Theil gefunden haben, die Natur wirklich sehr mächtige Krankheitsursachen. Allein nur zu oft setzt man auch die vollkommen zureichende specifische Ursache der bedeutendsten Krankheiten in der Natur und insbesondere in der atmosphärischen Luft in sog. Miasmen, ohne sie im Geringsten nachweisen zu können, nur deßhalb voraus, weil man andere Ursachen aus der Geschichte, aus dem Cultur- und socialen Leben ganzer Bevölkerungen, zu wenig beachtet und würdigt oder auch ganz und gar ignorirt. Auch wo man bei einzelnen Krankheiten mit Recht Ansteckung annimmt, pflegt man zuviel auf deren Rechnung zuschreiben. Wie auch solch' eine Krankheit ohne Ansteckung zuerst in der Geschichte auftreten mußte und es erst hinterdrein zur Fähigkeit brachte, sich selbst fortzupflanzen, so können auch noch jetzt eine neue Epidemie und einzelne Krankheitsfälle ohne Ansteckung zu Stande kommen, wie diese denn auch gar oft dabei nicht nachzuweisen ist, so gewiß sie auch nachher im Allgemeinen stattfindet. Werden ja auch von einer wirklich ansteckenden Krankheit nicht Alle befallen, die sich ihr aussetzen, sondern mehr nur dazu besonders Disponirte. Dieses Disponirtsein besteht aber eben in einem der Krankheit selbst bereits analogen Zustand, der, wie er die

Ansteckung begünstigt, in äußersten Fällen die Krankheit auch ohne Ansteckung zur Folge haben kann. So hören denn auch Epidemien zu Zeiten auf, in welchen es Ansteckungsstoff in Hülle und Fülle gibt, für den aber die entsprechende Disposition oder Anlage bereits erschöpft ist.

Schon aus den bisherigen Andeutungen erhellt hinlänglich, wie groß und vielseitig die Aufgabe ist, behufs der Heilung unserer Krankheiten, sowie der Bekämpfung und Beseitigung ihrer Ursachen, und damit auch der Verhütung von Krankheiten.

Was nun aber zuerst die Heilung anlangt, so fragt sich vor Allem: wie und wodurch dieselbe möglich sei? Zur Beantwortung dieser Frage, soweit es sich hier darum handeln kann, ist vor Allem daran von Neuem zu erinnern, daß der Organismus selbst im Großen und Ganzen, wie im Kleinen und Einzelnen, wie zur Verhütung, so auch zur Heilung, das Seinige beiträgt, ja oft das Meiste und Beste thut. Das, sein innerstes Grundwesen in physischer, psychischer und geistiger Hinsicht bildende, Streben, seiner Norm zu entsprechen und seine Bestimmung zu erfüllen, wird, wenn durch zu große Stärke und Mannigfaltigkeit der Krankheitsursachen gleichwohl Krankheit zu Stande gekommen ist, eo ipso zum Widerstreben, zur Reaktion dagegen, die in demselben Verhältnisse, in welchem Krankheiten Bedeutenderes sind, als noch in die Sphäre der relativen Gesundheit fallende Abweichungen von der Norm, bei jenen umfassender und mächtiger ausfallen, als bei diesen. Und je besser der Organismus ganzer Bevölkerungen und des einzelnen Individuums noch beschaffen ist, desto mehr und zweckmäßiger trägt er dadurch zur Heilung bei — wogegen aber freilich im entgegengesetzten Falle auch das Gegentheil gilt.

Das Uebrige hat in beiden Fällen durch ärztliche Anordnungen zu geschehen. Diese beziehen sich aber theils auf noch obwaltende oder weiter zu fürchtende Krankheitsursachen, die je nach ihrer Art und nach Möglichkeit bekämpft und beseitigt werden müssen oder aus deren Bereiche Kranke zu bringen gesucht, sowie weiteren möglichen vorgebeugt werden muß, handle sich's dabei mehr um außerhalb oder innerhalb des Kranken selbst Gegebenes — theils beziehen sich die ärztlichen Anordnungen auf das bereits verursachte Krankhafte, das nach Möglichkeit zu mildern, zu beschränken und zu beseitigen oder für dessen günstigeren Verlauf und endlichen Ausgang zu sorgen ist, was Alles aber ohne genügendes

Kausalverfahren ein Danaidengeschäft sein würde. Glücklicher Weise fehlt es zu diesem übrigen Heilverfahren nicht an Mitteln.

Nennen wir diese des Zweckes ihres Gebrauchs wegen Heilmittel, so sind sie doch nicht sofort gleichbedeutend mit Arzneien. Denn auch abgesehen von chirurgischen Heilmitteln und Heilmethoden, so kann auch sonst gar mancherlei Anderes außer eigentlichen Arzneien als Heilmittel benützt werden.

Doch wenn es zu beklagen ist, daß Laien leicht nur Arzneien für Heilmittel halten, mehr nur diesen vertrauen und mehr nur in Bezug auf sie den ärztlichen Anordnungen willig und pünktlich nachkommen, andere Heilmittel aber zu gering achten und deßfallsige ärztliche Anordnungen weniger genau befolgen — so wäre es noch mehr zu beklagen, wenn Aerzte von den eigentlichen Arzneien zu wenig hielten, wie es leider doch zeitweise mehr oder weniger allgemein geschieht. Denn es gibt glücklicher Weise Solches in der Natur, das seine wesentliche Bestimmung nur erfüllt, wenn es geeignet als Heilmittel gebraucht wird, während Anderes neben andern Zwecken, denen es dient, nur auch als Heilmittel benützt werden kann. Die rechte Würdigung der eigentlichen Arzneien kann und muß auch schon durch geeignetes Eingehen selbst auf ihre uranfängliche Genesis in der Natur gelernt werden, auf die denn auch durch folgende Erwägungen hingewiesen werden soll.

Arzneien sind an sich der Gesundheit nicht unmittelbar Förderliches, sondern vielmehr Schädliches, ja zum Theil geradezu Tödtliches. Dienen ja doch bereits auch die meisten und entschiedensten Gifte als Arzneien. Aber auch alles Andere, sich wirklich als Arznei Bewährende, eignet sich wenigstens nicht zu ähnlichem Gebrauche für Gesunde, wie vorzugsweise sog. Lebensmittel. Wenn es nun nicht schon uranfänglich in der Geschichte Krankheiten gegeben hat, sondern irgend eine Zeitlang nur Gesundheit, so hätten, so lange dieß der Fall war, Arzneien nicht blos keinen Zweck gehabt, sondern sogar das Gegentheil von dem bewirken können und mehr oder weniger müssen, wozu sie als Arzneien bestimmt erscheinen. Auch sie müssen also wohl zu dem erst secundär zu Stande Gekommenen gehören, wie auch die Krankheiten, gegen die sie erst dienen sollten und konnten. Und wirklich bieten sich einem weiteren ernstlicheren Daraufeingehen hinreichende Motive zu dem Schlusse dar, daß die ursprüngliche Genesis von Arzneien erst im engsten Zusammenhange mit dem Ursprunge und der Geschichte der Krankheiten erfolgen konnte und mußte.

Ist nämlich der Geist des Menschen innerhalb gewisser Grenzen

mit der Herrschaft über die irdische Natur belehnt und bildet der Mensch auch blos von seiner Naturseite als Mikrokosmos gleichsam das höchste Centralorgan im Gesammtorganismus der irdischen Natur, so müssen irgend bedeutende Veränderungen in diesem Centralorgane, vollends im Großen mehr oder weniger von Seiten des ganzen Menschengeschlechts, ähnlich entsprechende Veränderungen in der äußeren Natur verursachen, wie bedeutende Veränderungen in Centralorganen des individuellen Organismus im Kleinen dergleichen im übrigen Bereiche des letzteren zur Folge haben. Solche Veränderungen waren aber die Krankheiten des Menschengeschlechts. Je früher in dessen Geschichte dergleichen in's Dasein traten, desto bedeutendere entsprechende, ebenfalls abnorme, Veränderungen mußten sie in der übrigen Natur zur Folge haben. Und wie noch heute irgendwelche Uebel auch die Mittel zu ihrer Abhülfe zum Theil selbst in's Dasein rufen, so mußten auch die Folgen der menschlichen Krankheiten in der übrigen Natur um so mehr zugleich Heilmittel derselben sein, als in Natur und Geschichte ein Extrem das andere hervorzurufen pflegt und insbesondere in der Natur ein Negatives sein entsprechendes Positives und umgekehrt zum Theil noch immer hervorruft. Dieß um so mehr, als einerseits die menschlichen Krankheiten, wie bemerkt, je früher um so mehr gemeinsame Sache des Einen ganzen, noch weniger in eine größere Mannigfaltigkeit auseinander gegangenen, sondern noch concentrirteren, Menschengeschlechts waren und andrerseits auch die übrige irdische Natur noch jugendlicher und darum veränderbarer war. Wenn nun jedes krankhafte Plus im Menschheitsorganismus schon als bloses Krankheitselement, besonders in seinem nächsten Analogon in der äußeren Natur, ein entsprechendes Minus, jedes krankhafte Minus in jenem ein entsprechendes Plus in dieser, sowie jede krankhafte Qualität dort die entgegengesetzte hier, in's Dasein rief und dieser Proceß mit der Vermehrung, Verstärkung und gegenseitigen Combination der Krankheitselemente zu concreten Krankheiten gleichen Schritt hielt, so war eben die Folge davon das Zustandekommen einer Reihe vorzugsweise negativer Arzneien gegen vorzugsweise positive einfachere krankhafte Abweichungen; ferner einer Reihe vorzugsweise positiver Arzneien gegen vorzugsweise negative einfachere krankhafte Abweichungen und endlich wohl selbst von Arzneisubstanzen, welche den aus solchen einfacheren quantitativen und qualitativen Abweichungen verschiedentlich combinirten concreteren Krankheiten mehr oder weniger genau entsprechen — ein Gesichtspunkt, der jedenfalls für die tiefere wissenschaftliche Begründung des Begriffes „specifisch", bezüg-

lich des Verhältnisses zwischen Arznei und Krankheit wohl im Auge zu behalten sein dürfte. —

Allein wenn es demnach an Heilmitteln überhaupt und Arzneien insbesondere auch durchaus nicht fehlt, die an sich ihrem Zwecke zu entsprechen geeignet sind und deren richtige Anwendung die fortschreitende ärztliche Wissenschaft immer besser kennen lehrt — so kann man sich doch im besten Falle bei der Heilung von Krankheiten allein so lange nicht beruhigen, als die Krankheitsursachen und die Krankheiten als deren Wirkungen selbst fortwuchern. Wir hätten es eben dabei doch nur mit dem andern Extreme eines durchlöcherten Danaidenfasses zu thun, das sich trotz fortwährenden Ausschöpfens doch immer wieder füllte und auch schon deßhalb mehr Zufluß hätte, als Ausschöpfen erführe, weil auch geheilte Krankheiten dennoch gar oft Folgen hinterlassen, die selbst wieder als Krankheitsursachen in Betracht kommen. Es handelt sich daher im Großen und Ganzen, wie im Kleinen und Einzelnen, mehr und dringender noch um Verhütung der Krankheiten, als um Heilung derselben.

Verhütung von Krankheiten beruht nun aber hauptsächlich auf Vermeidung, Verminderung und Ausrottung ihrer Ursachen. Die dazu nöthigen Kenntnisse haben die ärztliche Wissenschaft überhaupt und der durch Hygieine bezeichnete Zweig derselben insbesondere zu gewähren. Daran haben sich demnächst medicinalpolizeiliche Veranstaltungen des Staates anzuschließen. Gar viel und Wichtiges dafür zu thun bleibt aber vollends der eigenen Lebensführung der Einzelnen zu thun übrig.

Das ist jedoch nicht nur so äußerlich und oberflächlich abzumachen. Gibt es ja doch nicht blos physische von außen einwirkende Krankheitsursachen und handelt es sich nicht blos um deren Vermeidung, Verminderung und Beseitigung, sondern auch aus unserem psychischen und geistigen Leben herauswirkende, ja haben auch die ersteren nicht blos ihren ersten Ursprung in letzteren, sondern wirken diese noch immer so auch auf die Aussenwelt, daß zu den in ihr einmal zu Stande gekommenen und sich dann selbst erhaltenden und vermehrenden Krankheitsursachen auch Anderes immer noch erst in solche umgewandelt wird. Erfolgen doch aus diesem unserem eignen Inneren und Innersten noch immer Wechselwirkungen selbst mit an sich Bestem und für die Gesundheit Wohlthätigstem, vermöge deren es so mißbraucht wird, daß es Krankheitsursache werden muß, und walten doch in jenem selbst noch immer Zustände und Vorgänge (des Gemüthes), welche, wenn sie auch auf den eigenen Lebensinhalt beschränkt bleiben, doch nicht minder geeignet

sind, diesem zu Krankheitsursachen zu werden, als schädliche Einwirkungen aus der Aussenwelt.

So fällt denn von der Aufgabe: Krankheiten durch Verminderung und Ausrottung ihrer Ursachen zu verhüten, gar viel und gerade das Radikalste dem freien Zuthun jedes Einzelnen anheim und besteht sie zuletzt wesentlichst darin, daß jeder Mensch durch möglichst richtigen Gebrauch seiner eigenen Freiheit einen Proceß begründen und mehr und mehr verstärken helfe, durch welchen Schritt für Schritt möglichst für Alle vermindert und wieder aufgehoben werde, was erst durch gemeinsamen und vereinzelten Mißbrauch der Freiheit zum Dasein gekommen und mehr und mehr angewachsen ist.

Damit sind wir aber auch von dieser Seite wieder bei der religiösen Frage angelangt, auf die wir uns von allen Seiten als auf diejenige zurückgewiesen finden, von deren, sich mit Macht besonders unsrer Zeit aufdrängenden, mehr oder weniger glücklichen Lösung das gleiche Schicksal auch aller anderen Zeit- und Lebensfragen und ein mehr oder weniger glücklicher Fort- und Ausgang aller unserer Angelegenheiten wesentlichst abhängt. In ihr findet sich unsere Zeit dem fundamentalsten Entweder-Oder und der durchgreifendsten, Gedeihen oder Verfall wahrer Bildung, ja Segen oder Fluch für alle Verhältnisse, wesentlichst bedingenden, Entscheidung unausweichlich immer näher gerückt.

sind, diesem zu Krankheitsursachen zu werden, als schädliche Einwirkungen aus der Außenwelt.

So fällt denn von der Aufgabe: Krankheiten durch Verminderung und Ausrottung ihrer Ursachen zu verhüten, gar viel und gerade das Wesentliche dem freien Zuthun jedes Einzelnen anheim und besteht sie zuletzt wesentlichst darin, daß jeder Mensch durch möglichst richtigen Gebrauch seiner eigenen Freiheit einen Proceß begründen und mehr und mehr verstärken helfe, durch welchen Schritt für Schritt möglichst für Alle vermindert und wieder aufgehoben werde, was erst durch gemeinsamen und vereinzelten Mißbrauch der Freiheit zum Dasein gekommen und mehr und mehr angewachsen ist.

Damit sind wir aber auch von dieser Seite wieder bei der religiösen Frage angelangt, auf die wir uns von allen Seiten als auf diejenige zurückgewiesen finden, von deren, sich mit Macht besonders unserer Zeit aufdrängenden, mehr oder weniger glücklichen Lösung das gleiche Schicksal auch aller anderen Zeit- und Lebensfragen und ein mehr oder weniger glücklicher Fort- und Ausgang aller unserer Angelegenheiten wesentlichst abhängt. In ihr findet sich unsere Zeit dem fundamentalsten Entweder-Oder und der durchgreifendsten, Gedeihen oder Verfall wahrer Bildung, ja Segen oder Fluch für alle Verhältnisse, wesentlichst bedingenden, Entscheidung unausweichlich immer näher gerückt.